Voltaire's politische Ideen

aus

seinen Werken gezogen

ein

Lesebuch für das Bedürfniss der Zeit.

Soyons justes, aimons la vérité, ne nous laissons pas séduire, jugeons par les choses, et non pas par les noms!

Voltaire.

---

nebst

einem Anhange

enthaltend

Auszüge aus Rousseau

über

dieselben Gegenstände

von

C. A. Fischer.

Leipzig, 1793.

bey A. L. Reinicke.

[illegible]

Herrn

V — — — t

in

Leipzig.

Erlauben Sie mir, mein würdiger Freund und Wohlthäter, daſs ich Ihnen diese kleine Schrift zueigne. Da mich das Schicksal jezt so weit von Ihnen führt, und ich nicht weiſs, ob ich Sie je wieder sehen werde — Ach! so möchte ich doch so gern etwas in Ihren Händen zurücklassen, was Sie täglich an mein dankbares Herz erinnern, Sie täglich um ihre fernere Liebe bitten, und Ihnen täglich sagen sollte, daſs ich nie der herzlichen Güte

vergessen werde, mit der Sie mich umfiengen, noch der frohen Stunden, die ich an Ihrer Seite zubrachte. Leben Sie wohl und glüklich, edelster, bester Mann! Leben Sie recht glüklich!

C. A. Fischer.

Vorrede.

Der Verfaſſer dieſer Auszüge hatte die groſsen franzöſiſchen Schriftſteller, und vorzüglich Voltaire, beſonders in der Abſicht ſtudiert, um Ihnen für ſeine Sprache die ſchone Darſtellung, die Klarheit des Ausdruks, und die Leichtigkeit des Styls abzulernen, die wenigſtens bis jezt noch nicht die ſtärkſte Seite unſerer meiſten Proſaiſten zu ſeyn ſcheint. Bey dieſer Lectüre entſtand das kleine Werk hier, das dem Publico

ihr nicht mit eurem cyniſchen Philoſophen auf allen vieren in ſeine Wälder zurückkehren wollt, ſo lange ihr ein gutes Stück Brod, oder ein feines Ragout ſeinen Eicheln vorzieht — o meine Freunde! ſo lange verſchont uns mit euern unſinnigen hirnloſen Geſchrey, oder predigt es den Bedlamiten.

Sobald die Menſchen in groſsen Geſellſchaften leben, ſo iſt es unvermeidlich, ſo iſt es nicht anders möglich: zwey Klaſſen müſſen ſeyn: Arme und Reiche. Dieſe herrſchen; jene dienen. Und nun? wieviel tauſend Unterabtheilungen, und wieviel mannichfaltige Nüancen wieder bey dieſen und jenen?

„Ich bin ein Menſch, wie ihr" — ſprichſt du — „habe Hände und Füſse, ſoviel Stolz und noch mehr als ihr. Mein Herz iſt zum wenigſten ſo unerſättlich, als das eurige, ſo unbeſtändig, ſo voll Widerſprüche; ich bin Bürger von St. Marino — Raguſa — u. ſ. w. Gebt mir mei-

nem Antheil Erde! — Funfzigtauſend Millionen Morgen, und dazu nur tauſend Millionen von uns zweybeinigen Geſchöpfen ohne Federn! Seyd billig! Gebt mir meine funfzig Morgen. Sie gehören mir von Gott und Rechtswegen.

O! guter Freund! — wird man dir antworten — Geh! Such' ſie bey den Caffern, bey den Hottentotten oder Samojeden! Vertrag dich beliebig mit ihnen — Aber hier iſt alles beſetzt! Willſt du bey uns deine Nahrung, deine Kleidung, deine Wohnung haben — Gut! Nun ſo arbeite für uns, wie es dein Vater machte. Bediene uns! Vertreib uns die Zeit! Wir wollen dich bezahlen. — Willſt du das nicht? So wirſt du betteln müſſen.

Laſst die Menſchen keine Bedürfniſſe haben — und ſie ſind von ſelbſt einander gleich. Laſst die ganze Erde gleich fruchtbar, gleich geſund ſeyn, gebt dem Menſchen den glüklichen Zuſtand der wilden Thiere, der Vögel u. ſ. w. und Herrſchaft

und Herrſchſucht wird eine Chimäre ſeyn, eine Abgeſchmaktheit — an die niemand denkt.

Wie? alle Armen wären unglüklich? Das wolle Gott nicht! Nicht einmahl die meiſten! Sie ſind ja von Kindheit auf in keiner beſſern Lage und vergeſſen bey immerwährender Arbeit leicht das drückende derſelben. Aber wenn ſie es einmahl fühlen? Nun! ſo erinnert euch an die Bauernkriege in Deutſchland *), England und Frankreich.

*) „Der vorzugsweiſe ſo genannte Bauernkrieg im Jahr 1525. war im Grunde nichts anders, als ein heftiger Schrey der von Edelleuten und Praſſern gedrükten Menſchheit, die ſich nach vielfachen demüthigen Vorſtellungen nicht anders, als durch eine ſchrekliche Exploſion zu helfen wuſste, was hernach freylich ihre geiſtlichen und weltlichen Tyrannen Rebellion und Aufruhr nannten. „Gott mag in ſeiner Gerechtigkeit diſs grewlich babiloniſch gefengknus nit gedulden — heiſst es in einer

Und doch was half das? Womit endigten alle diese Kriege? — Mit einer neuen Unterjochung. Die Mächtigen hatten Geld

der damals herausgekommenen Schriften — dass wir Arme also sollent vertrieben seyn, jire wysen abzumagen, und zu hewen, die äcker zu pawen, den Flachss darein zu seen, wider herauss raufen, rasseln, rösten, weschen, prechen, und spinnen, ja die Prüch an den arsch — auch erbsal klawen, moren und spargen zu brechen. Hilf Gott! wo ist doch des Jammers je erhört worden, sy schetzent und reyssent den Armen das margk auss den Paynen und das müssen wir verzinssen. Wo bleybent die Stecher und Renner, die Spieler und Baukotierer, die da völler sind, als die kotzende Hundt, dazu müssen wir Armen Inen stewren, und zinsen, und gält geben, und solt den Arme nicht dest mynden weder prot, salz noch schmaltz daheyme haben, mit sampt iren weybern, und kleinen unerzogenen Kindern u. s. w. S. Strobels schäzbare Beyträge zur Litteratur 2n Bandes 1stes St. und besonders" Beytrag zur Geschichte des Bauernkriegs in Franken u. s. w. herausgegeben von Waldau. Nürnberg 1790. Als die Unruhen durch die Schlacht bey Frankenhausen unterdrükt worden waren, so musten die Unterthanen jeder durch

im Ueberfluſs — und Geld iſt alles in einem Staate. So gieng es, ſo würde es gehen.

Gewalt und Reichthum, Wolluſt und Tr[illegible]heit — da habt ihr die Götzen der Menſchen! Und was folgt daraus? daſs ein jeder die Schätze, die Weiber oder Töchter aller übrigen beſitzen, daſs ein jeder allein Herr ſeyn, und alle ſeinen Launen unterwerfen möchte, daſs ein jeder allein entweder gar nichts thun, oder doch nur zum Vergnügen arbeiten würde, NB. wenn es auf ihn ankäme. — Bey ſolchen treflichen Anlagen ſeht ihr denn nun, wohl daſs Gleich-

die Bank, Männer, Weiber, Arme, Reiche, drey rheiniſche Gulden erlegen. Das hieſs zur Erſetzung des Schadens, der den Edelleuten zugefügt worden war, und auf hundert und etliche 70000 Gulden geſchätzt wurde. Von der Geſchichte dieſer und andrer ähnlicher Unruhen an einem andern Orte. Keine Würkung ohne Urſache. Keine Revolution ohne Bedrückung. Wieviel wird ſich in funfzig Jahren hie und da geändert haben, oder ändern müſſen?

heit unter den Menſchen eben ſo unmöglich ſey, als Freundſchaft unter zwey Coquetten, oder zwey Miſsionnarien verſchiedener Confeſſionen.

So, wie das menſchliche Geſchlecht beſchaffen iſt — ſo wie unſere Staaten einmal eingerichtet ſind, — ſo kann das Ganze nicht beſtehn: oder eine gewiſſe Anzahl nützlicher Mitglieder müſſen ſchlechterdings nichts beſitzen. Gebt nur allen was ſie haben wollen, wenn ihr euch eure Schuhe ſelber machen, wenn ihr euren Acker ſelber beſtellen, eure Kühe ſelber hüten wollt. — Ich bin es zufrieden. —

Gut! wir wollen es ja nicht läugnen: In deinen vier Pfählen magſt du dich dem Kaiſer, und dem Groſsmogel gleich ſchätzen. Wenn dirs ſo gefällt, wer wird, wer kann dirs wehren. Denken kannſt du es, wie du willſt, das Handeln, o man wird dir's verbieten.

Folgt daraus, daſs der Koch ſeinen Herrn in die Küche ſchicken kann, um den Spieſs

zu drehen? Ich bin ein Menſch wie er „mag er ſagen" meine erſte Stimme war Weinen, er begrüſste die Welt wie ich; er wird ſterben wie ich. Iſst er anders, verdaut er anders, ſchläft er anders als ich? Laſst die Türken unſere Stadt einnehmen, laſst uns unter ihre Herrſchaft kommen; ich kann Baſcha von zwey Roſsſchweifen werden — alles kann ſich ändern — er kann mein Koch werden müſſen. — Alles recht ſchön, recht vernünftig geſprochen. Indeſſen bis die Türken im Beſitze deiner Stadt ſind, guter Freund, und bis du Baſcha biſt — ſo dächt ich bäkſt du deine Paſteten ruhig fort — oder die bürgerliche Ordnung iſt in Gefahr.

Aber Herr N. N.; der weder Koch, noch Miniſter, noch Schreiber, noch ſonſt was iſt, und ſich gleichwohl alle Tage über die Hochwohlgebohrnen Herren ohne Verſtand und Kenntniſs, ohne Tugend und Redlichkeit ärgert, der bey ihren glänzenden Palläſten mit Zähnknirſchen vorbey geht, und ihren rollenden Equipagen unter Flu-

Fluchen ausweicht, was ſoll er thun? — Auf eine wuſte Inſel ziehn.

So iſt der Herr und der Diener, der König und der Tagelöhner nicht gleich? Nein meine Freunde! In keinem Falle? — In keinem; als wo es auf Gerechtigkeit, und aufs Geſetz ankommt. Vor dieſem Richterſtuhle gilt kein Unterſchied, und dieſe Gleichheit iſt die Grundlage wahrer bürgerlicher Freyheit.

Regierung.

Es muſs doch ein groſses Vergnügen ſeyn zu regieren, weil ſogar viel Menſchen ſich damit befaſſen wollen. Zählt einmal unſere Götter der Erde zuſammen, und haltet die Menge Bücher „über die Regierung, die Kunſt zu regieren, Lehren für Fürſten„ u. ſ. w. dagegen. Warlich ich will alles verwetten, wenn ſich von den Verfaſſern nicht jeder für den Auserkohrnen gehalten hat, der die erſte beſte Vacanz oder

alle zuſammen gut und gerne erſetzen könnte.

Aber ich! — Nein! Gott ſoll mich bewahren daſs ich Könige belehren wollte, oder ihre Herren Miniſter, ihre Herren Kammerdiener, ihre Herren Beichtväter, ihre Herren Generalpächter, ihre Mesdames, ihre — Ich verſtehe mich nicht darauf, ich bin ein guter Unterthan. Ich verehre ſie ſamt und ſonders. Bey drey bis vier tauſend Bänden über die Regierung — wo ſollte wohl noch einer ſeyn, der die Pflichten ſeines Standes wenigſtens nicht wüſste?

Salus Populi lex ſuprema eſto! Vortrefflich! Eine Grundmaxime aller Nationen! Aber heiſst das Wohlfahrt, wenn man eine Anzahl Bürger hinwürgt, wie in allen innerlichen Kriegen? Seine Nachbarn umzubringen, ihre Güter an ſich zu reiſsen, das iſt Wohlfahrt eines Volks — in auswärtigen Kriegen. Ach! es iſt nicht ſo leicht über den Punkt ein recht heilſames Völkerrecht feſtzu-

ſetzen. Und eine Regierung die dem Fortſchritte des Verſtandes, und dem Selbſtdenken nicht hinderlich ſey, eine Regierung die den Geiſt der Sanftheit und mildere Sitten in der Geſellſchaft befördere — das iſt keine Kleinigkeit.

Ihr habt geometriſche Figuren die in ihrer Art vortreflich ſind; eure Arithmetik iſt vollkommen, viele eurer Handthierungen beruhen auf einer immer gleichmäſsigen, immer gleich guten Ausübung — aber Regierung der Menſchen — Wo wäre die Gute, da alle auf Leidenſchaften gegründet ſind, die ſich immer bekämpfen.

Habt ihr je ein Kloſter gefunden, das nicht voller Zwietracht geweſen wäre? Nun! Und in einem Königreiche ſollte keine ſeyn? Regierungen und Klöſter, und Familien — Ueberall Streitigkeiten! Freylich wurden ſie blutig, wie Nationen mit Nationen, Könige mit Königen ſtritten. Unterthanen mit Regenten waren oft nicht

minder kläglich. Was zu thun? Wagts, oder verkriecht euch in eine Höhle!

Mehrere Völker wünſchen eine neue Conſtitution. Die Engländer möchten alle Tage einen neuen Miniſter haben — aber auch eine andere Verfaſſung? — Ich glaube nicht. Die neuen Römer pochen alle auf ihre St. Peterskirche, und ihre alten griechiſchen Statüen, aber das Volk? Ach! es wollte von Herzen gern etwas von Benediktionen entbehren, wenn es nur beſſere Nahrung, beſſere Kleidung hätte. Weniger Gold in der Kirche, und mehr Getreide auf den Speichern! würden die Hausväter wünſchen. Ach! wenn doch die Zeit wieder käme, wo die Apoſtel zu Fuſse giengen, und die römiſchen Bürger ſich von Palaſt zu Palaſt in Sänften tragen lieſsen.

Man ſpricht ſoviel von den ſchönen griechiſchen Republiken, man erhebt ihre Verfaſſung bis in den Himmel. Nun will

ich wohl glauben, daſs es unter einem Pericles beſſer war, als unter einem Baſcha — aber die ſo beneideten Griechen beklagten ſich doch unaufhörlich, ſelbſt in den Zeiten ihrer gröſsten Blüthe. Zwietracht, Haſs von aufsen unter den Städten, Uneinigkeit und Feindſchaft war immer unter den Bürgern! die Römer holten ſich Geſetze bey ihnen, und die Griechen hörten nicht auf an den ihrigen zu ändern, doch wohl, weil ſie nichts taugten.

Was für eine Verfaſſung, wo man den gerechten Ariſtides verbannt, den guten Phocion, den weiſen Socrates legitime umbringt?

Ein Schweizer, ein Holländer, ein venetianiſcher Nobile, ein engliſcher Pair, ein Cardinal, ein Reichsgraf ſtritten einmahl auf einer Reiſe über den Vorzug ihrer Verfaſſungen. Was für ein Geſchrey! was für Beweiſe! Niemand verſtand ſich; jeder blieb bey ſeiner Meynung ohne davon eben überzeugt zu ſeyn. Man trennte ſich, ohne

etwas beſchloſſen zu haben. Jeder lobte ſein Vaterland aus Eitelkeit — und beklagte ſich darüber aus — innerm Gefühl.

Mit einem Worte: Herrſche wer kann! Iſt er Herr ſo herrſcht er ſo wie er kann!

Ihr kennt die engliſche Verfaſſung — durch die die Rechte des Königes, des Adels und des Volkes ſo ſchön beſtimmt ſind, und die jedem einzelnen, die vollkommenſte Sicherheit gewährt. Sie wird ſicher dauern ſo lange es menſchliche Dinge können. Aber auch das iſt gewiſs, daſs alle Staaten, die nicht auf SOLCHE Grundſätze gegründet ſind, Revolutionen erfahren werden, erfahren müſſen.

Was heiſst frey ſeyn? Nur von den Geſetzen abhängen. Und dieſe liebten die Engländer, wie Väter ihre Kinder, weil ſie ſie gaben oder doch zu geben glaubten.

Aber eine ſolche Verfaſſung konnte nur ſehr ſpät triumphiren. Denn wieviel mächtige Gegner gab es nicht zu bekämpfen? Die Gewalt des Papſtes, die allerſchrecklichſte, weil ſie auf Vorurtheile und Unwiſſenheit gegründet war; die königliche immer im Begriffe aufzuwachen, die man nie ihre Gränzen überſchreiten laſſen durfte; die Gewalt der Baronen, eine wahre Anarchie, und endlich die biſchöfliche, die über König und Adel die Oberhand gewinnen wollte, indem ſie das Profane mit dem Heiligen vermiſchte.

Nach und nach bildete ſich nun die Kammer der Gemeinen, und wurde der unerſchütterliche Damm, der alle dieſe reiſſenden Ströme aufhielt; und in Wahrheit, das iſt die eigentliche Nation. Handelt nicht der König nur für ſie und für die ſogenannten Prärogative? Sind die Pairs im Parlemente, und die Biſchöfe nicht nur ihrentwegen? Aber die Kammer der Gemeinen iſt allein für das Volk, weil jedes Mitglied ein Deputirter deſſelben iſt. Das

Volk verhält ſich gegen den König ohngefähr wie acht Millionen gegen eins; gegen die Pairs und Biſchöfe, wie acht Millionen gegen zweyhundert höchſtens. Und dieſe acht Millionen freye Bürger werden durch das Unterhaus vorgeſtellt.

Jedem Menſchen die natürlichen Rechte wiederzugeben, die ihm faſt in allen andern Monarchien genommen ſind — ſehet das ſchöne Ziel, wohin die engliſche Geſezgebung endlich gekommen iſt. Und was ſind das für Rechte? Völlige Freiheit der Perſon, der Güter, der Feder; in Criminalfällen nur durch ſeine Pairs gerichtet zu werden, und in jedem Falle nur nach den ausdrüklichen Worten des Geſetzes; ſich ungeſtört zu jeder beliebigen Religion bekennen zu dürfen, wenn man den Aemtern entſagen will, wozu nur die herrſchende fähig macht. Das heiſsen Prärogative.

Und in der That, welch eine groſse, welch eine glükliche Prärogative vor ſo vie-

len andern Nationen! Du kannſt dich ruhig niederlegen. Du wirſt morgen dein Vermögen noch eben ſo beſitzen wie heute. Man wird dich nicht mitten in der Nacht aus den Armen deiner Gattin, deiner Kinder reiſsen, um dich in ein ſchreckliches Gefängniſs oder in eine Wüſte zu führen. Du kannſt alles drucken laſſen, alles ſagen, was du denkſt. Und wirſt du angeklagt, ſchlechter Thaten, ſchlechter Schriften, ſchlechter Reden halber — dich richtet einzig das Geſetz!

Dieſes Vorrecht dehnt ſich ü[illegible] jeden aus, der in England landet. Ein Fremder hat die nehmliche Freiheit ſeiner Perſon, ſeiner Güter zu genieſsen. Und wird er angeklagt, ſo kann er verlangen, daſs die Hälfte der Geſchwornen Fremde ſeyn müſſen.

Warlich! wenn man das menſchliche Geſchlecht zu einer Geſetzgebung verſammelte, ſo müſste ſie zu ſeiner Sicherheit lauten. Aber warum richtet man ſich nicht

in andern Ländern darnach? — Warum wachſen die Cocosbäume in Oſtindien, und warum kommen ſie in Rom nicht fort. Die in England, gebt ihr zur Antwort, waren auch nicht immer glüklich damit, nur ſeit kurzen werden ſie mit Erfolg gepflanzt. Schweden hat es ihm nachgethan, ſie ſind nicht fortgekommen! Wieviel könnte man nicht in andern Provinzen anpflanzen, in Boſnien, in Servien. Nun! ſo verſuchts.

Und überhaupt guter Freund Bacha Effend' oder Mollah, ſeyd doch um alles in der Welt kein ſolcher ſchwachköpfiger Tyrann, und zieht die Felſeln eurer Nation noch feſter zuſammen. Werden denn euro Kinder alle Bachas ſeyn. Je ſchwerer ihr jezt das Joch macht, zu deſto elenderen Sclaven macht ihr ſie. Wir Unglüklichen! um des Vergnügens willen ein paar Tage Tyrann unter einem noch gröſsern zu ſeyn, überliefert du deine ganze Nachkommenſchaft den Felſeln! welcher Unterſchied unter einem Engländer und einem Bosniaken.

Krieg.

Alle Thiere leben in beständigem Kriege. Eine Gattung verzehrt die andere. Alle, die Hommel und Taube sogar, verschlingen eine ungeheure Menge unmerklich kleiner Thierchen. Die Männchen befehden sich wegen der Weibchen, wie Menelaus und Paris. Luft, Erde, Wasser, — überall Verwüstung.

Gott hat dem Menschen Vernunft gegeben. Scheint es nicht, als ob sie ihn vor der Erniedrigung bewahren sollte, den Thieren nachzuahmen? Hat er Waffen von der Natur seines gleichen zu tödten? Führt ihn sein Instinkt zum Blutdurst?

Und doch ist der mündeutsche Krieg sein schrecklichstes Erbtheil, seine abscheulichste Eigenschaft! Kaum zwey oder drey Nationen ausgenommen — und alle haben sich eine die andere aufzureiben gesucht. In der Sprache der Canadier sind Mensch und Krieger Synonyme. Bey

uns war es Räuber und Soldat. Manichäer! ihr ſeyd entſchuldigt!

Laſst den gröſsten, den erklärteſten Schmeichler gegen mich auftreten! Und doch wird Er mir geſtehen müſſen, daſs Peſt und Hungersnoth die ſchrecklichen Begleiter des Krieges ſind; wenn er nur einmahl die Lazarethe einer groſsen Armee, und die Dörfer oder Flecken durcheilte, in deren Gegend ſo eben eine groſse Schlacht gehalten wurde.

Ha! über die ſchöne herrliche Kunſt! die die Felder verwüſtet, die Wohnungen zerſtört, und ein Jahr in das andere gerechnet, von hunderttauſend Menſchen vierzig tauſend der Schlachtbank überliefert!

Ein Genealogiſte beweiſt einem Fürſten, daſs er in gerader Linie von einem Grafen abſtamme, deſſen Eltern vor drey bis vier hundert Jahren mit einem erloſchenen Hauſe einen Familienvertrag gemacht hätten. Dieſes Haus hatte entfernte Anſprü-

che auf eine Provinz, deren lezter Beherrſcher am Schlage ſtarb. Was iſt klarer als dieſes Recht? Der Fürſt und ſeine Räthe begreifen es ohne Schwierigkeit.

Vergebens proteſtirt die Provinz, die ein paar hundert Meilen von ihm liegt, daſs ſie ihn nicht kenne, daſs ſie keine Neigung ſpüre, ihn zum Herrn zu haben, daſs man doch wenigſtens die Einwilligung derer haben müſſe, denen man Geſetze geben wolle.

Der Fürſt erfährt das nicht einmahl. Sein Recht iſt unwiderſprechlich. Ohne Anſtand raft er eine halbe Million Menſchen zuſammen, die er leicht findet, weil ſie nichts zu verliehren haben, ſteckt ſie in Röcke von groben blauen Tuche, die Elle zu ſechs Groſchen, läſst ihre Hüte mit groben weiſsen Schnüren einfallen, exercirt ſie: Schwenkt euch! Rechts! Links! und marſchirt nun friſch auf den Heldenruhm los.

Die andern Fürſten hören von dieſen Zurüſtungen, nehmen nach Maasgabe ihrer Kräfte ebenfalls Theil daran, und bedecken einen kleinen Strich Landes mit mehr beſoldeten Mördern, als die Dſchengiskan, Tamerlan und Bajazet nicht bey ſich hatten.

Zu den entferntern Völkern erſchallt nunmehr die Nachricht, daſs man einander zu Leibe geht. Es giebt zwey bis drey Sechſer den Tag zu verdienen, wer mit will! Straks theilen ſie ſich in zwey groſse Haufen, wie Schnitter, und verkaufen ihren Dienſt an jeden, der ſie bezahlen will.

Dieſe Haufen erbittern ſich nunmehr, wüthen gegen einander, und ſind einer auf den andern ſo teufliſch erpicht, als wenn es einen Vatermord zu rächen gäbe. Und doch verlieren und gewinnen ſie nichts bey der Sache, und wiſſen nicht einmahl, worüber das alles herkommt.

Da ſind fünf bis ſechs kriegführende Mächte, bald drey gegen drey, bald zwey

gegen viere, bald eine gegen fünfe. Eine die andere verwünſchend, bald verbunden, bald angreifend — aber alle darüber einig ſo viel Böſes als möglich zu thun.

Und nun das ſonderbarſte bey dieſem hölliſchen Unternehmen? Jeder Anführer dieſer Mörderbanden läſst ſeine Fahnen einſegnen, und rufet Gott an, ſein Gedeihen zur vorhabenden Metzelung zu geben. Hat er nie das Glük zwey bis dreytauſend Menſchen ſchlachten zu laſſen; ſo bekommt ſein Gott keinen Dank. Sind aber ſo ein zehn bis zwölftauſend durch die Gnade des Höchſten erſchoſſen oder niedergehauen, und aus beſondrer göttlicher Güte noch eine Stadt von Grund aus verwüſtet: ſo erſchallt ein ziemlich langer Lobgeſang *) in einer Sprache, die keiner ſeiner Spiesgeſellen verſteht, und die zum Ueberfluſs noch voller Barbariſmen iſt. Wohl zu merken, daſs dieſer Lobgeſang auch bey Hochzeiten und Geburten gebraucht wird.

*) Te deum laudamus!

Menſchlichkeit, Wohlthätigkeit, Ehrbarkeit, Sanftmuth, Mäſsigkeit, Gottesfurcht, Weisheit — was gehen mich die an, indeſs ein halb Pfund Bley auf ſechshundert Schritte von mir abgeſchoſsen, mich Armen zerſchmettert; indeſs ich unter hölliſchen Schmerzen neben ſechs tauſend andern erſterbe; indeſs meine Augen ſich nur zum leztenmahle öfnen, um meine Vaterſtadt mit Feuer und Schwerdt verheert zu ſehen und die lezten Töne, die an mein Ohr ſchlagen, das Jammergeſchrey und Wehklagen meiner Gattin und Kinder ſind, die unter den Ruinen begraben werden. — Und das alles für die vermeinte Sache eines Menſchen, den wir nicht kennen.

Das ſchlimſte bey dem allen? — daſs der Krieg eine unvermeidliche Geiſsel iſt. Der berühmte Montesquieu meint, man dürfe ſeine Nachbarn mit Feuer und Schwerdt angreifen, ſobald man befürchten könne, daſs ſie zu blühen und zu mächtig würden. Wenn das der Geiſt der Geſetze iſt, ſo ſind es die Geſetze eines Borgia und Machiavell.

vell. Hat Montesquieu unglücklicherweise die Wahrheit gesagt, so muss man dennoch dawider schreiben, und wenn sie selbst durch Thatsachen bestätigt würde.

Nein, meine Freunde! der Krieg wäre ja offenbar ungerecht. Eure Nachbarn tödten wollen, damit sie — die euch unangegriffen liessen — nicht im Stande sind es zu thun. Euer Land ins Unglück bringen, um ein andres ohne Ursache zu verwüsten. Das wäre ja weder anständig noch ersprieslich. Ihr wisst! man kann nicht immer für den Erfolg stehn.

Wird Euer Nachbar in Friedenszeiten zu mächtig, wer verwehrt es euch, ihm nachzuahmen? Wenn er Allianzen gemacht hat, thut es auch! Hat er mehr Mönche, mehr Manufacturisten und Soldaten, macht es eben so. Uebt er seine Matrosen, lasst Eure nicht müssig. Das ist alles sehr gut.

Aber Euer Volk dem schrecklichsten Elend aussetzen, in der so oft chimärischen

Hofnung euren lieben Bruder, den durchlauchtigſten groſsmächtigſten Nachbar caput zu machen — welche Thorheit!

Auflage.

Kann eine Geſellſchaft beſtehen, ohne daſs jedes Mitglied etwas zu den gemeinſchaftlichen Koſten beyträgt? Das Gegentheil iſt klar. Alle müſsen bezahlen.

In den Republiken, und in den Staaten, die mit dem Nahmen Königreich doch in der That nichts anders ſind als Republiken, iſt jeder Burger nach ſeinen Kräften und den Bedürfniſsen der Geſellſchaft belegt.

In den deſpotiſchen Reichen, oder höflicher zu reden, in den monarchiſchen Staaten iſts etwas anders, da belegt man die Nation ohne ſie zu Rathe zu ziehen.

Ein Landmann mit zwölfhundert Livres Einkommen muſs ſich zu ſeinem höchlichen Erſtaunen vierhundert davon neh-

men laſſen. Andere kommen kaum mit der Hälfte ihres Erwerbes hin.

Nun! Wozu wird alle das Geld angewendet? Wenn man es andern Bürgern gäbe, das wäre wohl der löblichſte Gebrauch.

Warum nehmt ihr mir mein halbes Vermögen? — fragt der Landmann — Warum? Soldaten zu bezahlen, dazu würde ſchon ein Fünftel hinreichen. Aber auſſer den Soldaten? Nun die Künſte, der Luxus u. ſ. w. wollen ja nicht vergeſſen ſeyn.

Nimmt der gute Mann die Backen zu voll, und will er ſich durchaus nicht auf die Gründe ſchinden laſſen, ſo wirft man ihn in ein abſcheulich Loch. Da beſinne dich, du politiſcher Atheiſte! Unterdeſſen verkauft man deine Meubeln. Endlich ſteht dir auch der Galgen zu Dienſten. Ach was doch der für gehorſame Unterthanen macht! Glücklicher Regent! Mit willigem Herzen opfern ſie ihr Gut und Blut

zu deinen — Maitreſſen und Jagdhunden auf!

Verwenden Ihro Majeſtät, Ihro Durchlaucht, u. ſ. w. dieſe Summen blos auf indiſche Spezereyen, Caffe von Mocha, engliſche und arabiſche Pferde, Levantiſche Seide, chineſiſche Tändelein. — Was wird die Folge davon ſeyn? daſs in wenig Jahren von alle dem Gelde kein Heller mehr im Lande iſt.

Aber Fabriken und Manufakturen zu unterhalten, und das was in den Schatz des Fürſten flos, mit weiſer Hand wieder unter die Nation zu vertheilen — das wäre eine Anwendung!

Ein Bauer kommt einmahl in die Hauptſtadt. Das erſte was ihm in die Augen fällt, iſt eine ſchöne Dame in Goldbrokat gekleidet. Sie ſteigt in ihre prächtige Carolle die zwey perlfarbene Pferde ziehen; Vier Lakais in Livreen, die Elle zu fünf Thaler hinten auf.

Gnädiger Herr — fragt der Bauer einen davon — Gnädiger Herr! wo nimmt denn die Madam das Geld her so einen Aufwand zu machen?

Der König giebt ihr eine Pension von vierzig tausend Livres, mein Freund — antwortet der Lakai.

Vierzig tausend Livres? erwiedert der Bauer — du lieber Gott! die muſs ein armes Dorf bezahlen.

Ey! du haſt Urſach zu klagen' — entgegnet der Lakai — Wer hat denn die Seide zu ihrem Kleide eingeſammelt, und verkauft? Von wem hat denn der Tuchmacher die Wolle zu meinem Kleide genommen? Von wem nimt denn unſer Bäcker das Korn zu unſerm Brode? Wer bringt denn die jungen Hüner zu Markte und verkauft ſie an uns — Nichtwahr, ihr? Sind alſo die vierzig tauſend Livres nicht wieder dir und deinen Nachbarn zugefloſſen.

Dem Bauer wollen zwar die Gründe dieſes philoſophiſchen Bedienten nicht völlig einleuchten, daſs aber etwas wahres darin ſeyn müſſe beweiſt das Dörfchen ſelbſt. Es beſteht, und man zeugt Kinder dort, die unter weniger Klagen wieder welche zeugen, die es nicht anders machen.

In allen polizirten Ländern ſind die Auflagen äuſserſt ſtark, weil die Laſten des Staats ſo ſchwer ſind, und je reicher ein Land iſt, deſto gröſser ſind die Auflagen.

Einige ſpekulative Köpfe wollen die Auflagen bloſs auf die Produkte des Akerbaus eingeſchränkt wiſſen. Aber wie? Ich hätte ein Stück Land mit Flachs beſäet, und zweyhundert Thaler daraus genommen, ein reicher Manufakturiſte aber, der Spitzen aus dem Flachs gemacht hätte, zwey hundert tauſend Thaler. Lieber Gott! Mein kleines Stükchen Land ſoll alſo alles bezahlen? Er keinen Heller. Seine Gemahlin wird die Königin und die Prinzeſsin mit ſchönen

Garnituren versehen; sie wird protegirt werden; sein Sohn wird bis zum Intendanten der Justiz, der Polizey und der Finanzen steigen, und meine Abgaben mir noch auf meine alten Tage erhöhen. Ach meine Herren! Sie verrechnen sich, sie sind ungerecht!

Der Hauptpunkt? dass eine ganze Nation nicht von einer Horde autorisirter Strassenräuber geplündert werde, um ein paar Dutzend Vampyren am Hofe oder in der Stadt mit dem Blute derselben zu tränken.

Oberherr.

Wie gieng es zu, dass Ein Mensch der Herr des andern ward, und durch welche Art von unbegreiflicher Zauberey konnte er es von mehrern andern werden?

Man hat über dieses Phenomen sehr viel gute Bücher geschrieben, ich meines theils ziehe folgende Indische Fabel allen andern

vor; ſie iſt kurz, und die Fabeln haben alles geſagt.

Admio, der Vater aller Indianer, hatte von ſeiner Frau Procriti zwey Söhne und zwey Töchter. Der Aeltſte war ein ſtarker handfeſter Rieſe, der kleine ein armes Buckelmännchen; die zwey Mädchen waren ſehr hübſch. Sobald der Rieſe ſeine Stärke inne ward, ſchlief er bey ſeinen zwey Schweſtern, machte die eine zu ſeiner Köchin, die andere zu ſeiner Gärtnerin, und ſeinen Bruder zu ſeinem Sclaven. Wenn er ſchlafen wollte, ſo band er dieſen an einen Baum, ließ ſichs der kleine aber ja einmahl einfallen davon zu laufen, ſo holte ihn der Rieſe in vier Schritten ein, und gab ihm zwanzig Karbatſchen-Hiebe.

Dadurch wurde der kleine der beſte Unterthan von der Welt, ſo geſchmeidig und ehrerbietig wie nur möglich. Als der Rieſe das ſahe, und wie pünktlich er ſeine Pflichten erfullte, ſo erlaubte er ihm bey

einer ſeiner Schweſtern zu ſchlafen, die er überdem ſatt hatte. Die Kinder die aus dieſer Ehe folgten waren, zwar nicht gerade buklicht, aber ihr Wuchs war doch ſehr unförmlich. Sie wurden in der Furcht Gottes und des Rieſen auferzogen. In der That war ihre Erziehung vortreflich: man prägte ihnen ein, daſs ihr Onkel Rieſe von Gottes Gnaden wäre, daſs er mit ſeiner ganzen Familie nach Belieben ſchalten und walten könnte, daſs, wenn er eine hübſche Nichte u. ſ. w. hätte, ſie ihm ohne Umſtände und von Rechtswegen gehöre, und niemand bey ihr ſchlafen dürfe, als bis Er ihrer überdrüſsig wäre.

Endlich ſtarb der Rieſe. Er hinterlieſs einen Sohn, der zwar bey weitem nicht ſo groſs und ſtark war, als ſein Vater, aber dem ohngeachtet Rieſe von Gottes Gnaden nicht weniger zu ſeyn glaubte. Er wollte bey allen Mädchen allein ſchlafen, und alle Männer nur für ſich arbeiten laſſen; daher verſchwor man ſich wider ihn, ſchlug ihn todt, und führte eine Republik unter ſich ein.

Den Siamern zu Folge ſoll zwar die Familie gleich anfangs eine Republik geweſen und der Rieſe nur erſt nach langen Jahren und Zwiſtigkeiten gekommen ſeyn; dennoch kommen ſowohl die Schriftſteller von Benaras als Siam darin überein, daſs die Menſchen eine unendliche Reihe von Jahrhunderten lebten, ehe ſie klug genug wurden Geſetze zu machen. Sie beweiſen das unwiderſprechlich, indem ſie unſer Jahrhundert zum Beyſpiel anführen, wo alle Welt Verſtand und Klugheit und Witz haben will, und man doch noch bey weitem kein Dutzend erträglicher Geſetze hat.

Eine andere unauflösliche Frage in Indien iſt folgende? Ob die Republiken vor oder nach den Monarchien entſtanden? Ob Unordnung und Verwirrung den Menſchen ſchrecklicher vorkommen, als der Despotismus. Ich weiſs nicht wie es der Zeitfolge nach zuging, aber der Natur gemäſs iſt's gewiſs, daſs alle Menſchen gleich gebohren wurden, daſs Gewalt und Fähigkeit die

erſten Herren, wie die Geſetze die letztern machten.

Könige.

Ja, wenn das Gold und Silber nicht geweſen wäre! das war das untrügliche Recept, wodurch der, der keines hatte, in die volle uneingeſchränkte Abhängigkeit deſſen kam, der welches beſaß. Da bekam man Poſtillions und Garden, Köche und Mädchen, Stallmeiſter und Soldaten, u. ſ. w.

Nehmt alle Revolutionen einer Kugel zuſammen — nichts iſt ſo wahrſcheinlich, als dieſs — Nur erſt als man anfieng, dieſe Metalle ſchmelzen zu lernen, da entſtanden die Könige. Hätten ſie nichts als Häute und Wolle zu geben gewuſst, wo möchten ſie den Gehorſam gefunden haben? Das Gold ſchuf ſie, das Eiſen erhält ſie. Aber wie lange noch?

Mit Gold hat man Menſchen, mit Menſchen — Gold. Das iſt das ganze Ge-

heimniſs. Die Fürſten und die Pfaffen wuſsten ſich von jeher darein zu theilen.

Da nimm! — ſagte der Fürſt zum Prieſter — aber du muſst meinen Thron zu befeſtigen ſuchen, deine Weiſsagungen müſſen zum Vortheil meines Anſehens eingerichtet ſeyn. Ich ſey geſalbt, du ſollſt es auch ſeyn. Gieb Orakelſprüche, thue Wunder, du ſollſt reichlich bezahlt werden, nur muſs ich immer Herr bleiben. Gut! der Pfaffe läſst ſich Gold und Güter geben, prophezeyt für ſich ſelbſt, giebt Orakel und thut Wunder, alles für ſich ſelbſt. Am Ende verjagt er den Souverain und ſetzt ſich an ſeine Stelle. Daher der ewige Streit zwiſchen Thron und Altar, und die Ströme Blutes von einem Pol zum andern.

Wurde endlich in dieſem unaufhörlichen Streite ja einer mächtig, ſo gab jeder ſeine Uebermacht auf ſeine Art zu erkennen. Da war es ein Majeſtätsverbrechen, im Beiſeyn des Königs auszuſpucken;

hier mufste man ſich neunmahl vor ihm zur Erde neigen; dort liefs ſich einer den rechten Fufs, ein anderer den linken küſſen. Die Ceremonien ſind verſchieden, aber das Geld der Nationen wollten ſie alle.

Und nun ſchreibt über das Völkerrecht, über die Theorie der Auflagen, über den Tarif u. ſ. w. Macht nur ſchöne Rechnungen über die verhältnifsmäfsige Steuer, und beweiſst mit tiefen Schluſſen den neuen Grundſatz: dafs ein Schäfer ſeine Schafe ſcheeren, aber nicht ſchinden ſoll.

Wie weit geht die Prärogative der Könige und die Freiheit der Völker? Hebt nicht eines das andere auf? Oder können beyde mit einander beſtehen. Hat? Darf? Soll? Wird? Kann? Alle dieſe Fragen mag die Zukunft beantworten.

Staaten.

Ein ziemlich gelehrter Europäer und ein Brachman, der ſeine Brüder an Kennt-

niſſen weit hinter ſich lieſs, machten die Reiſe von Pondicheri nach Europa zu Lande. Was ſagſt du zu der Regierung des Grofsmogols? fragte der Europäer.

Abſcheulich! Abſcheulich! rief der Brachman aus. Meinſt du, dafs ein Staat unter Tartarn glüklich regiert werden könne? Unſere Raias, Omras, Nabobs ſind freylich zufrieden, aber die Bürger um deſtoweniger; und einige Millionen Bürger wollen denn doch was ſagen.

Unter dergleichen Geſprächen reiſeten unſere beyden Leute durch ganz Oberaſien. Weiſst du dafs ich etwas bemerke — ſagte der Brachman — Nun? Dafs wir in dieſem grofsen Erdtheile keine einzige Republik gefunden haben.

Vorzeiten war eine darin, die von Tyrus — erwiederte der Europäer — aber ſie hielt ſich nicht lange. Auch in einem kleinen Winkel in der Gegend des ſteinigten

Arabiens, Paläſtina genannt, wenn ſo ein Volk den Nahmen verdient.

Ich ſehe ein — ſagte der Brachman — es muſs nur wenig Republiken geben. Die Menſchen ſind und verdienen nur ſelten ſich ſelber zu regieren. Das Glük darf nur kleinen Völkern zu Theil werden, die ſich auf Inſeln retten, oder in Gebürge zurükziehn. — Wie Kaninchen — fiel der Europäer ein — die den mörderiſchen Zähnen der Raubthiere entfliehn — aber am Ende doch aufgeſtöbert und zerriſſen werden.

Als die Reiſenden in Kleinaſien angekommen waren, ſagte der Europäer: Sollteſt du glauben, daſs es in einem Winkel Italiens eine Republik gegeben habe, die über fünfhundert Jahre dauerte? ganz Kleinaſien und Oberaſien, Afrika, Griechenland, Frankreich, Spanien und ganz Italien beſaſs? Sie wurde aber ſicher bald zur Monarchie — ſagte der Brachman.

Errathen! Endlich gieng auch die Monarchie ein, und wir ſchreiben noch jezt Bücher über Bücher, um die Urſache ihres Unterganges und Verfalles zu enträthſeln. Und dreſcht leeres Stroh — gab der Indiane zur Antwort. Das Reich muſste untergehen, eben weil es da war und weil es ſo war. Das iſt ja das allgemeine Schickſal. Es wird dem Reiche des Groſsmogols nicht beſſer gehn. Das hoffe ich zuverläſsig.

Apropos! — fiel der Europäer ein — Was meinſt du wohl? Kommt in einem deſpotiſchen Staate mehr auf die Ehre, und in einer Republik mehr auf die Tugend an. Der Brachman lieſs ſich die Begriffe erklären und meinte, daſs es gerade umgekehrt wäre. Denn — ſagte er — ein Mann, der gern vom Volke gewählt ſeyn will, wird ſeines Zweckes verfehlen, wenn er entehrt iſt. Am Hofe aber wird ihm das nicht ſchaden; da nach der Meinung eines gewiſſen Fürſten ein Hofmann weder Ehre noch Launen haben muſs, um ſein Glück zu machen. Und was die Tugend

gend anbelangt — hilf Himmel! Wie viel, wie entſezlich viel gehört dazu, um an einem Hofe die Wahrheit zu ſagen. Warlich der tugendhafte Mann befindet ſich in einer Republik tauſendmahl beſſer, denn hier braucht er keinem andern zu ſchmeicheln.

Aber was hältſt du davon — fragte der Europäer — daſs Geſetze und Religion dem Clima angemeſſen ſeyn müſſen, etwa ſo, wie man Pelze in Moſcau und ſeidene Gaze-Kleider zu Delhi trägt? Ich halte das für ſehr wichtig. Alle Geſetze, die das Phyſiſche betreffen, müſſen nach dem Meridian calculirt ſeyn, den man bewohnt. Der Deutſche braucht nur eine Frau, der Perſer muſs drey bis viere haben.

Eben ſo mit den religiöſen Riten. Wie könnte ich zum Beyſpiel, wenn ich ein Chriſt wäre, in meinem Vaterland die Meſſe leſen, da weder Brod noch Wein daſelbſt zu haben iſt. Mit dem Dogma iſts

freylich eine andere Sache. Da thut das Clima nichts. Entſtand eure Religion nicht in Aſien, woraus meine ſie vertrieb? Hat ſie nicht ihre Anhänger am baltiſchen Meere, wo ſie unbekannt war?

Aber in welchem Staate, unter welcher Herrſchaft möchteſt du wohl am liebſten leben — fragte der Europäer noch einmahl — Ueberall, nur nicht in meinem Vaterlande, und ich habe eine Menge Siamer, Tunqviner, Perſer und Türken gefunden, die eben ſo dachten. Aber mit einem Worte! Welchen Staat würdeſt du dir wählen? Den, wo nur die Geſetze regieren. — Das iſt das ewige Lied — erwiederte der Europäer. — Aber drum doch ſehr gut — gab der Brachman zur Antwort. — Und wo wäre das Land? fragte der Europäer wieder. — Man muſs es ſuchen — *).

*) Suche Neufrankreich!

Geſetze.

Man nehme eine Heerde Hammel! Wie friedlich ſie unter und mit einander leben! Ja! Wir halten ſie ſelbſt für die gutmüthigſten ſanfteſten Thiere von der Welt, weil wir die ungeheure Anzahl kleiner Thierchen nicht ſehen, die ſie verſchlingen — freylich eben ſo unſchuldig und unwiſſend, als wenn wir von einem Schweizerkäſe eſſen. Die Hammelrepublik iſt ein treues Bild des goldnen Alters.

Gehen wir in jenen Hünerhof! Hier iſt offenbar die vollkommenſte Monarchie! Wo wäre der König, der ſich mit einem Hahn vergleichen lieſse? Er geht ſtolz unter ſeinem Volke herum, aber nicht aus Eitelkeit; wenn der Feind in ſein Gebiet einbricht, ſo befiehlt er nicht etwa ſeinen Unterthanen, ſich kraft ſeiner Hoheit und Weisheit für ihn erwürgen zu laſſen, nein, er geht ihm ſelbſt entgegen, ſtellt ſich an die Spitze ſeiner Hühner, und kämpft bis zum Tode. Siegt er, ſo ſingt er das Te Deum. Und wer wäre im bürgerlichen

Leben ſo höflich, ſo ehrlich, ſo uneigennützig? Er beſitzt alle Tugenden. Hat er in ſeinem königlichen Schnabel ein Körnchen, ein Würmchen, die erſte ſeiner Unterthanin, die ſich ihm nahet, erhält es. Mit einem Wort, Salomo in ſeinem Serail kam einem Hahn bey weitem nicht gleich.

Und wenn wir auf einen Augenblick annehmen, daſs die Bienen von einer Königinn beherrſcht werden, die ihnen allen Gefälligkeiten geſtattet, ſo iſt das wohl eine vollkommene Regierungsform.

Weiter, wo giebts eine Democratie, wie die vollkommne der Ameiſen? Wo die gröſste, einzige Gleichheit herrſcht, wo jede Einzelne für das Wohl und zum Glück des Ganzen arbeitet? Und doch mag ſie die Republik der Biber noch übertreffen, wenigſtens nach ihrer Arbeit zu urtheilen.

Sehen wir aber die Affen an, wo faſt jeder auf ſeine Hand lebt, ſo ſcheints, als

ob ſie ſich unter keinen beſtimmten Geſetzen mit einander vereinigt hätten.

Und endlich Wir! Wir, die wir kraft der Gabe nachzuahmen, kraft der Lebhaftigkeit unſerer Ideen und unſerer Unbeſtändigkeit, die uns nie zu gleichförmigen, dauerhaften Geſetzen kommen lieſs, mit den Äffen mehr Aehnlichkeit haben, als mit irgend einem andern Thiere. — Als die Natur unſer Geſchlecht entſtehen lieſs, als ſie uns einige Inſtinkte einpflanzte, die Selbſtliebe zu unſerer, das ſittliche Gefühl des Guten zur Erhaltung anderer, die Liebe, die wir mit allen Geſchlechtern gemein haben, und der unentbehrlichen Gabe mehr Ideen verbinden zu können, als alle andere Thiere — als ſie uns das Loos zugetheilt hatte, — da ſprach ſie: Nun behelft euch, wie ihr könnt.

Zeigt mir ein Land, wo es ein gutes Geſetzbuch gäbe? Die Urſache iſt klar. Die Geſetze wurden nach Maasgabe, nach Zeit, Ort, Bedürfnifs gemacht.

Wenn die Bedürfniſſe ſich änderten, ſo wurden die Geſetze, die dennoch blieben, lächerlich. So war das Geſetz, welches den Genuſs des Schweinefleiſches und Weines verbot, in Arabien ſehr vernünftig und gut, wo beide Speiſen ſchädlich ſind; in Conſtantinopel iſt es abgeſchmakt.

Zur Schande der Menſchen iſt es erwieſen, daſs keine Geſetze ſo allgemein gerecht, verſtändlich, unverletzlich und befolgt ſind, als die der — Spiele. Warum befolgt man den Indianer, der das Schachſpiel erfand, ſo willig auf der ganzen Erde, und warum ſind, zum Beyſpiel, die Decretalen der Päbſte jetzo ein Gegenſtand des Abſcheues und der Verachtung? Darum, weil der Erfinder des Schachs alles nach richtigen befriedigenden Verhältniſſen zuſammenſezte, die ſelbſt den Spielenden vortheilhaft ſind, und weil die Päbſte mit ihren Decretalen nur ihren Vortheil beabſichtigten. Der Indianer wollte den Verſtand der Menſchen in Uebung ſetzen und ſie zugleich vergnügen, die Päbſte ſuchten

die Menſchen immer unwiſſender, immer dümmer zu machen. So hat ſich alſo das Schachſpiel ſeit fünftauſend Jahren aufrecht erhalten, und iſt faſt allen Bewohnern unſers Globen bekannt, da die Decretalen der Päbſte nur zu Spoletto, Orvietto und Loretto anerkannt werden, wo ſie der elendeſte Advokat ins Geheim verlacht und verabſcheut.

Ja! Ja! Es iſt mit den Geſetzen, wie mit unſern Kleidern. Zu Conſtantinopel tragt ihr euren Doliman, zu Paris euren Oberrock.

Wenn alle menſchliche Geſetze willkührlich ſind, ſo muſs man ſich bey ſeinem Handel ja wohl vorſehen. Die Bürger von Delhi und Agra beklagen ſich mit Tamerlan ſehr übel gefahren zu ſeyn, indeſs die von London ſich zu Wilhelm von Oranien Glück wünſchen.

Einer von ihnen ſagte mir einmal: Auf mein Wort! Die Nothwendigkeit giebt die Geſetze, und die Gewalt hält auf ihre Beobachtung. Aber — fragte ich ihn — giebt die Gewalt nicht auch bisweilen welche? Und gab auch Wilhelm der Eroberer nicht dergleichen, ohne mit euch gehandelt zu haben? — Richtig, ſprach er — Wilhelm unterjochte die Stiere, und trieb ſie mit dem Stachel. Nach der Zeit ſind wir zwar Menſchen geworden, haben aber die Hörner behalten, und dem ſey der Himmel gnädig, der uns zwingen will, für ihn und nicht für uns zu pflügen.

So — dachte ich — ſo giebt es ein natürliches, ein allgemeines Grundgeſetz, das von allen menſchlichen Konventionen unabhängig iſt. Nehmlich; der Lohn meiner Arbeit gehört mir allein! Ich ſoll Vater und Mutter ehren! Ich habe kein Recht über das Leben meines Nächſten, ſo wenig als Er über das meinige. — Aber als ich wieder dachte, daſs man doch in der Welt kraft eines Patentes in der Taſche

ganz geſetzmäſsig und methodiſch mordet und raubt, da traten mir die Thränen in die Augen.

Man ſagte mir, daſs die Räuber Geſetze hätten, daſs es aber auch Kriegsgeſetze gäbe? Ich fragte nach dieſen. Zum Beyſpiel — gab man mir zur Antwort — Es iſt ein Kriegsgeſetz, einen feindlichen Gefangenen zu hängen, wenn einer von den eurigen gehängt worden iſt; ferner die Dörfer mit Feuer und Schwerdt zu verwüſten, die nach der gnädigſten Ordre des durchlauchtigſten Souverains der Nachbarſchaft nicht alle ihre Lebensmittel auf einen beſtimmten Tag geliefert haben. — Schön! ſagte ich — das iſt der Geiſt der Geſetze.

In der That — rief ich endlich aus, nachdem ich noch mehrere Geſetze hatte kennen lernen, die den Menſchen zum Todſchlag ſeines gleichen mit Fug und Recht autoriſiren, — In der That! Wenn wir von der Natur ſo viel geſunde Vernunft erhielten, Geſetze zu machen, ſo

haben wir nicht Billigkeit, nicht Menſchlichkeit genug um Gute zu geben.

Verſammelt die guten einfältigen Landbewohner von einen Pol der Erde bis zum andern, und ſie werden leicht übereinkommen, daſs jeder Hausvater Hèrr in ſeinem Hauſe ſey, daſs die Religion die Menſchen verſammeln müſse, um ſie zu vereinigen, und nicht nur ſie zu verfolgenden Fanatikern zu machen, daſs die arbeitende Claſſe nicht die Früchte ihres Schweiſses aufopfern dürfe um den Aberglauben und den Müſsigang zu unterſtützen — Verſammelt Sie! Sie werden in einer Stunde dreyſsig Geſetze von dieſer Art machen, die dem menſchlichen Geſchlecht alle nützlich ſeyn würden.

Aber laſst einen Tamerlan kommen, und Indien unterjochen — und ihr ſeht nunmehr nichts als willkührliche Geſetze — Da ſeufzt eine ganze Provinz unter dem Drucke, um einen von Tamerlans Pächtern zu bereichern, und von der Maitreſſe des

erſten Kammerdieners eines Raia übel gesprochen zu haben, wird durch ein zweytes Gesetz zum Majestätsverbrechen. Ein anderes nimmt dem Landmann die Hälfte seiner Erndte und bestreitet ihm die andere, und kraft eines vierten reißt einer von Tamerlans Mordgesellen eure Kinder aus der Wiege, macht das Stärkste zum Soldaten, die schwächern zu Verschnittenen, und läßt den Vater und die Mutter ohne Trost und Stütze.

Gesetze,

bürgerliche und kirchliche.

Kein kirchliches Gesetz kann rechtskräftig seyn, wenn es nicht die besondere Bestätigung und Sanktion der Regierung für sich hat. Darum wußte man in Athen und Rom nichts von Religionszänkereyen, die nur der Antheil barbarischer oder barbarisch gewordener Nationen sind.

Nur die Obrigkeit kann das Arbeiten an den Feyertagen entweder erlauben oder

verbieten, weil es weder Prieſtern, noch Pfaffen, noch Predigern zukommt, den Menſchen zu gebieten. Du ſollſt heute nicht ackern! Alles was Heyrath und Ehen betrift, iſt Sache der Obrigkeit; der Kirche bleibt nichts dabei übrig als die — Einſegnung.

Wucher u. ſ. w. iſt einzig und allein Gegenſtand des bürgerlichen Geſetzes, denn nur unter demſelben ſteht die Handlung und die Geſchäfte derſelben.

Alle Geiſtliche ſind in jedem Falle der Regierung unterworfen, denn ſie ſind Unterthanen des Staats.

Es iſt eben ſo ſchändlich als lächerlich dem Pabſte das erſte Jahr der Einkünfte von einer Pfründe zu zahlen, die die Bürger eines Staats ihren Mitbürgern und Geiſtlichen gegeben haben.

Kein Geiſtlicher kann einem Bürger das geringſte Vorrecht rauben, unter dem Vor-

wande, dafs dieſer ein Sünder ſey, weil der Geiſtliche, der ſelbſt ein Sünder iſt, wohl für die Sünde beten, ſie aber nicht richten ſoll.

Obrigkeit, Feldbauer und Geiſtliche, alle müſſen gleichmäſsig zu den Koſten des Staats beytragen, weil ſie alle dem Staate gleichmäſsig angehören.

Es mufs nur ein Mafs und ein Gewicht, nur Gleichheit in den Gewohnheiten herrſchen. Die Strafen der Verbrecher müſſen für den Staat nicht unnütz ſeyn. Ein Gefangener iſt zu nichts mehr tauglich; vermtheilt ihn zur öffentlichen Arbeit, ſo dient er dem Vaterlande noch immer und iſt eine lebendige Tugendlektion.

Jedes Geſetz mufs klar, beſtimmt, einförmig ſeyn. Es auslegen und es verdrehen iſt faſt immer daſſelbe.

Nur das Laſter mufs entehren!

Die Auflagen müſsen verhältnifsmäſsig ſeyn.

Das Geſetz muſs nie mit dem Gebrauche in Widerſpruch ſtehen. Denn wenn der Gebrauch gut iſt, ſo taugt das Geſetz nichts.

Democratie.

Kennt ihr die Fabel von dem Drachen mit den vielen Köpfen, und von dem andern mit den vielen Schwänzen? Da liegt der Fehler eurer civiliſirten Republiken. Die vielen Köpfe ſind einer wider den andern, ſie ſchaden ſich; und die vielen Schwänze hängen von einem einzigen Kopfe ab, der alles verſchlingen will.

Aber wie? So wäre die democratiſche Regierungsform wohl nirgends paſſend? Gewiſs nicht! Höchſtens bey einem kleinen Ländchen, wenn es vortheilhaft liegt! Und doch wird es dieſem kleinen Staate nicht an Fehlern mangeln, ſo lange er aus Menſchen beſteht.

Unterſucht einmahl genau, meine Freunde! Was findet ihr? Uneinigkeit und Zwie-

tracht wie überall! Die Menſchen bleiben Menſchen! Aber freylich wird unſere kleine Republik nichts von ſicilianiſchen Veſpern, von Bluthochzeiten, von Inquiſitionen wiſſen! Freylich wird ſie niemanden auf die Galeeren verdammen, wenn er ſich, ohne es bezahlt zu haben, ein wenig Waſſer aus dem Meere ſchöpft. —*) Freylich wird ſie das alles nicht! Oder ſie müſste aus einer Anzahl Teufel in einem Winkel der Hölle beſtehen.

*) Auf der franzöſiſchen Küſte am mittelländiſchen Meere erzeugt ſich das Salz im groſsten Ueberfluſs. Wo nur eine Lache von Meerwaſſer auftrocknet, bleibt eine Salzrinde zürück. Da aber vor der Revolution das Salzregal verpachtet war, ſo ſtand Galeerenſtrafe darauf, wenn irgend ein armer Landmann ſich ſein eigenes Salzwaſſer ſchöpfte. Ueberdem unterhielten die Pächter einen Trupp Wächter, die ſchwarze Brigade genannt, die darauf Achtung gaben, und jede Rinde zerſchlagen muſten. S. Fiſchers Reiſen durch einige Provinzen von Frankreich. S. 315.

Indeſsen, wenn wir unſere Blicke auf unſere rohen uncultivirten Brüder werfen, ſo ſcheint die democratiſche Regierungsform gleichwohl die natürlichſte zu ſeyn. Seht die Hottentoten, die Caffern, die Maraten an! Oder die Patanen, und Tartarn! Die wiſſen nichts von Königen! So wahr iſt es, daſs kein geringer Grad von Verfeinerung dazu gehört, ſich einem einzigen zu unterwerfen.

Die Lebensart der Hottentoten iſt gerade ſo wie ſie durchgängig in den erſten Zeitaltern der Erde geweſen ſeyn ſoll.

Sie leben in der vollkommenſten Freyheit, in der vollkommenſten Gleichheit, ohne Herrn, ohne Unterthanen, ohne Geld, und beynahe ohne Bedürfniſſe. Das Fleiſch ihrer Hammel dient ihnen zur Nahrung, mit den Häuten bekleiden ſie ſich, ihre Erd- und Weidehütten ſind ihnen ſtatt der Paläſte. Sie ſind freylich unter allen Menſchen die übelriechendſten, aber ihre Naſen wiſſen nichts

nichts davon, ſie leben und ſterben ſüſſer als wir.

Nun was iſt beſſer, Monarchie oder Democratie? Das hat man ſeit eintauſend Jahren ſchon gefragt. Fragt die Reichen? Sie wollen die Ariſtokratie lieber. Fragt das Volk? Da iſts die Democratie. Nur die Könige allein ziehen die Monarchie vor. Wie iſts denn alſo möglich, daſs faſt die ganze Erde von Monarchen beherrſcht wird? Fragt die Ratzen, die den Vorſchlag thaten dem Kater eine Schelle an den Hals zu hängen. Aber im Ernſt die wahrſte Urſache iſt, wie man mehrmahl geſagt hat: Weil die Menſchen nicht werth ſind, ſich ſelber zu regieren.

Luxus.

Man hat ſeit zweytauſend Jahren in Verſen und in Proſe wider den Luxus declamirt, und man hat ihn immer geliebt.

Was hat man nicht von den erſten Römern alles geſagt, als dieſe Räuber die

Erndten verwüſteten und plünderten, und, um ihre armſeligen Dörfer zu vergröſsern, die nicht beſſern Hütten der Volſquer und Samniter zerſtörten? da waren es uneigennützige, tugendhafte Menſchen! freylich hätten ſie weder Gold noch Silber, noch Edelſteine rauben können, weil von allem dieſen nichts in den elenden Flecken zu finden war. Ihre Wälder und Sümpfe brachten weder Rebhüner, noch Faſanen hervor, und man lobt ihre Mäſsigkeit, ihre Enthaltſamkeit.

Als ſie nach und nach die ganze Erde geplündert, und überall genommen hatten, was ſie bekommen konnten, und nun klug genug waren dieſe Früchte ihrer Räuberey während ſieben bis achthundert Jahren zu genieſsen, als ſie alle Künſte ausbildeten, alle Vergnügungen genoſſen, und ſie ſelbſt den Ueberwundenen geſtatteten; da hörten ſie auf — ſagt man — weiſe und trefliche Menſchen zu ſeyn!

Alle dieſe Declamationen kommen darauf hinaus zu beweiſen, daſs ein Spitzbube

ſein geſtohlnes Mittagseſſen nicht verzehren, noch das entwendete Kleid tragen dürfe. Sie hätten die Schätze alle in die Tiber werfen ſollen — ſagt man — um als ehrliche redliche unverdorbene Menſchen zu leben: ſie hätten ſie lieber nicht rauben ſollen — wäre beſſer geſagt. Wahrhaftig! Ich ſehe da nichts Böſes, wenn ſich eine Menge engliſcher Matroſen, von dem was ſie bey der Einnahme von Pondicheri und Havana erbeuteten nun in London ſo luſtig als möglich machen? Sollen ſie nichts für die Mühſeligkeiten haben, die ſie in Aſien und Amerika ausſtanden.

Ein ehrlicher Schlag von einem Norweger warf einem Holländer ſeinen Luxus vor. Wo ſind die glücklichen Zeiten — ſprach er — da ein Kaufmann von Amſterdam nach Batavia reiſte, und bey ſeiner Zurückkunft das geräucherte Ochſenviertel noch nicht aufgezehrt fand, das er in ſeine Küche gegeben hatte? Wo ſind eure hölzernen Löffel, eure eiſernen Gabeln? Iſts einem anſtändigen Holländer

nicht eine Schande in damaſtenen Betten zu ſchlafen.

Geh mal nach Batavia! — antwortete myn Heer — Gewinn, wie ich, zehn Tonnen Goldes! dann wollen wir ſehen, ob dir die Luſt nicht ankommen wird, ſchöne Kleider, ſchöne Zimmer und Delicateſſen zu haben.

Soll man den Reichthum vergraben, den man durch die Waffen, durch den Ackerbau, durch die Handlung, und Induſtrie erhält? Sie führen Lacedämon an, warum nicht auch die Republik Santo Marino. Was brachte denn Sparta Griechenland für Vortheile, oder für Ehre? hat es jemahls einen Demoſthenes, Sophocles, Apelles und Phidias gehabt? Der Luxus der Athenienſer brachte in jeder Art die gröſſeſten Männer hervor, Sparta hat ein paar Feldherrn gehabt und doch noch nicht ſoviel als die andern Städte. Aber gut! Mag ein ſo kleiner Staat als Lacedämon immer arm bleiben!

Man muſs doch einmal ſterben, man mag nun ſo armſelig leben, als ein Irus, oder das Leben genieſsen, wie ein Finanzpächter. Der Wilde in Canada lebt und wird alt, wie der engliſche Lord, der funfzig tauſend Guineen jährlich hat. Aber wer wird jemahls das Land der Iroqueſen mit England vergleichen?

Die Republik Ragusa, und der Canton Zug mag Aufwands-Geſetze geben, ſie haben Recht, der Arme muſs nicht mehr aufwenden, als ſeine Kräfte zulaſſen; aber wenn der Luxus einen kleinen Staat dem Untergange nahe bringt, ſo macht er die Groſsen nur reicher.

Verſteht ihr durch Luxus, Uebermaaſs — Nun gut! Das iſt in allen Dingen ſchädlich; im Eſſen und Trinken, im Geben und Nehmen. Laſst einen Bauer in weiſser Wäſche, einem guten Tuchrocke, friſirten und gepuderten Haaren hinter dem Pfluge hergehen wollen — wer würde das nicht für den gröſsten ausſchweifend-

sten Luxus halten. Aber lasst einen Pariser oder Londner Bürger eben so gekleidet in das Theater treten, und alles wird über die gröfste, lächerlichste, Knickerey schreyen.

Als die Scheeren erfunden wurden, was wird man nicht von denen alles gesagt haben, die sich zuerst ihre Haare oder Nägel beschnitten. Die Verschwender! die Gottesvergessenen! Ein Instrument für soviel Geld zu kaufen, um das Werk des Schöpfers zu zerstören, den Herrn die Haare zu verkürzen, die auf sein Wort wuchsen! Und nun vollends als Hemden und Schuhe aufkamen! Es war gewifs ein Mann von Verstande, der zuerst darauf fiel. Und vollends der, der den Einfall hatte, die Hemden zu waschen und zu platten. — Welch ein Kopf voll neuer Ideen und Ressourcen! Er hätte Staaten regieren können.

Diener.

Ich Unglücklicher! o! dafs ich nie gebohren worden wäre — rief Ardostan

Ougli, ein junger Ichdoglan des Grofsſultans. — Und wenn ich nur noch bloſs vom Sultan abhienge! Aber da iſt der Capigi Baſcha, der Befehlshaber meiner Oda (Compagnie), und wenn ich meinen Sold haben will, muſs ich mich vor einem Schreiber des Tefterdar niederwerfen, der mir die Hälfte davon abzieht.

Ich war noch nicht ſieben Jahr alt, als man mir, trotz meines Sträubens, ein Stükchen von meiner Vorhaut ſolenniter abſchnitt; ich war vierzehn Tage darauf krank. —

Da iſt der Derwiſch, der uns vorbetet, und der Molla — wieder zwey Herrn.

Der Cadi, der Cadileſquier abermals, und der Mufti mehr als alle dieſe. Der Kiaia des Grofsveziers darf nur ein Wort ſagen, und ich liege im Kanal, der Groſsvezier darf nur winken, und man

schnürt mir den Hals zu, stopft meinen Kopf mit Stroh aus, ohne dass nur jemand die Achseln darüber zuckt.

Wieviel Herren! Wieviel Herren! Grosser Gott! Und wenn ich soviel Leiber und Seelen als Dienstleistungen hätte; sie reichten nicht zu. O Allah! warum hast du mich nicht zur Nachteule gemacht? Ich würde ruhig in meinem Loche leben, und meine Mäuse verzehren ohne Herrn und Diener. Wahrlich das muss die wahre Bestimmung des Menschen seyn. Er wusste eher nichts von Herrn, als bis er verderbter wurde. Kein Mensch kann geschaffen seyn auf ewig einem andern zu dienen. Jeder hätte seinem Nachbar freundlich und leutseelig beygestanden, wenn die Sachen in ihrer Ordnung wären. Der Sehende würde den Blinden geleitet, der Gehende dem Verstümmelten seinen Arm geliehen haben. Diese Welt wäre Mohammeds Paradies gewesen, aber so ist es die Hölle der Verdammten!

So klagte Ardoftan Ogli, nachdem ihm einer seiner Herrn die Steigriemen hatte geben lassen.

Nach einigen Jahren ward er Bassa von drey Rofsschweifen, machte ein ausserordentliches Glück, und glaubte nun fest, dafs alle Menschen, den Sultan und Vezier ausgenommen, zum dienen, und alle Weiber nur zu seinem Vergnügen gebohren wären.

Vaterland.

Hat ein Jude ein Vaterland? Lafst ihn zu Coimbra gebohren seyn, unter einen Haufen abgeschmakter Ignoranten, die ihm beweisen werden, dafs er zum ewigen Feuer bestimmt ist, und denen er nicht kluger antworten würde, wenn er es wagen dürfte; die ihn unaufhörlich unter den Augen haben, ob er auch Speck ifst, und im Fall des Gegentheils augenbliklich Anstalt machen, ihn bey langsamen Feuer zu räuchern, um sein Vermögen zu fischen,

Laſst ihn da gebohren ſeyn, — Kann Coimbra ſein Vaterland heiſsen?

Oder iſt es etwa Jeruſalem? Er weiſs vom hören ſagen, daſs ſeine etwanigen Vorfahren darinne gewohnt haben, daſs es aber jezt den Türken gehört.

Alſo — Er hat gar kein Vaterland, er hat auf der ganzen Erde nicht einen Quadratfuſs der ſein gehört.

Oder der weit ältere Guebor, der jezt ein türkiſcher, perſiſcher oder mogoliſcher Sclave iſt, wo hat der ſein Vaterland?

Die Benianer, die Armenier, die ſich ihr ganzes Leben des Handels halber im Orient herumtreiben, können ſie ſagen: Mein liebes Vaterland, mein liebes Vaterland! Ich wüſste nicht, wo ſie es hätten, wenn es nicht ihr Beutel und ihr Rechnungsbuch iſt.

Weiter! die Schaaren von Mördern, die unter uns gebildeten Europäern ſich zum

Todſchlagen an den erſten beſten König vermiethen, der ſie bezahlen will, haben ſie ein Vaterland? Warlich der Raubvogel dürfte ſein Neſt mit mehrerem Rechte ſo nennen.

Und die Mönche? Könnten ſie ſich ein Vaterland zuſchreiben. Unſer Vaterland iſt im Himmel — ſagen ſie — In Gottes Nahmen! Aber hin reiſe ich ihnen nicht.

Mein Vaterland! Wie poſſierlich das in dem Munde eines Griechen klingt, der in ſeinem Leben kein Wort von Miltiades und Ageſilaus gehört hat, der bloſs weiſs, daſs er der Sclave eines Janitſcharen iſt, der wieder Sclave eines Aga iſt!

Nun was heiſst denn aber Vaterland?

Wir wollen einen Menſchen nehmen, der ein herrliches fruchtbares Stück Landes beſitzt, und bequem in einem wohlgebauten Hauſe wohnt. Dieſer Acker, den ich bearbeite, dieſes Haus, das ich mir ge-

baut habe — könnte er ſagen — ſind mein. Ich lebe darinn unter dem Schutze der Geſetze, die kein Tyrann zu Boden treten kann. Wenn die andern, welche Häuſer und Felder, wie ich, beſitzen, ſich um der gemeinſchaftlichen Sache willen verſammeln, ſo habe ich meine Stimme dabei. Ich bin ein Theil des Ganzen, ein Theil der Gemeinheit, ein Theil der Souverainetät. Da iſt mein Vaterland.

Wo es nicht ſo ſteht, iſt da der Staat wohl was anders, als ein Stall ſclaviſcher Gäule unter einem Stallknecht, der ſie nach Belieben peitſcht? Man hat ein Vaterland unter einem guten König, man hat keines, wenn er ſchlecht iſt.

Ein Paſtetenbeckerjunge, der einmahl die Schule durchlaufen war, und noch ein paar Brocken aus dem Cicero wuſste, lieſe ſich einmahl einfallen von Vaterlandsliebe zu ſprechen, und wie er für ſein Vaterland gern Blut und Gut aufopfern wollte.

Was meinſt du denn mit deinem Vaterlande? — fragte ihn ein Nachbar — Deinen Backofen? Dein Dorf, wo du gebohren biſt, und das du nicht wieder zu ſehen bekommen haſt? Oder die Gaſſe, in der deine Eltern wohnten, die ſich und dich an den Bettelſtab brachten? Oder meinſt du das Rathhaus, wo du in deinem Leben nicht einmahl Copiſte, nicht Aufwärter werden wirſt? oder die Kirche zu unſrer lieben Frauen, wo du ſogern Chorjunge geworden wäreſt, das doch mit aller Gewalt nicht gieng, indeſs ein alberner dummer Teufel Erzbiſchof und Herzog mit zehntauſend Louisdor Renten iſt?

Der Paſtetenjunge wuſste nicht, was er antworten ſollte, aber ein Philoſoph, der dieſe Unterhaltung mit anhörte, ſchloſs daraus, daſs es in einem etwas groſsen Vaterlande oft mehrere Millionen giebt, die keines haben.

Wollüſtiger Pariſer, der du nie weiter gekommen biſt, als nach Dieppe, um

friſchen Seefiſch dort zu eſſen, der du nichts kennſt als deinen lackirten Pallaſt in der Stadt, dein artiges Landhaus und deine Loge in der Oper, wo das übrige Europa ſich mit Gewalt langweilt, der du deine Sprache ziemlich gut ſprichſt, weil du auſser ihr keine andere verſtehſt, — du liebſt das alles, du liebſt überdem noch deine Mädchen, die du dir hältſt, den Champagner, den du von Rheims bekömmſt, deine Renten, die man dir alle halbe Jahre auszahlt und du ſprichſt: ich liebe mein Vaterland!

Aufs Gewiſſen! Liebt ein Financier ſein Vaterland von Herzen?

Der Soldat, der ſeine Winterquartiere verheerte, wenn man es geſtattete, hat er Liebe für den Landmann, den er arm macht?

Wo war Attilas Vaterland und eurer andern Helden dieſer Art?

Wo war Abrahams Vaterland?

Der erſte, der es niederſchrieb, daſs das Vaterland überall ſey, wo es mir wohl geht, war, wie mich dünkt, Euripides.

Aber der erſte Menſch, der ſeinen Geburtsort verliefs, um ſein Heil anderswo zu ſuchen, hat es vor ihm gethan.

Politik.

Der Menſch ſuchte ſich im Anfange den Thieren gleichzuſetzen, dem die Natur Bedeckung, Obdach und Nahrung gab, das war ſeine ganze Politik.

Dieſe Fortſchritte ſind ſchwer und langwierig.

Sich Bequemlichkeiten zu verſchaffen, ſich vor dem Uebel zu bewahren — hieran erkennt man den Menſchen.

Alle Elemente ſcheinen wider ihn zu ſeyn, dort wüten Krankheiten, hier liegt der Fluch auf den Feldern, dort verfolgen ihn wilde Thiere — überall Uebel, und überall raſtloſe Arbeit und Beſtrebungen es zu entfernen.

Aber damit kommt ein einziger nicht zu Stande, er braucht Hülfleiſtung. Die Geſellſchaft iſt alſo ſo alt als die Welt.

Dieſe Geſellſchaft nun iſt bald zu ſtark, bald zu ſchwach. Die Revolutionen unſerer Erde haben nicht ſelten ganze Racen von Menſchen und Thieren in einigen Ländern verſchwinden laſſen, um ſie in andern zu vervielfältigen.

Aber dazu braucht es ein leidliches Clima, einen leidlichen Erdboden. Und doch kann man bey allen dem noch nackend gehen, noch Hunger leiden, noch alles entbehren und vor Elend ſterben müſſen!

Mit den Menſchen iſts nicht wie mit den Bibern, Seidenwürmern und Bienen. Sie

Sie haben keinen ſicheren Inſtinkt, der ihnen ihre Bedürfniſſe verſchaft.

Nehmt hundert Knaben, kaum einer davon hat Genie — von Mädchen könnt ihr bis auf die fünfhundert und erſte zählen.

Und doch erfindet nur das Genie die Künſte, die uns in der Länge ein wenig Wohlbefinden verſchaffen — der einzige Zweck der Politik.

Aber wieviel braucht es nicht ſchon nur zum erſten Verſuche in dieſen Künſten. Wieviel Hülfsleiſtungen! Wieviel Scharfſinn um euch zu begreifen! Wieviel Gelehrigkeit euch zu folgen! Ehe ſich das alles beyſammen befindet — o! wieviel tauſend Jahrhunderte, die in Unwiſſenheit und Barbarei verflieſsen! Wieviel verunglükte Verſuche! Und wenn nun auch zulezt die Kunſt gebohren iſt, wieviel tauſend Jahrhunderte braucht ſie nicht zu ihrer Ausbildung.

Politik von Aufsen.

Laſst eine Nation auf die Metallurgie gekommen ſeyn, und ihr könnt ſicher annehmen, daſs ſie ihre Nachbarn ſchlagen und zu Sclaven machen wird.

Ihr habt Bogen und Säbel, und ſeyd in einem Clima gebohren, wo euer Körper ſtark und abgehärtet wurde. Wir ſind weit ſchwächer, haben nichts als Keulen und Steine; ihr ſchlagt uns todt; oder laſst ihr uns ja das Leben, ſo müſſen wir eure Felder beſtellen, eure Häuſer bauen laſſen. Wir ſingen euch für die Langeweile ein paar ärmliche Lieder, wenn wir können, oder blaſen in ein paar höhere Röhren, um Kleider und Brod von euch zu gewinnen. Sind unſere Weiber und Töchter hübſch, ſo nehmt ihr ſie für euch. Eure Nachkommen wiſſen ſie weiter zu benutzen; ſie bereichern die Politik mit neuen Entdeckungen; nehmen uns unſere Knaben, ſchneiden ihnen die Teſtikeln ab, und beehren ſie mit den Wachen über ihre Weiber und Concubinen. — Das war die

Politik, und das iſt ſie noch bis jezt — die groſse Kunſt, andere zu ſeinem Vergnügen zu brauchen, in dem gröſsten Theil von Aſien.

Ein paar Völkerſtämme haben auf die Art ein paar Andere beſiegt; nun ſchlagen ſie ſich unter einander ſelbſt um die Beute. Jede kleine Nation unterhält Soldaten; um dieſe anzufeuern, und ſie im Zaum zu halten, hat jede ihre Götter, ihre Orakel, ihre Weiſsagungen, beſoldet jede ihre Wahrſager und Prieſter. Die Wahrſager ſind erſt auf der Seite der Oberhäupter, und prophezeyen zu deren Vortheil, bald aber thuen ſie es auf ihre eigne Hand und theilen die Regierung. Nach Jahrhunderten ſchauderhafter Mordthaten und lächerlicher Betrügereyen unterjocht endlich der ſtärkſte und liſtigſte alle andere — und das iſt die ſchönſte Politik.

Indeſs hier Betrug und Raub einen Theil der Erde erfüllt, ſeht ihr auf dem andern die Freiheit gegen die Tyranney

kämpfen. Und da endlich faſt alle ſo ziemlich dieſelben Waffen haben, ſo flieſst das Blut von einem Pol zum andern.

Aber man kann doch auch nicht immer morden; man macht alſo Friede mit ſeinem Nachbar, bis man ſich für ſtark genug hält, den Krieg wieder anzufangen. Die mit der Feder faſſen die Traktaten ab, und um die Feinde deſto beſſer zu hintergehen, nehmen die Anführer jedes Volkes die Götter zu Hülfe, die ſie ſich gewählt haben; man erfindet den Eydſchwur. Der eine verſpricht euch im Nahmen Sammonocodorus, der andere in Jupiters Nahmen, in beſtändiger Eintracht mit euch zu leben, und bey der erſten Gelegenheit morden ſie euch und abermahls in Jupiters und Sammonocodorus Nahmen.

In den cultivirteſten Zeiten ſchlieſst der Löwe beym Aeſopus ein Bündniſs mit drey andern Thieren, ſeinen Nachbarn. Nun ſoll ein Stück Beute in vier gleiche Theile

getheilt werden. Was geſchieht? Aus guten Gründen, die der Löwe am gehörigen Orte weiter ausführen will, nimmt er ſogleich drey Theile für ſich und droht dem den Hals umzudrehen, der den vierten anrühren wird. Das iſt das Sublime in der Politik.

Politik von Innen.

Ihr wollt in eurem Lande die höchſte Macht, die gröſste Ehre, die meiſten Vergnügungen genieſsen — dazu braucht ihr viel Geld.

In einer Democratie iſt es ſehr ſchwer, das verſichre ich euch: jeder Bürger iſt euer Nebenbuhler. Eine Democratie kann nirgends beſtehen, als in einem kleinen Erdwinkel. Seyd durch euren Privathandel ſo reich als ihr wollt, oder habt's von eurem Groſsvater geerbt, euer Glück wird euch Neider machen, und blos traurige Creaturen. Wenn ja eine reiche Familie in der Demo-

cratie am Ruder iſt, ſo währt es gewiſs nicht lange.

In einer Ariſtocratie kann man ſchon leichter zu Ehrenſtellen, Anſehen, Geld u. ſ. w. gelangen. Aber man muſs klug zu Werke gehen, ſehr klug. Nehmt euch ja nicht zuviel heraus, oder die Revolution iſt da!

In der Democratie ſind alle Bürger gleich! Vortreflich! wenn das Ländchen klein iſt. Es iſt die natürlichſte, die weiſeſte Regierungsform. Ich wiederhole es noch einmahl in einem kleinen Ländchen, und doch bleibt ſie immer menſchlich, d. h. voller Fehler.

In der Ariſtocratie? Nun, die Ungleichheit der Oberherrſchaft iſt ſehr drückend, ſehr fühlbar, das iſt gewiſs! Je weniger ſie ſich herausnimmt, deſto ſicherer geht ſie.

Und endlich die Monarchie? Hier ſind alle um Eines Einzigen willen da. Er

genieſst alle Wollüſte, alle Vergnügungen, die er nur wünſcht, ihm gehört jede Ehrenſtelle, die er verlangt; vor ihm beugt ſich alles; er herrſcht unbedingt und unbeſchränkt, — ſo lang er Schätze hat. Sind dieſe erſchöpft, dann wird er unglüklich ſeyn und für den Aufwand, Anſehen, Ehrenſtellen, Gewalt, Vergnügungen, und vielleicht ſelbſt das Leben verlieren.

So lang er aber Geld hat, ſo lang genieſst nicht nur er, ſondern auch ſeine Anverwandten, ſeine mehreſten Diener. Da giebts einen Haufen Tagelöhner, die das ganze Jahr im Schweiſs ihres Angeſichts für ſie arbeiten, und warum? In der vergeblichen Hofnung ſelbſt einmal ſichs in ihren Hütten künftig ſo wohl ſeyn zu laſſen, als es ihre Sultane und ihre Bacha in ihren Serails zu haben ſcheinen. Laſst uns aber doch ſehen, wie es zu gehen pflegt:

Es war einmal ein groſser dicker Gutsherr, der beſaſs erſtaunend viele Ländereien an Feldern, Wieſen, Weinbergen, Gärten und Waldungen. Hundert Tagelöhner bebauten ſie für ihn, er aſs und trank und gieng zu Bette. Nun kamen ſeine Bedienten, die ihn beſtahlen, aſsen ebenfalls und zehrten faſt alles auf. Endlich kamen auch die armen Tagelöhner, fanden die ſchlechteſte Koſt von der Welt; und konnten ſich nicht einmal ſatt eſſen. Sie murrten; ſie beklagten ſich, es gieng einen Tag wie den andern; endlich riſs ihnen die Geduld aus, ſie machten ſich einmal über ſeine Tafel her, und jagten ihn zum Hauſe hinaus.

Wie? — rief der dicke Mann! — die Schurken da! die rebelliſchen Kinder ſchlagen ihren Vater?

Was? — antworteten die Tagelöhner — hat Er nicht das heiligſte Naturge-

ſetz gebrochen? Haben wir etwas anders gethan, als dieſes erfüllt?

Endlich trug man die Streitigkeit einem benachbarten Schaman vor, der für einen Inſpirirten gehalten wurde. Was geſchah? Der heilige Mann nimmt die ganze Meierey für ſich, und läſst den Herrn nebſt den Dienern zu Tode hängen, bis die Tagelöhner ihn wieder verjagen. Das iſt die Politik von Imen.

Nun? So hat mans mehr als einmal gehen ſehen, und die Folgen dieſer Politik ſind noch in ihrer völligen Stärke ſichtbar. Vielleicht, daſs in zehn oder eilftauſend Jahrhunderten, wenn die Menſchen klüger ſeyn werden, die groſsen Gutsbeſitzer ihren Nutzen beſſer kennen, ihre Unterthanen beſſer behandeln und ſich nicht

mehr durch Schamans und Beichtväter *) unterjochen laſſen dürften! Gott geb' es! Wir müſſen es hoffen.

*) Sapienti ſat! Groſser Einziger Friedrich Du haſt nie einen gehabt; nie haſt Du Dich durch den Popanz ihrer *foidiſanten* Religion einſchüchtern laſſen!

Vermiſchte Gedanken.

Vermiſchte Gedanken.

1.

Ueber das Intereſſe der Fürſten à la Puffendorf ſchreiben, iſt nicht beſſer als fürs laufende Jahr fehlerhafte Calender machen, die im folgenden gar nichts taugen.

2.

Wieviel Klöſter giebt es nicht, die in jeder Rückſicht unnütz ſind, und dennoch zweyhundert tauſend Livres Einkommen haben! O ſo nehmt doch die zweyhundert tauſend Livres, vertheilt ſie unter hundert Officiere, gebt jedem das Mädchen zur Gattin das ihm gefällt, und ihr habt hundert gute Bürger belohnt, hundert Mädchen verſorgt, und nach zehn Jahren, anſtatt funfzig Müſsiggänger wenigſtens vierhundert

Menſchen mehr im Staate. Weiter! haltet nur die funfzig Müſsiggänger ferner zur Arbeit an, und ihr habt fünf und zwanzig Soldaten und eben ſoviel Ackersleute mehr. Einziger Wunſch des Königs und des ärmſten Bauers, wenn wirſt du erfüllt werden! Wenn wird die Vernunft über den Aberglauben ſiegen! Wenn wird ſie ſeine Altäre zerſtören? *)

3.

Ihr beleidigt Gott und die Menſchen, wenn ihr in eurem Staate Bürger duldet, denen ihr alles gebt, und die euch mit nichts als Sottiſen und mit Gebeten nützen wollen.

4.

Wäre ich König, ich würde durch einen Machtſpruch alle Gelübde für nichtig erklären, die vor dem fünf und zwanzigſten Jahre abgelegt worden wäre. „Aber was würde aus den Töchtern unſers Adels wer-

*) Im Jahr 1791, u. d. folg. wenigſtens in deinem Vaterlande, groſser Mann!

den, die man gemeiniglich den Aelteſten der Familie aufopfert? — Was in Schweden, Dännemark, Preuſsen, England, Holland, daraus wird — Kinder werden ſie bekommen. Für die Fortpflanzung ſind ſie gebohren, nicht für das Miſſale das ſie nicht verſtehen. Ein Weib, das zwey Kinder aufzieht, und ſpinnt, iſt dem Vaterland hundertmahl nützlicher, als alle Klöſter zuſammen.

5.

Fürſten! Wenn werdet ihr einſehen, daſs die Philoſophen eure gröſsten Feinde ſind? Der Aberglaube erhitzt die Gemüther, die Philoſophie beſänftigt ſie. Der Aberglaube hat ſein eigenes Intereſſe; die Philoſophie ſpricht nur für die Vernunft, und für euch, wie ihr ſie hört. Der Aberglaube iſt der gröſste Feind, ſo bald ihr nicht einfältig gnug ſeyd ſich an ihm gängeln zu laſſen. Denkt an Heinrich IV. Aber zeigt mir ein Beyſpiel, wo die Philoſophie den Geſetzen ungehorſam geweſen wäre?

6.

Der Aberglaube iſt die Peſt der Menſchheit und die Geiſsel der Nationen. Wenn Er die Fürſten beherſcht, ſo verhindert er ſie, das Glück ihres Volkes zu machen; erhitzt er das Volk, ſo empört er es gegen den Fürſt.

7.

Alle Menſchen ſind gleich gebohren! Denkt ein Bürger in Marocco, daſs dieſe Wahrheit exiſtire?

8.

Aber dieſe Gleichheit hebt die Unterordnungen der Stände nicht auf. Wir ſind alle gleich MENSCHEN, aber nicht GLEICHE GLIEDER der Geſellſchaft. Alle natürliche Rechte kommen dem Sultan und ſeinem Boſtanji, einem ſo gut, als dem andern zu. Der Eine muſs ſo gut als der andere volles Recht über unbeingeſchränkte Freyheit haben, über ſeine Perſon, ſein Vermögen, ſeine Familie ſchalten zu können. Die Menſchen ſind alſo im Grunde im

Weſent-

Weſentlichen gleich, ob ſie wohl auf der Bühne des Lebens ungleiche Rollen ſpielen.

9.

Ein Republikaner liebt ſein Vaterland allemahl mehr, als ein Unterthan eines monarchiſchen Staates das Seinige, aus dem ſehr natürlichen Grunde, warum man ſein Vermögen mehr lobt, als die Schätze ſeines Tyrannen.

10.

Es iſt traurig, dals der Patriot nur ſein Vaterland lieben kann, und alle andere haſsen muſs. Vaterlandsliebe! Aber woraus beſteht ſie denn? Aus einer Miſchung Eigenliebe und Vorurtheil. Liebe alle Menſchen! ſagt euer Evangelium, und nicht: liebe nur die Engländer, oder Franzoſen, u. ſ. w.

11.

Wenn ein Edelmann, der ein Schloſs beſitzt, oder ein Bürger die unumſchränkte Gewalt verflucht, und den unterdrückten Landmann beklagt, ſo haltet das für nichts als redneriſche Figur. Man klagt ſelten über Uebel, die man nicht fühlt. Und übrigens haſst der Edelmann und der Bürger nur ſelten die Perſon des Monarchen — ich nehme die bürgerlichen Kriege aus. Aber wenn man die unumſchränkte Macht in der vierten fünften Hand bemerkt, in der Antichambre des Commis oder des Secretärs — dann entſteht das Murren. Und man klagt über verwüſtete Felder, wenn man auf eine Bittſchrift abſchlägliche Antwort erhielt.

12.

Despotismus iſt keine Art der Regierung, wie z. E. Ariſtokratie, u. ſ. w. Es iſt der Misbrauch angemeſſener oder verliehe-

er Gewalt. Wo gäb es ein Reich, deſſen Bewohner zu einem ihrer Nachbaren geſagt ätten: Sire, wir geben Ew. Majeſtät die ewalt, unſere Weiber, Kinder, Güter und elbſt unſer Leben zu nehmen, nach Ihro nädigſtem Wohlgefallen, und huldreichſten Villensmeynung.

13.

Der Deſpotismus iſt der Misbrauch der öniglichen Gewalt, — Anarchie der Misrauch republikaniſcher Freyheit. Ein Sulan, der ohne Prozeſs, und wider alle erechtigkeit, Bürger einkerkern, hinrichten ißt, iſt ein Straſsenräuber mit dem Titel ihro Hoheit oder Majeſtät.

14.

Worauf iſt eine Republik gegrün-et? Auf den Ehrgeiz jedes Bürgers, der den hrgeiz ſeines Nachbarn in Zaume hält,

auf den Stolz, der andere beugt, indem er ſelbſt gebeugt wird, auf die Begierde zu herrſchen, die keine andere herrſchen läſst. Dadurch entſtehen nur Geſetze, die die Gleichheit ſoviel als möglich erhalten. Was iſt eine Republik? Eine Tiſchgeſellſchaft, wo alle Mitglieder gleichen Appetit haben, und geruhig an einem Tiſche eſſen, bis ein ſtarker gefräſsiger Rieſe kommt, der alles für ſich nimmt, und ihnen die Brocken zuwirft.

15.

Die kleinen Maſchinen glücken ſelten im Groſsen, wegen der ſtärkern Reibung. So iſt es auch mit den Staaten. China muſs eine andere Regierungsform haben, als die Republik Lucca.

16.

Wie konnten die Regierungen ſo ſehr ſich ſelber feind, wie konnten ſie ſo abge-

schmackt seyn, ihren Bürgern die freywillige Entsagung ihrer Freiheit in einem Alter zu erlauben, wo sie nicht einmal über ihr Vermögen auch nur im geringsten schalten dürfen? Und wie kam es, dafs sie bis jezt noch nicht daran dachten, dem Misbrauche Gränzen zu setzen, so genau sie ihn kannten?

17.

Blickt in die düstern Mauern eurer heiligen Gefängnisse, die ihr Klöster nennt — Barmherziger Gott! Was für Abscheulichkeiten, was für Schändlichkeiten, was für Martern, denen sich eure unschuldigen Kinder aussetzen, ohne sie zu kennen! Lafst sie Männer werden, und sie verfluchen den Tag ihrer Gelübde und suchen mit vergeblicher Wuth die Ketten abzuschütteln, mit denen sie euer heiliger Aberwitz belud.

18.

Und ihr leidet die Mönche noch? Auf unſere Koſten zu ſchwelgen, dem Vaterlande zur Laſt zu ſeyn, der Bevölkerung zu ſchaden, ihre Zeitgenoſſen und die Nachkommenſchaft zu verrathen — da habt ihr das Gelübde, das ſie alle gethan haben.

19.

Unter allen Ländern ſah man vielleicht in Frankreich die höchſte Grauſamkeit neben der lächerlichſten Frivolität.

20.

Laſst das Anſehen eines Fürſten einmal beſtritten werden, und man greift auch ſeine Sitten an.

21.

In allem was Freiheit und Sicherheit der Nationen betrift, haben die Engländ-

ler mehr als einmal das Beyſpiel ge-
geben.

22.

Wenn die Fürſten faſt allemal ihre Gewalt misbrauchten, ſo thaten es die Nationen zuweilen mit ihren Rech-ten.

23.

Nur das Land verdient von Menſchen bewohnt zu werden, wo alle Ständte den Geſetzen gleich unterworfen ſind.

24.

Nichts iſt ſo leicht als eine ganze Ge-ſellſchaft verhaſst zu machen, wenn man die Laſter einzelner Mitglieder aufzählt.

25.

Nie wird die menſchliche Natur ſo ſehr entehrt, als wenn der Scepter in der Hand des Aberglaubens und der Unwiſſenheit iſt.

26.

Die Menſchen gehorchen nur den Geſetzen gutwillig, die ſie ſich ſelbſt zum Beſten der Geſellſchaft vorſchrieben. Alle Geſetze, die nur durch die Laune des Souverains entſtanden, finden die Herzen immer rebelliſch.

27.

Faſt alle Fürſten, — die ausgenommen, die Zeit genug hatten zu leſen, und nützlich zu leſen — neigen ſich mehr oder weniger zum Aberglauben hin.

28.

Freiheit und Gleichheit führen nicht zur Verläumdung, zum Meuchelmord, zum Raube, zum Vergiften, zur Verwüſtung der Felder unſerer Nachbarn u. ſ. w. aber der Ehrgeiz der Groſsen und die Wuth zu herrſchen — das

sind die Eltern dieser schrecklichen Verbrechen an allen Orten, und zu allen Zeiten.

29.

Aber wie könnten wir den Mönchen nehmen — sagt ihr — was sie seit sechshundert Jahren besitzen? Wie könnten wir sie der Rechte berauben, die sie so lange genossen? Ich antworte in aller Demuth: Die Marder sind seit dreyssig oder vierzig tausend Jahren nicht weniger im Besitz, unsere Hühner zu erwürgen, und verwehrt uns jemand sie auszurotten, wenn wir sie treffen?

30.

Warum überlässt man der Verachtung, der Bedrückung und den Klauen räuberischer Obern die grosse Anzahl der arbeitsamen, unschuldigen Menschen, die tagtäglich ihre Felder bebauen, damit ihr die Früchte davon verzehrt? Und warum ehrt man im Gegentheil, warum achtet, war-

um ſchont man den unnützen, und oft ſchlechten Mann ſo ſehr, der nur von ihrer Arbeit lebt, und nur durch und von ihrem Elend reich iſt?

31.

Die Geſetze der Natur ſinden von einem Pol zum andern, Gehorſam und Achtung; nicht ſo die politiſche Geſetzgebung. Sie war, und iſt noch immer faſt überall ein verworrenes Chaos. In der That! die Menſchen haben ſich in allem vom Zufall regieren laſſen, was ihr Leben, ihr Vermögen, ihre Gegenwart und ihre Zukunft betrift.

32.

Wenn ihr Geſetze eine Arzney der Seele nennt, ſo bedaure ich, daſs ſie ſo oft von Charlatans gegeben wurden, die nicht ſelten Gift, oder doch mindeſtens unwirkſame Mittel verordneten.

53.

Das Verbrechen muſs abgeſchreckt werden. Einige fühlbare Schande und gezwungene Arbeit thun dieſes mehr als der Galgen. Und noch einmal: Ein Gehenkter iſt zu nichts mehr nütze.

54.

Wie iſt eine Regierung gut? Wenn ſie alle Stände eines Staates gleichmäſsig ſchüzt, und jeden in ſeinen Schranken hält.

55.

Zwey Mächte, eine geiſtliche und weltliche! Welche Abgeſchmaktheit! Als wenn man in einem Hauſe zwey Herrn annehmen wollte: Mich, der ich der wahre Hausherr bin, und den Hofmeiſter meiner Kinder, den ich bezahle? Achtung ſoll er genieſsen, das iſt mein ernſtlicher Wille; aber zu befehlen, und anzuordnen in meiner Wirthſchaft? — Nicht das geringſte!

56.

Die kirchliche Polizey iſt ein Theil der Regierung, alſo ſteht ſie einzig und allein, und ohne Einſchränkung dem Fürſten zu. So wie der Vater dem Lehrer ſeiner Kinder die Stunden und die Wiſſenſchaften vorſchreiben kann, die er ſie gelehrt wiſſen will, eben ſo hat der Fürſt das vollkommenſte Recht, den Geiſtlichen ohne Ausnahme in allen dem Vorſchriften zu geben, was nur den geringſten Bezug auf öffentliche Ordnung hat.

Anhang

enthaltend

Auszüge aus Rouſſeau

über

dieſelben Gegenſtände.

Es iſt immer angenehm und intereſſant einen Gegenſtand aus mehreren Geſichtspuncten zu betrachten, und nun vollends die Urtheile eines Voltaire und Rouſſeau zu vergleichen!

Regierungen.

Wo iſt der Urſprung der verſchiedenen Regierungsformen zu ſuchen? In den verſchiedenen Verhältniſſen einzelner Particuliers zur Zeit ihrer Entſtehung. War zum Beyſpiel einer vorzüglich reich, vorzüglich angeſehen, vorzüglich tugendhaft, vorzüglich mächtig, hervorſtechend, verdient, u. ſ. w. ſo wurde er die einzige obrigkeitliche Perſon, und ſo entſtand die Monarchie.

Waren mehrere einander faſt gleich, und zeichneten ſie ſich auf die Art von der größten Menge aus, ſo wurden ſie zuſammen erwählt. Man bekam eine Ariſtocratie.

Andere endlich, die an Talenten und Vermögen minder verſchieden waren, die

ſich am wenigſten von dem Stande der Natur entfernt hatten, vertheilten die Verwaltung gemeinſchaftlich unter ſich, und bildeten eine Democratie.

Nur die Zeit entſchied, welche von allen dieſen Formen die vortheilhafteſte für die Menſchen war. Wenn dieſe einmüthiglich ihren eigenen Geſetzen gehorchten, ſo wurden jene in kurzer Zeit Sclaven ihrer Tyrannen. Das waren Bürger, jene nichts als Unterthanen. Erſtere ſuchten ihre Freiheit feſt und muthig zu behaupten; dieſe dachten nur darauf, ſie ihren Nachbarn zu rauben. Hätten ſie andere in dem Genuſs eines Gutes ſehen können, daſs ſie ſelbſt nicht mehr beſaſsen? Mit einem Worte, auf einer Seite ſteht ihr Reichthum und Eroberungsſucht, auf der andern Tugend und Glück. Und welches iſt die beſſere?

Es iſt wahr, die Handlungen des Oberhauptes einer Familie, und die Verrichtungen eines Regenten ſollen nur einen und den-

denſelben Endzweck haben, dennoch ſind ihre Rechte und Pflichten ſo ſehr verſchieden und die Wege zur Erfüllung derſelben ſo abweichend, daſs man ſie nicht mit einander verwechſeln kann, ohne ſich falſche Ideen von den Grundgeſetzen der Geſellſchaft zu bilden, und in Irrthümer zu fallen, die der Menſchheit ſchädlich werden können.

Zuverläſsig, wenn die Stimme der Natur die beſte Rathgeberin iſt, die ein guter Vater nur hören kann, um ſeine Pflichten gut zu erfüllen, ſo wird ſie hingegen für den Regenten eine falſche Führerin, die ihn jeden Augenblick von den ſeinigen zu entfernen ſucht, und wenn ihn nicht eine erhabene Tugend zurückhält, früh oder ſpät, ihn oder den Staat in das Verderben ſtürzt.

Der gute Vater braucht die natürlichen Neigungen ſeines Herzens nur in ihrer lautern Reinigkeit zu erhalten; er darf ſich ihnen ganz überlaſſen; der Regent iſt

ſchlimmer daran, den verderben eben dieſe Neigungen.

Um recht und gut zu handeln, braucht der Erſte nur ſein Herz zu fragen, der Andere wird zum Verräther, in dem Augenblick, da er das ſeinige hört; ſelbſt ſeine Vernunft muſs ihm verdächtig ſeyn, er darf keine andere Richtſchnur haben als die allgemeine, d. i. das Geſetz.

Und die Folge? Daſs die Natur von ſelbſt unendlich viel gute Väter machte, aber daſs ſeit Anbeginn der Welt die Weisheit vielleicht ſelber nicht im Stande war, zehn Menſchen zu bilden, die ihres Gleichen nur leidlich beherrſchen konnten.

Nehmen wir einmal einen politiſchen Körper, und betrachten ihn als ein Individuum, ſo finden wir zwiſchen ihm und einem lebendigen Körper, wie z. E. der Menſch hat, eine frappante Aehnlichkeit.

Die ſouveraine Gewalt ſtellt den Kopf vor; Geſetze und Sitten ſind das

Gehirn, das Princip die Nerven, und der Sitz des Verſtandes, des Willens und der Sinne, deren Organe Richter und Obrigkeiten ſind.

Handlung, Induſtrie und Ackerbau ſind der Mund und der Magen, die die allgemeine Nahrung bereiten; die Finanzen ſind das Blut, das eine weiſe Oekonomie, die dem Herzen gleicht, wieder zurückſendet, um durch den ganzen Körper Nahrung und Leben zu verbreiten; Rumpf und Glieder ſind die Bürger, die der Maſchine Bewegung, Leben und Thätigkeit ertheilen, und die man nirgends beſchädigen kann, daſs der Schmerz ſich nicht zum Gehirn fortpflanzt.

Das Leben beyder Körper iſt das dem Ganzen gemeinſchaftlich gehörende Ich, die gegenſeitige Harmonie und die innere Correſpondenz aller Theile. Hört dieſe Verbindung auf, wird dieſe formelle Einheit getrennt, und findet unter den ſtätigen Theilen kein anderer Zuſammenhang

ſtatt, als der durch die Juxtapoſition, ſo iſt der Menſch todt, der Staat zerſtört.

Demnach iſt der politiſche Körper eben ſo gut ein moraliſches Weſen, das einen Willen hat; und dieſer allgemeine Wille, der nie etwas anders beabſichtigt als die Erhaltung und das Wohl des Ganzen wie der einzelnen Theile, der die Quelle der Geſetze iſt — muſs auch für alle Mitglieder des Staats — es betreffe nun ihn oder ſie, die Richtſchnur des Gerechten oder Ungerechten ſeyn.

Man muſs bey den Nationen, wie bey den Menſchen, eine gewiſſe Zeit der Reife abwarten, ehe man ſie durch Geſetze einſchränken will. Nun iſt aber dieſe Zeit nicht ſo leicht bey einer ganzen Nation zu erkennen; kommt man zu früh, ſo mislingt die Arbeit. Manche Nation iſt der Cultur gleich anfangs fähig, eine andere kaum nach zehn Jahrhunderten.

Könige.

Die gröſsten Könige, deren die Geſchichte ſo rühmlich Erwähnung thut, wurden nicht dazu erzogen, denn die Kunſt zu regieren verſteht man dann ſicher am wenigſten, wenn man ſie zu ſehr gelernt hat. Lernt gehorchen! das bildet den Regenten, nicht das Befehlen von den Windeln an.

Worin beſteht das Talent zu regieren? Darin: Garant des Geſetzes zu ſeyn, und es durch tauſend Mittel beliebt zu machen wiſſen. Ein ſchwachköpfiger Fürſt kann Verbrechen beſtrafen, wie jeder andre; nur der groſse Staatsmann weiſs ſie zu verhüten; ſeine ehrwürdige Herrſchaft erſtreckt ſich weiter über die Handlungen, als über den Willen ſeiner Unterthanen. Könnte er es dahin bringen, daſs alle gut handelten, ſo bliebe ihm nichts mehr zu thun übrig, und das Meiſterſtück ſeiner Arbeit wäre, wenn er müſsig bleiben könnte.

Nur durch gute Geſetze, durch eine weiſe Polizey, durch eine vernünftige Oekonomie kann ein denkender einſichtsvoller Fürſt ſeine Stärke vermehren, ohne ſich auf den Zufall zu verlaſſen. Die beſten Eroberungen, die er machen kann, ſind die nützlichen Einrichtungen, die er in ſeinem Staate entſtehen läſst; ſo beſiegt er ſeine Nachbarn am beſten, und jeder Unterthan mehr, der ihm gebohren wird, iſt ein Feind weniger, den er tödtet.

Ein Fürſt ſollte allemal den Rath der fähigſten Männer ſuchen, er ſollte ſie in ſein Conſeil aufnehmen; an ſeinem Hofe müſsten die Gelehrten vom erſten Range ein ehrenvolles Aſyl finden; hier müſsten ſie durch ihr Anſehen zum Glück der Völker mitwürken können, denen ſie Tugend und Weisheit lehrten. Dann nur würde man ſehen, was Tugend und Wiſſenſchaft vermag, wenn ſie ein edler Eifer belebt, vereint für das Glück der Menſchheit zu

arbeiten! Aber ſo lange Macht und Weisheit getheilt ſind, ſo lange werden die groſſen Ideen der Gelehrten und die ſchönen Thaten der Fürſten gleich ſelten ſeyn, ſo lange werden die Völker in Aberglauben, Sclaverey und Unglück verſunken bleiben.

Es iſt gut — ſagt ihr — die Menſchen brauchen zu können, ſo wie ſie ſind, aber wäre es nicht noch beſſer, ſie ſo weiſe zu machen, als man ſie nöthig hat? Das war die groſſe Kunſt der alten Regierungen, das war das ſeltene Geheimniſs jener grauen Zeiten, wo die Philoſophie Geſetze gab, wo ſie ihr Anſehen nur brauchte, um die Nationen weiſer und glücklicher zu machen.

So bildet demnach erſt Menſchen, wenn ihr Menſchen beherrſchen wollt! Macht daſs man die Geſetze liebe, wenn ihr ſie befolgt haben wollt; macht, daſs man an ſeine Pflicht denke, um ſie wirklich auszuüben, mit einem Worte: Macht, daſs die Tugend herrſche!

Alle Fürſten, gute und böſe, werden ohne Unterſchied gleich niederträchtig gelobt worden, ſo lange es noch Hofleute, und penſionirte Gelehrte giebt. Die wenigen, die eines Lobes würdig ſind, verdienen auch eine andere Sprache. Die Schmeicheley beleidigt ihre Tugend, und ſelbſt das Lob tritt ihrem Ruhm zu nahe.

Die Meinung dieſer Könige der Welt hat ſich aber der Macht der Souverains, und ſelbſt der Willkühr der Tyrannen entzogen. Sie ſind ſelbſt ihre gröſsten Sclaven.

Geſetze.

Wenn ein guter Regent ein ſo ſeltener Menſch iſt, wo ſoll ich vollends einem guten Geſetzgeber finden? der Erſte braucht nur dem Grundriſs zu folgen, den dieſer geben muſs; dieſer erfindet die Maſchine, jener darf ſie blos aufziehen.

Die alten Geſetzgeber legten ihre Entſcheidungen und Ausſprüche den Göttern

in den Mund, um durch eine göttliche Autorität die Halsſtarrigkeit derer zu beſiegen, die einer menſchlichen nicht folgen wollten. Aber mag jeder Menſch die Götter reden laſſen, mag er ſich Glauben verſchaffen, wenn er ſich als ihren Abgeſandten, als den Ausleger ihrer Befehle ankündigt.

Die groſse Seele des Geſetzgebers, das iſt das wahre einzige Wunder, das ſeine Sendung beweiſen mag. Jeder Menſch kann auf ſteinerne Tafeln graben, Orakeln erkaufen, und mit Gott zu ſprechen ſich rühmen, jeder Schwachkopf kann einen Vogel abrichten, ihm aus den Ohren zu freſſen, und funfzig plumpe Maſchinen ſpielen laſſen, eine unwiſſende Nation zu täuſchen. Wer mir das kann, wird ſogar durch Zufall einen Haufen unſinniger Barbaren unter ſeine Fahnen vereinigen, aber nie, nie, wird er im Stande ſeyn ein Reich zu begründen, ſein thörichtes Werk wird bald mit ihm verſchwinden.

Weisheit nur und Tugend bilden ein dauerhaftes Band; Gaukelpoſſen vermögen das nicht. Moſes und Mohammed waren zwey ſolche Köpfe; die Fortdauer ihrer Secte beweiſst die Gröſse und die Fähigkeit der Stifter; und der wahre Philoſoph bewundert in ihren Anordnungen dieſen groſsen, allgewaltigen Geiſt, der in dauerhaften Einrichtungen weht.

Je mehr ihr die Geſetze vervielfältigt, deſto verächtlicher macht ihr ſie. Ihr führt andre Misbräuche ein, um die erſten zu verbeſſern, und die neuen Wächter, die ihr darüber ſetzt, ſind eben ſoviel neue Uebertreter, die entweder mit den vorigen theilen, oder ihren ſchädlichen Gewinn auf eigene Hand treiben. Bald wird nun der Preiſs der Tugend der Lohn der Räubereyen, die niederträchtigſten ſind dann die angeſehenſten, je gröſser ſie ſind, deſto verächtlicher werden ſie. Ihre Schande wird durch ihre Würde hervorleuchtender, und ihr Anſehen entehrt ſie. Nun ſie die Stimme Höherer, und den Schuz gewiſſer

Weiber erkaufen, ſo verkaufen ſie wieder an dieſe Recht und Pflicht und den Staat. Und die Nation, die nicht einſieht, daſs ihre eigenen Laſter die erſte Quelle ihres Unglücks ſind, murrt und ſeufzt: **An unſerm Unglück iſt niemand Schuld, als eben die, die wir bezahlen uns davor zu bewahren!**

In einem wohlorganiſirten Staate darf keine Ausnahme von dem Geſetze Statt finden, was man auch für Anſpruch darauf haben könne. Selbſt die Bürger, die ſich noch ſo ſehr um das Vaterland verdient machten — müſſen wohl durch Ehrenſtellen, aber nie durch Privilegien belohnt werden, denn die Republik iſt ihrem Untergange nahe, ſobald irgend jemand den erlaubten Ungehorſam gegen die Geſetze für ſchön und für vorzüglich hält.

Durch welche unbegreifliche Kunſt hat man die Menſchen zu unterjochen gewuſst, um ſie frey und in der That um ſo viel

freier zu machen, als jeder unter dieſer anſcheinenden Unterwürfigkeit von ſeiner Freiheit nur das verliert, was die Rechte ſeiner Mitbürger beeinträchtigen kann? Dieſes Wunder iſt das Werk der Geſetze!

Nur den Geſetzen, nur den Geſetzen allein verdankt ihr den Genuſs der Freiheit, der Gerechtigkeit! Das ſind die himmliſchen Orakel, durch die jeder Regent ſeine Befehle vertheidigen laſſen ſollte! Und in der That, ſobald ein Regent ſtatt den Geſetzen einem andern ſeine Willkühr, ſtatt der allgemeinen öffentlichen Stimme ſeinen Privatwillen aufdringen, und ihn dieſem unterwerfen will, ſobald tritt er aus dem bürgerlichen Zuſtand, und befindet ſich dem andern gegen über in dem reinem Stande der Natur, wo keine andere Obergewalt als die des Stärkern gilt!

Was iſt das wichtigſte unter allen Geſetzen, das nicht auf Marmor und Metall,

aber in die Herzen der Bürger gegraben iſt; das die eigentliche wahre Verfaſſung des Staates ausmacht, jeden Tag neue Stärke gewinnt, und wenn die andern Geſetze ſich veralternd erlöſchen, ſie neu belebt? Was iſt das für ein allgewaltiges Geſetz, das der Nation den Geiſt ihrer erſten Bildung bewahrt, und den mächtigen Einfluſs der Gebräuche unmerklich an die Stelle des Anſehens ſetzt? Das ſind die Sitten, die Gewohnheiten, und beſonders die Meinung. Unſere Politiker ſind mit dieſem Theil ſehr wenig bekannt, ſo ſehr auch der gute Fortgang der übrigen davon abhängt, aber der groſse Geſetzgeber beſchäftigt ſich im Stillen damit, indeſs er dem Anſchein nach, ſich auf einzelne Verordnungen einſchränkt, die nur die Wölbung bilden helfen, deren unerſchütterlicher Schluſsſtein die nicht ſo ſchnell entſtehenden Sitten ſind.

Die geringſte Veränderung in den Gewohnheiten, wäre ſie ſelbſt in gewiſſen

Rückſichten vortheilhaft, wird doch allemal den Sitten ſchädlich werden. Sobald das Volk jene nicht mehr achtet, die doch eigentlich ihre Moral ſind, ſo erkennt es keine andere Richtſchnur als ſeine Leidenſchaft, keinen andern Zügel als die Geſetze, die freylich zuweilen dem Boshaften Einhalt zu thun, aber ihn nie gut zu machen vermögen!

Es iſt mit den Nationen, wie mit einzelnen Menſchen; ſie ſind nur in ihrer Jugend gelehrig, und das Alter macht ſie jeder Verbeſſerung unfähig. Haben die Gewohnheiten einmal feſten Fuſs gefaſst, ſind die Vorurtheile einmal eingewurzelt, da iſt es ein eben ſo gefährliches als fruchtloſes Unternehmen ſie verbeſſern zu wollen. Die Nation kann nicht einmal vertragen, daſs man ihre Schäden angreife, um ſie fortzuſchaffen; ſo zittert ein einfältiger, muthloſer Kranker, wenn er den Arzt erblickt.

In einem wohl regierten Staate giebt es wenig Strafen, nicht als ob man oft Gnade für Recht ergehen lieſse; nein, weil es wenig Verbrecher giebt. Die Menge der Verbrechen hingegen macht ſie ſtraflos, wenn der Staat ſeinem Untergange nahe iſt.

Häufige Strafen ſind immer das Zeichen einer ſchwachen oder zu trägen Regierung. Es giebt keinen ſo böſen Menſchen, den man nicht noch zu etwas tauglich machen könnte, und man darf keinen, nicht einmal um des Beyſpiels willen, mit dem Tode beſtrafen; man müſste ihn denn nicht ohne Gefahr erhalten können.

Jene Rechtsgelehrten, die mit ſo wichtigen Mienen entſcheiden, daſs das Kind eines Sclaven als Sclave gebohren werde, was ſagen ſie in andern Worten anders, als: daſs der Menſch nicht als Menſch gebohren werde?

Finanzen und Auflagen.

Was iſt die wichtigſte Maxime bey der Verwaltung der Finanzen? Dieſe: Arbeitet ſorgfältiger dahin den Bedürfniſſen zuvorzukommen als die Einnahme zu vermehren. Die alten Regierungen kamen wirklich weiter mit ihrer Sparſamkeit, als unſere mit allen ihren Schätzen.

Alles übrige gleich geſetzt, ſo muſs doch der, der zehnmal mehr beſitzt als ein anderer, auch zehnmal mehr ſteuern als dieſer. Ein dritter, der nichts als ſein nothdürftiges Auskommen hat, darf ſchlechterdings nichts bezahlen, aber ein vierter, den das Glück in Ueberfluſs ſezte, kann im Nothfall gerade ſoviel abgeben, als ſein Bedürfniſs überſteigt, d. h. als er im Ueberfluſſe hat.

Aber, wird mir einer einwenden, hier iſt doch Rückſicht auf den Rang zu nehmen, und was bey einem von der niedern Claſſe überflüſſig iſt, iſt einem von der höhern

höhern ſchlechterdings Bedürfniſs. „Nein! antworte ich — der Gröſste hat zwey Füſse, ſo gut wie der Hirte, und auch nur einen Magen, wie dieſer. Und denn iſt das vermeinte Nothwendige ſo wenig mit ſeinem Range zuſammenhängend, und ſo wenig dazu nothwendig, daſs er um ſo ehrwürdiger werden würde, wenn er um irgend eines edlen Zweckes willen, ihm entſagte.

Worauf könnt ihr aber am beſten ſtarke Taxen legen? Auf alle Domeſtiken, Equipagen, koſtbare Meublen, Stoffe, Gärten, Palläſte, Schauſpiele aller Art; auf die unnützen Künſte der Gaukler, Sänger, u. ſ. w. mit einem Worte auf alle Gegenſtände des Luxus, der Vergnügungen und des Müſsigganges; denn da ſie in aller Augen fallen, da ihr einziger Endzweck nur der iſt, geſehen zu werden, ſo würden ſie allen Werth verlieren, wenn ſie dieſen nicht erreichten. So lange es Reiche giebt, ſo lange werden ſie ſich vor den Armen auszeichnen wollen, die Vergröſse-

rung des Aufwandes wird eine neue Motive werden ihn fortzuſetzen, und ſo wird der Staat eine Einnahme haben, die ebenſo ſehr geſichert für ihn, als leicht für den iſt, der ſie giebt.

Man hat den Gedanken gewagt: daſs der Landmann Auflagen haben müſste, denn er würde nicht arbeiten, wenn er nichts zu geben hätte. Aber dieſer abgeſchmackte lächerliche Grundſatz, wird zum Glück durch die Erfahrung bey allen Nationen der Erde widerlegt. Gerade in Holland, England und beſonders in China, wo der Landmann nichts bezahlt, ſind die Felder am beſten bebaut. Im Gegentheil da wo der Landmann nach Verhältniſs des Ertrags von ſeinen Feldern mit Steuern beladen iſt — läſst er ſie ſicher brach liegen, und baut zuverläſsig nur ſoviel als er zu ſeinen Bedürfniſſen braucht. Denn wenn ich die Frucht meiner Arbeit verliere, iſt Nichtsthun baarer Gewinn für

mich, und auf die Arbeit durch die Abgaben gleichſam eine Geldſtrafe zu legen, iſt warlich ein ſehr ſonderbares Mittel die Faulheit zu wehren u. ſ. w.

Bevölkerung.

Was iſt das ſicherſte Zeichen von der Erhaltung und dem Glücke eines Staates? Die Anzahl und die Bevölkerung ſeiner Mitglieder.

Alles gleich angenommen, ſo iſt die Regierung doch untrüglich die beſte, unter der, ohne anderweitige Mittel, ohne Naturaliſation oder Colonien, die Bürger ſich am meiſten vermehren. Wo ſie ſich aber verringern, wo ſie abnehmen — das iſt ſicher die ſchlechtere. Vergleicht, rechnet und zählt, ihr politiſchen Arithmetiker!

Nach dieſem Grundſatze kann man auch beurtheilen, welche Jahrhunderte in Anſehung menſchlicher Glückſeligkeit den Vorzug verdienen.

Wenn man jene, wo Künſte und Wiſſenſchaften blühten, ſo ausſchweifend bewundert, ſo drang man vielleicht nicht bis zu dem heimlichen Gegenſtande ihrer Cultur durch, und nahm auf die unſelige Würkung davon keine Rückſicht.

Werden wir denn nur in den Büchern den groben Eigennutz gewahr werden, der aus ihren Verfaſſern ſpricht? Nein! Sie mögen ſagen, was ſie wollen, wenn ſich ein Land trotz ſeines äuſsern Glanzes entvölkert, ſo iſt es eine Unwahrheit, daſs alles gut gienge. Warlich! Dadurch wird ein Jahrhundert noch nicht das beſte, wenn ein Dichter hunderttauſend Livres Renten hat.

Als Auguſt Geſetze wider das Cölibat geben muſste, ſo war das der hellſte Beweis von dem Verfall des römiſchen Reiches. Mit einem Worte, wo Entvölkerung eintritt, da iſt der Staat ſeinem Untergange nahe, da hingegen das Land, welches die ſtärkſte Bevölkerung hat, unſtreitig am beſten regiert ſeyn muſs, und wenn es das ärmſte wäre.

Wegen einiger Druckfehler, die bey aller Sorgfalt dennoch ſtehen blieben, bittet der Verfaſſer um Vergebung. Seine Entfernung vom Druckort, und eine Hand, die ſich, eben in keiner Canzley produciren lieſse, mögen die Schuld davon auf ſich nehmen.

9227.

Conrad

ein

komischer Roman

———

Meyers Buchhandl.

von

Gottvertraut Schwamm.

Preußische Staatsbibliothek Berlin

Mit einem Kupfer.

Glückstadt, 1797.
bei Trangott Pilz,
in der neuen Verlagshandlung.

3324

Conrad.

Erstes Buch.

Erſtes Kapitel.

Ich.

„Nun Gott Lob!„ — rief ich — Nun ſoll auch das rechte Leben erſt angehen, wenn ich nur einmal in B.... bin — „Ich ſollte da den Handel lernen, es war den Abend vor meiner Abreiſe.

Ich war ſechszehn Jahr alt, und die Leute in unſerm Städtchen hießen mich nur den ſchönen Conrad.

Ich hatte entſetzlich viel Romane geleſen, und meine Begriffe von der großen Welt waren gar wunderlich. Ich hielt ſie für ein Schlaraffenland, in das ich nur hineinzugucken brauchte, um die gebratenen Tauben in den Mund zu bekommen. Ich dachte nicht anders, als daß man den ſchönen Conrad an allen Orten und Enden kennen müßte, denn ich war gar ein eitler unerfahrner Burſche.

Unsere Verwandten aßen den Abend noch bei uns. Die Mahlzeit wurde verzehret, der Wein ausgetrunken, und Küße und Glückwünsche regneten in Menge auf mich. Endlich bließ der Postillion, ich nahm Abschied so gut ich konnte, und stieg mit einem halben Rausche in die Postkutsche hinein.

Zweites Kapitel.

Der Fuß.

Der Scheffner hieß mich im Schlage sitzen, es war ein Uhr nach Mitternacht und stockfinster, ich konnte keine Seele erkennen. Ich saß kaum einige Minuten, als mich etwas in die rechte Seite stieß. Ich griff behutsam hin, und fühlte einen kleinen niedlichen Fuß, der sich nicht zurückzog.

Mein kleiner Rausch hatte mich kühn gemacht. Ich legte meine Finger sanft über die Knöchel, und wagte sie leis zu drücken. Der kleine Fuß schien sich näher nach mir hinzubeugen, schon bückte ich mich, ihn zu küs-

küssen, als ich durch einen plötzlichen Stoß des Wagens auf einmal aus meiner glücklichen Lage kam.

Ich hätte bersten mögen, ich fluchte auf den Weg und auf den Esel von Schwager, ich mochte nun hingreifen wie ich wollte, der kleine Fuß war nicht mehr da.

Drittes Kapitel.

Die Entdeckung.

Jetzt hielten wir stille, denn wir waren auf der Station. Der Tag brach an, und man konnte sich schon erkennen. Ich sprang zuerst aus dem Wagen. Nachdem drei bis vier alte Herren ausgestiegen waren, zeigte sich noch ein junges niedliches Geschöpfchen mit einem Kapüchen über das Gesicht.

„Ich will Ihnen helfen„ — sagte ich freundlich, fing sie in meinen Armen auf, und setzte sie mit einem herzhaften Drucke auf den Boden.

„Bist du da Hannchen?„ — rufte eine Stimme. —

„Ja„ — antwortete sie — riß sich sanft von mir los, und flüsterte: „Mein Vater ruft.„ — Ich folgte ihr in die Stube, wir liessen uns sämmtlich Frühstück geben, und wer neben Hannchen saß, das war ich.

Viertes Kapitel.

Egoismus.

Ich glühte und zitterte am ganzen Körper; es war alles Lust und Leben an mir. „Siehst du Conrad?„ — sagte ich leis zu mir selbst — „Das läßt sich vortreflich an.„ —

Es war klar, es war erwiesen, der kleine Fuß gehörte niemand als Hannchen. Ich wiederholte es mir wohl tausendmal in meinem Kopfe, wie ich ihn gefühlt und gedruckt hatte, ich konnte mich nicht satt daran denken. „Es war doch aber auch ein niedlicher Fuß„ — brummte ich immer leise.

Ich beschloß nun fest bei mir, Hannchens Herz wegzukapern. „Es kann dir gar nicht fehlen„ — dachte ich — „fahre du nur so fort,

fort, der Triumph wird gewiß nicht ſchwer ſeyn!„ und ich darf es ſagen, ich ließ es an keiner Aufmerkſamkeit fehlen.

Mir fielen ſehr viele Exempel aus Romanen ein, wo ſich die Bekanntſchaft auch auf der Poſtkutſche angefangen hatte. Ich dachte, es müßte ſo ſeyn, und ich war ja der ſchöne Conrad.

Fünftes Kapitel.

Metamorphoſe.

Aber was ſind die Vorſätze eines jungen eiteln Thoren? Ich wollte Hannchen erobern, und ich ſahe bald, daß ich ſie ſchon erobert hatte. Das erweichte mein hartes Herz in einem Augenblicke, denn bei aller meiner Eitelkeit fehlte es mir doch nicht an Empfindung.

Wir waren eingeſtiegen, ich hatte mich neben Hannchen geſetzt. Sie ſah mich ſtill und freundlich an, mit einer unbeſchreiblichen Miene, als wenn ſie mich um Gegen-

liebe bäte. Weg waren alle Plane meines Egoismus. Ich war überrascht, ich war gerührt. Ich fühlte mich auf einmal zu ihr hingezogen, meine Jugend, meine natürliche Großmuth vollendete ihren Sieg.

Ich hatte meinen Arm hinter der Lehne sanft um den Ihrigen geschlungen, und sie schien sich näher an mich anzuschmiegen. Es war der schönste Maimorgen. Die Sonne spielte auf ihrem Gesichte, der Thau glänzte auf den Wiesen, und die Vögel sangen in den Wipfeln.

„Wie schön das ist!„ — sagte sie leis und verborgen, und die Augen liefen Ihr voll Thränen.

„O Liebe!„ — gab ich zur Antwort, und drückte meinen Arm fester an Sie. — „Ich will lieben„ — dachte ich — Ich will mich ganz meinem Herzen überlassen, und weg war Egoismus und Heuchelei.

Sechstes Kapitel.

Der Narr.

Von nun an war ich ein ganz andrer Menſch geworden; ich war ſo glücklich und zufrieden, ich kann es nicht beſchreiben. Wir ketteten uns mit jeder Stunde inniger zuſammen, und doch wußten wir nicht, wo die Zeit hinkam.

Der Vater ließ uns machen, er bemerkte nichts, oder er wollte nichts bemerken, das weiß ich nicht. Gnug, ſie konnte ungeſtört auf meiner Schulter ſchlafen, und was ich that? wer braucht das erſt zu fragen.

Ach ich glaube, auf der ganzen Erde war doch niemand ſo glücklich als ich. Ich durfte ihr in die blauen hellen Augen ſehen, an ihren Kleidern hinſtreichen, und das Aeußerſte ihres Armes berühren. Mit einem Worte: ſie hatte mich in wenig Stunden zu dem gemacht, was die Alten, wohl zu merken die alten Herren und Damen, einen verliebten Narren zu nennen belieben.

Siebentes Kapitel.

Die Nacht.

Wir hatten zu T.... zu Abend gegessen, der Wein war nicht schlecht, ich hatte wie ein gesunder Mensch zugelangt, denn mit meiner Liebe wuchs auch mein Appetit. Wir setzten uns gegen eilf Uhr fröhlich in den Wagen, ich nahm meinen alten lieben Platz wieder ein, und Hannchen druckte sich zärtlich an mich.

Wir hatten Vollmond, aber der Wagen wurde nur schwach erleuchtet, da der Weg durch den Wald ging. Hannchen und ich, wir saßen völlig im Schatten.

Die Nachtigallen schlugen, die Waldblumen dufteten, aus dem Gebüsche flogen die Glühwürmchen, in der Ferne rauschte der Strom, und der Wagen ging sanft vorwärts. Mein Herz schwamm in Wonne und Sehnsucht, und in meinem Innern wallte ein glühendes Leben.

Achtes Kapitel.

Die Hand.

Ich ließ meine rechte Hand langsam auf Hannchens Knie hinabgleiten, wo ich der Ihrigen begegnete. Ich wagte es, sie sanft zu berühren, es war ein leiser flüchtiger Anstrich, aber ich zog sie gleich darauf wieder schnell zurück.

„Hannchen wird es übel nehmen!„ — wollte mir meine Schüchternheit zuflüstern, aber ich überwand sie muthig. Ich wagte mich ein zweitesmal hin, es gereuete mich nicht, denn ich bekam einen herzlichen Gegendruck. Es war ein elektrischer Schlag, der durch alle meine Nerven fuhr. Hand in Hand geschlossen, Arm um Arm geschlungen saßen wir nun schweigend da, und vor unsern Augen schwamm alles um uns her.

Ach wie zärtlich druckte ich diese sanfte theure Hand an meine Lippen! Wie heiß und warm ruhte sie auf meinem klopfenden Herzen, als wenn sie sich dort hineinschmiegen wollte! Es war eine himmlische Nacht.

Endlich brach der Morgen an, aber noch immer zu früh, und wir hielten vor dem Posthause.

Neuntes Kapitel.

Der Garten.

So wie mein Herz an meiner Liebe Antheil nahm, so war sie auch schüchtern und bescheidener geworden.

Der Postmeister deutete uns an, daß wir unter vier Stunden keine Pferde bekommen würden. Ich ging in den Hof und fand einen kleinen Garten. Gleich mußte Hannchen gerufen werden. „Ich will Ihnen was zeigen„ — sagte ich.

Sie folgte mir, nachdem sie ihren Vater um Erlaubniß gebeten hatte. Nie war sie mir noch so schön vorgekommen, ich führte sie in eine kleine Geisblattlaube.

„Aber was wollen sie mir denn zeigen?„ — sagte sie.

Ich

Ich zog ſie ſanft zu mir auf den Sitz, ſie erröthete und ſchlug die Augen nieder. — „Nun!„ — ſagte ſie endlich neugierig aber nicht böſe.

„Ich wollte Ihnen mein Herz zeigen„ fuhr ich fort. —

„Ihr Herz?„ Aber wo denn! —

„Ach liebes Hannchen! Sie können mich wohl verſtehen, wenn Sie nur wollen. Glauben Sie nur, daß Ihnen auf der ganzen Welt kein Menſch ſo gut ſeyn kann, als ich; und daß es kein treueres Herz giebt als dieſes da!„ — Hier legte ich Ihre Hand auf meine Bruſt, und ſah ihr ſtarr in die Augen.

„Conrad!„ — ſagte ſie — lieber Herzens Conrad! —

Und nun meine Arme um Sie ſchlingen, einen Kuß auf ihre Lippen drücken, einen langen unerſättlichen immer wiederholten Kuß — alles das geſchah in einem Augenblicke.

Wer war glücklicher als wir beide? Wir hatten uns nun erklärt, wir glaubten nun eines des andern versichert zu seyn. Es war als sollten wir ewig in dieser Laube bleiben, als wäre sie das langersehnte Ziel der Ruhe. Ach was geht über die erste Fülle dieser erwachenden Empfindungen? Mögen die kalten Philosophen Recht haben, wenn sie diese Liebe unbesonnen nennen, aber sie ist doch die herzlichste, die wahrste, die uneigennützigste.

Zehntes Kapitel.

Neuigkeiten.

Wir saßen noch Arm in Arm, Wange an Wange geschlossen, als der Postillion in das Horn stieß, und der Vater an der Thüre rufte. Wir mußten einsteigen; aber zu unserer großen Freude fiel es ihm ein, etwas zu Fuße zu gehen. Wir waren nun die einzigen Passagier und der Kutsche fehlte zur Laube nichts als die Blätter.

Jetzt

Jetzt erfuhr ich von Hannchen, daß sie drei Meilen von meiner Vaterstadt zu Hause sey, und auch in B.... bleiben würde. Sie sollte bei einer Anverwandtin ihrer Mutter das Putzmachen lernen, den Namen und das Haus versprach sie mir auf der nächsten Station aufzuschreiben. Ich erwiederte ihr Zutrauen mit meiner ganzen kleinen Lebensgeschichte, und nun tausend Pläne und Vorschläge, wie wir uns künftig sehen und sprechen wollten.

Ich war wie begeistert, meine Ideen nahmen einen ordentlichen Odenschwung. Die ganze Welt war mein, ich konnte alles, was ich wollte, ich liebte ja! Ich war fest überzeugt, daß alle Menschen und alle Dinge sich nach uns und unsern Wünschen richten müßten, und wenig fehlte, so hätte ich mich überredet, die große Stadt B.... könne unmöglich für jemand anders gebaut seyn.

Eilftes Kapitel.

Abschied.

Auf der vorletzten Station mußten wir wieder über fünf Stunden warten. Abends gegen sechs Uhr endlich waren wir nur noch zwei Stunden von B....

Wir hatten vor lauter Liebe die Adresse vergessen; das war ein Donnerschlag für mich, denn der Vater saß wieder bei uns. Ich flüsterte es Hannchen in das Ohr, sie hatte weder Papier noch Bleistift, aber die Liebe ist erfinderisch. Sie kritzelte es mit einer Nadel an das braune Leder in der Kutsche, sie konnte auf meine Augen, und auf mein Gedächtniß rechnen.

Aber je näher nun der Augenblick der Trennung kam, desto bänger wurde mir um das Herz. Dazu kam die Vorstellung von meiner neuen Lage, und dem Aufhören der bisherigen, die doch alle Wünsche befriedigt hatte. Ich erwachte gleichsam aus einem süssen Traume, und sollte nun wieder in die kalte todte Wirklichkeit treten. Ich war unbe-

unbeschreiblich wehmüthig, und die Augen standen mir immer voll Thränen.

Hannchen ging es nicht besser, wir suchten uns nur durch Händedrücke zu sagen, was wir den Lippen nicht anvertrauen konnten. Ihre Augen hingen schwermüthig über meiner ganzen Gestalt und ihr Busen hob sich von unterdrücktem Seufzen.

So fuhren wir durch das Getümmel in die große Stadt herein. Mir war es, als ob jedes starrende Gesicht sich auf mich heftete, als ob mich alle beneideten, und über unsere Trennung frohlockten. Wenn nur einer Hannchen scharf ansah, hielt ich ihn schon für einen Feind, ja ich bat sie sogar, sie möchte Ihren Hut des Staubes wegen tiefer in das Gesicht ziehen, ob ich gleich vor der Stadt, wo doch zehnmal mehr Staub war, mit keiner Sylbe daran gedacht hatte.

Jetzt hielt der Wagen vor der Post, jetzt stiegen wir ab. — „Nun wären wir da!„ — sagte der Vater, aber ich sah und hörte nicht. Hannchen wischte sich die Au-

gen und zupfte mich am Kleide. — Nun Adieu Monsieur! — rief der Vater, und schlug sich links um die Ecke. Hannchen lag an meinem Halse. — „Nun halt Wort lieber Conrad!„ — Noch einen Kuß und dann ging sie hin.

Ich dachte, ich sollte in die Erde sinken.

Conrad

Zweites Buch.

Erstes Kapitel.

Der neue Herr.

„Nun wollen Sie denn hier stehen bleiben?„ — sagte endlich eine rauhe Stimme. — „Wo haben Sie denn ihre Sachen?„ —

Ich schlug die Augen auf, die ich bisher geschlossen hatte, um mir Hannchens Adresse unzähligemal zu wiederholen, und sah den Wagenmeister vor mir stehen.

„Ich will zum Herrn R....„ sagte ich, indem ich ihn den Namen meines künftigen Prinzipals nannte.

Ist das der Koffre? — fragte er weit höflicher. — „Hier Andres mit dem Herren da! Sie bezahlen acht Groschen.„

Ich wanderte denn mit meinem Coffreträger Gasse auf, Gasse nieder, durch das Getümmel der Gehenden, Reitenden und Fahrenden durch. Wo ich nur ein weibli-

ches Gesicht sahe, dachte ich, es wäre Hannchen, die mir wieder nachkäme, denn ich konnte mir nicht einbilden, daß ich nun einen Abend ohne sie zubringen sollte, da ich drei Tage mit ihr zugebracht hatte. Endlich trat ich mit meinem Begleiter in ein großes Haus, und fand unten an der Treppe einen wohlgekleideten Mann vom mittlen Alter.

„Ist das etwa Conrad B....?„ fragte er. —

„Gehorsamster Diener!„ — sagte ich — Ja! das bin ich.

Nun so warten Sie. — Christian — rufte er, geh einmal mit hinauf.

Wir stiegen mit dem Hausknecht in das fünfte Stock hinauf, und ich erfuhr, daß das mein neuer Herr gewesen wäre, was ich so schon vermuthet hatte.

Zweites Kapitel.

Es geht nicht.

Wir traten in ein kleines Dachſtübchen. Der Träger ſetzte den Coffre nieder, der Hausknecht ein Licht auf den Tiſch, beide gingen und lieſſen mich allein.

Ich muß geſtehen, ich hatte einen ganz andern Empfang erwartet. Ich hatte auf ein ſchönes helles Zimmerchen mit Spiegeln, und niedlichen Meublen gerechnet, aber da war von dem allen nichts, ein Paar alte Stühle, ein ſchmutziger, weißer Tiſch, ein kleines Fenſter, das war alles.

Von der Straße tönte das Getümmel herauf, und mit mir redete niemand. Da geht alles froh und fröhlich ſpatzieren — dacht ich — und du biſt von allen verlaſſen — Ich legte mich mit dem Kopfe auf den Tiſch, und die hellen Zähren lieſen mir aus den Augen.

„Nein! hier kannſt du nicht bleiben„ — rief ich — „Nein unmöglich! Es geht

nicht. O Hannchen, Hannchen, wo bist du? wo bist du?„

Ich wollte fortfahren, als die Thüre aufgieng, und der Hausknecht hereintrat.

Drittes Kapitel.

Es geht doch.

Er brachte mir einen Teller mit Butterbrodt und Braten, nebst einer Bouteille Bier, „da!— sagte er, der Herr ißt nicht zu Hause. Sie können nun auspacken, und hier steht ihr Bette. Wenn sie noch etwas brauchen, so sagen Sie?„

„Nein — es ist recht gut,„ — sagte ich halb heimlich — Ich will zu Bette gehen.

„Nun wohlruhende Nacht!„ — gab er zur Antwort und warf die Thüre zu.

Ich sah' mein Abendbrodt von der Seite an, und fand es gut und reichlich. Ich ließ mich endlich erbitten zuzulangen und es schmeckte vortreflich. So wie der Teller leer

wur-

wurde, nahm meine Schwermuth ab, ich trank drei Gläser Bier dazu, und weg war mein Kummer.

„Nun es geht doch noch immer an — ſagte ich — Man hat doch an dich gedacht. Freilich, wenn Hannchen dabei wäre! Aber ich muß geſtehen, in mir ſtockt etwas. Ich hätte doch wahrhaftig nicht geglaubt — Gleich auf den erſten Anblick wurde ſie mir gut. Nun laßt mich nur hier in B.... auftreten; hoho wir wollen ſchon ſehen, Ja ja!

Dabei ſchlug ich Schnippchen in die Luft und ging mit großen Schritten auf und ab, das heißt, ich ſtieß mich alle drei Schritte bald an die Wand, bald an die Thüre, denn mein Zimmer war ſehr groß.

Eine Viertelſtunde überließ ich mich dieſen ſüſſen Gedanken, und Hannchen war rein vergeſſen. Am Ende lenkte ich denn doch wieder ein, und gelobte feierlich, Ihr alle die Weiber und Mädchen aufzuopfern, die ſich, wie ich nicht zweifelte, in mich

verlieben würden; und so schlief ich seelenvergnügt ein.

Viertes Kapitel.

Unglück.

Der Morgen war kaum angebrochen, so putzte ich mich auf das beste heraus, machte meinem Herrn die Aufwartung, und dann fort Hannchen aufzusuchen.

Ich war so in Hast und Eile, daß ich mir nicht einmal die Zeit nahm nach den Straßen zu fragen. Ich lief Gasse auf, Gasse ab, wie ein Wahnsinniger, endlich nach langem Suchen fand ich das Haus, das Sie mir angegeben hatte.

Ich renne die Treppe hinauf, ich frage im ersten Stock nach, man giebt mir keine Antwort. Ich werde ungeduldig, der Bediente führt mich beim Arm hinaus.

Halb außer mir vor Aerger komme ich in den zweiten Stock, man weißt mich in den dritten. Hier sagt man mir höflich,

ich

ich möchte mich noch eine Treppe bemühen; und als ich nun endlich die Thüre öfne — ſaß eine alte häßliche Frau da, die Wolle ſpann.

„Es wohnt jetzt kein Mamſell hier„ — ſagte ſie gähnend; und ich begriff erſt lange nachher, was in dem Wörtchen jetzt für ein Sinn gelegen hatte.

Wie ich die Treppe herunter gekommen bin, das weiß ich nicht; aber wie ich wieder vor unſerer Hausthüre ſtand, lief der Schweiß in Strömen über meinen Körper.

Fünftes Kapitel.

Er iſt es.

Ich warf mich wie ein Verzweifelter in vollem Anzuge auf mein Bette. Ich muß in der That ganz außer mir geweſen ſeyn, da ich gar nicht an mein ſchönes blaues Kleid dachte.

Hatte mich Hannchen zum Beſten gehabt? hatte Sie mir eine falſche Adreſſe gegeben?

geben? Hatte ich unrecht gehört, oder die Namen verwechselt. Es waren tausend schreckliche Möglichkeiten, die mir alle, wie Dolche in das Herz schnitten. Endlich wurde ich zum Essen gerufen; es ward Feiertag und also das Comtoir geschlossen. Sobald wir aufgestanden waren, nahm ich demnach meinen Hut, schleuderte zum Thore hinaus, und kam unvermerkt auf den Weg nach dem Thiergarten.

Nur mit meinem Gram beschäftigt, ging ich so immer der Nase nach; auf einmal fuhr eine Halbschaise bei mir vorbei, worin zwei Frauenzimmer saßen. „Er ist es!„ — rief eine Stimme, und ich erkannte Hannchen.

Sechstes Kapitel.

Der Bruder.

Ja ich erkannte Hannchen, denn Sie war es. Der Wagen hielt, ich stieg auf den Tritt, und drückte ihr die Hand. Ach ich konn-

konnte vor lauter Freude kein Wort vorbringen.

„Endlich, endlich lieber Bruder! — sagte sie lächelnd — Wo steckst du denn? Muß ich dich auf der Landstraße finden? Nicht zu deiner Schwester zu kommen? Warte! das vergeb ich dir sobald nicht.„

„Ist das ihr Brüderchen?„ — sagte eine ältliche Frau, die neben ihr saß.

„Ja!„ erwiederte Hannchen — „Er lernt die Handlung hier.„

„Nun, so kommen sie doch herein! Hier auf den Rücksitz.„

„Ich dachte, meine Schwester würde erst auf kommende Woche hier eintreffen — sagte ich, als ich mich zurechte setzte. — Wenigstens hieß es ja so in deinem letzten Briefe.

„Es ist auch wahr! — gab ich zur Antwort — ich spaßte nur. Aber ich konnte es nicht erwarten, bis ich bei der guten Madam S.... wäre. Ich habe dir eine rechte vergnügte Reise gehabt.„

Das

Das Gespräch wurde nun allgemeiner, und wir spielten unsere Rolle vortreflich. Wir redeten ein langes und breites von unserm lieben Vater, den die Leser und ich wohl kennen, und kamen so glücklich in Thiergarten an.

Siebentes Kapitel.

Der große König.

Wir fanden bald einen Platz und Madam S.... bald eine Ursache auf einen Augenblick fortzugehen.

„Aber Hannchen?„ — sagte ich. —

„O wie habe ich mich geängstigt!„ — fiel sie ein — Madam S.... die sonst drei Treppen gewohnt hatte, war ausgezogen, ich dachte nun wäre alles verloren. Jetzt müssen Sie aber in die Adlerstraße kommen in das — sche Haus. Morgen früh fährt sie auf das Land, da bin ich den ganzen Tag allein; ich will sie bitten, daß Sie bei uns essen können.

„O

„O beſtes theureſtes Hannchen!„ — wollte ich ſagen; es verwandelte ſich aber in ein „Ja liebe Schweſter!„ denn eben trat Madam S.... wieder mit Kaffe und Kuchen in die Laube.

Durfte ich auch nicht reden, ſo durfte ich Sie doch anſehen. Sie kam mir heute zum Bezaubern vor. Ihr Putz und ihre Lebhaftigkeit verſchönerte ſie ſichtbar. Ich ſaß da neben ihr, wie ein großer König, und ſah triumphirend auf die Spatziergänger hin, die, wie ich bemerken wollte, vor Bewunderung ſtehen blieben.

Wie meine Eitelkeit aus mir und Hannchen nur eine Perſon machte, ſo dachte ich im ganzen Ernſte, wir müßten die Aufmerkſamkeit von ganz B.... auf uns ziehen. Wie wäre es möglich geweſen noch ein ſolches Paar zu finden.

Endlich brach Madam S.... auf, ſo gerne ich auch noch da geblieben wäre. Hannchen bat ſie um die Erlaubniß, mich morgen zum Eſſen zu haben, und erhielt ſie ohne Schwierigkeit. Sie ſetzten mich darauf in

mei-

meiner Straße ab, und nachdem ich Hannchen noch einmal die Hand gedruckt hatte, so schieden wir.

Achtes Kapitel.

Da bin ich.

Ich wollte den andern Morgen um neun Uhr ausgehen, als mich mein Herr rufen ließ. „Nun Conrad„ — sagte er — Sie sollen heute noch frei haben.

Ich hatte wohrhaftig noch gar nicht an meine Abhängigkeit gedacht, ich nahm es für bekannt an, daß man die Jugend in ihrer Liebe nicht stören müßte, desto willkommener war mir also diese Erlaubniß.

Ich sagte ihm, daß ich heute bei meiner Schwester essen würde, ohne bei meiner Lüge roth zu werden, denn ich hielt sie selbst für keine.

Ich flog durch die Straßen, als eilte ich einem Entsprungenen nach. Nun die

Trep-

Treppe hinauf, und mit klopfendem Herzen athemlos hin in.

„Da bin ich!„ — rief ich, und stürzte auf sie zu. —

„Willkommen Herzens Conrad„ — sagte sie, und sprang lezend in das Nebenzimmer.

Neuntes Kapitel.

Was ist das.

Was ist das? — dachte ich — Willkommen und wegspringen, wie reimt sich das zusammen? Aber in dem Augenblicke besann ich mich, daß Hannchen noch in Ermeln gewesen war.

„Nur ein klein wenig Geduld„ — rief sie mir aus dem Kabinet zu — Ich bin den Augenblick fertig. Sie schloß aber doch noch die Thüre ab.

Ich schlich mich leis hinzu und sah durch das Schlüsselloch. Sie stand vor dem Spiegel und that ihr Halstuch um. Ich glühte und zitterte, ich hätte die Thüre

einbrechen mögen. Endlich ging sie auf, und Hannchen flog in meine Arme.

Ach daß ich dich habe, du goldner lieber Junge!„ —

„Und du mein beſtes ſüſſes Hannchen!„ — erwiederte ich. —

„Aber haſt du dich auch finden können? — Sieh! Ich habe alles aufgeputzt, weil mein Herzblättchen kam„ — und damit zeigte ſie auf die Blumentöpfe, und auf die polirten Spiegel, und wie alles in freundlicher, häuslicher Ordnung da ſtand. — „

„Du darfſt dich nicht fürchten„ — fuhr ſie fort. — Madam S.... ſagte, meine brüderliche Liebe wäre ein hübſcher Junge. Iſts nicht ſo — ſie knip mich in die Backen. — Aber Conrad haſt du mich auch gewiß recht lieb?

Ich fiel ihr ſprachlos um den Hals, und antwortete ihr mit tauſend Küſſen, als die Köchin hereintrat, um den Tiſch zu decken. „Der Herr Bruder wird hungrig ſeyn„ ſagte Hannchen.

Zehntes Kapitel.

Pläne.

Es waren zwei ſchöne Stunden, die wir bei unſerm kleinen aber fröhlichen Maÿle zubrachten.

Und ſaß ich ihr nicht gegenüber? hörte ich nicht ihre ſanfte innige Stimme? Ruhten nicht meine Augen auf ihren ſchönen Formen? Und war ich es nicht, dem ſie gefallen wollte.

Wie viel Ideen und Wünſche, Hoffnungen und Ausſichten, Pläne und Verſicherungen, uns künftig zu ſeÿen, und auf ewig zu verbinden! Wie oft ich als Bruder ſchon kommen könnte, und denn als Geliebter, wenn Madam S.... nicht zu Hauſe wäre. Wie ich durch Fleiß und gute Aufführung das Zutrauen mei es Herrn gewinnen wollte; damit er mich einmal zu ſeinem Compagnon annähme! Wie alsdann Hannchen meine Frau würde, denn was wollten ſechs, acht Jahre ſagen, und dergleichen ſchöne Seifenblaſen mehr.

O selige Zeit der Jugend! Unbefangenheit, Unschuld, glückliche Unwissenheit! Schöner Frühling des Lebens! Warum verblühest du so schnell?

Eilftes Kapitel.

Die Quelle.

Nachdem mir Hannchen noch alle ihre Kostbarkeiten, klein und groß gezeigt hatte, so beschlossen wir spatieren zu gehen. Wir schlenderten in traulichen Gesprächen fort, immer zum Thore hinaus, und kamen endlich in das freye Feld, in eine schöne schattige Gegend.

„Wollen wir uns nicht setzen, liebes Hannchen?„ — sagte ich.

„Da oben wird es besser seyn„ — erwiederte sie, und zeigte auf eine schöne grosse Eiche, die am Rande einer Quelle stand.

Ich wollte voran laufen, um Hannchen einen Rasensitz zu machen, sie wollte mich

mich einholen, fiel aber über eine Wurzel und bekam eine kleine Wunde am Schienbein.

„Ach Jesus! — rief sie — Herzens Conrad! Komm doch her!„

Ich stürzte hinzu. — Ach, wie das blutet! — sagte sie — und hielt den Fuß in die Höhe.

„Weißt du was Hannchen?„ — gab ich zur Antwort — Ich will dich vollends bis an die Quelle hintragen. Zieh du den Strumpf aus, und wesch dir's ab. —

„Ach wie du gut bist!„ — sagte sie zärtlich — So faßte ich sie an, und trug die liebe süsse Last — meine Wangen an ihrem Busen — vollends bis unter die Eiche.

Zwölftes Kapitel.

Clair-obscür.

„Aber nun dreh dich um, wenn du willst so gut seyn! — sagte sie — Ich muß mich aufheben, es ist beim Knie.“

„Ja Hannchen — erwiederte ich — mache du mir, was du willst. Ich will indessen Blätter abreissen, die kannst du hernach darauf binden.„

Sie schürzte sich also behende auf, zog Schuh und Strümpfe aus, setzte sich auf den Rand der Quelle, und wollte das Füßchen so herunter in das Wasser stecken.

Zum Unglück gab die Erde nach, sie glüschte herunter, und würde hineingefallen seyn, wäre sie nicht von hinten mit dem Rocke an einer Wurzel hängen geblieben.

„Ah Seelenangst!„ — schrie sie ängstlich — Ich riess Blätter und Alles, und hinzu wie ein Pfeil.

„Aber mach die Augen zu!„ — rief sie, ehe ich noch ganz hin war, und bedeckte die Ihrigen.

„Ich sehe nichts„ — gab ich zur Antwort — Ich bin stockblind! — „und so machte ich sie los. Sie war feuerroth und konnte die Augen nicht aufschlagen„ Halt du mich unter den Armen — sagte sie — es wird besser gehen.

Ich

Ich nahm ſie denn in meinen Schoß, und druckte ſie mit einer Inbrunſt an mich — ach mit einer Inbrunſt! Sie wuſch und wuſch, und ich durfte nun immerhin bis über die Wade ſehen, da ich vorher aus Beſcheidenheit ganz blind geweſen war. Als es endlich ans Strumpf anziehen ging, mußte ich ihr helfen. Es that mir unbeſchreiblich wehl, den kleinen niedlichen Fuß in meiner Hand zu haben, und ich konnte mich nicht enthalten, zuletzt das weiße runde Knie zu küſſen.

Nein hierher! — rief Hannchen, und reichte mir den Mund. Durch die Bewegung aber ſanken wir beide um.

Dreizehntes Kapitel.

Der Schuß.

Es war als ob ein Feuerſtrahl durch meine Adern führe. Mein rechter Arm war um ihren Nacken geſchlungen, unſere Seelen

brannten auf unſern Lippen; ſie ſchloß die Augen und verwehrte mir nichts.

Die Sonne war im Untergehen, die Bäume und Gebüſche zitterten noch im Abendroth, die Quelle ſchien ſanfte zu murmeln, alles lag in Dämmen der Ruhe um uns.

Meine kühnen Hände verwirrten ſich, Hannchens junger üppiger Buſen klopfte unter meinen glühenden Lippen, ich drückte ſie mit ſtürmiſchem Feuer an mich, alles in mir war Flamme und Leben.

„Conrad! Herzensconrad!„ — ſagte ſie mit ſchwacher beklemmener Stimme. Laß mich gehen, ich bitte dich! Es könnte jemand kommen.

„Ach nicht doch! liebes Hannchen!„ — erwiderte ich — aber in dem Augenblicke fiel ein Schuß. Wir fuhren heftig auseinander, als ob der Donner neben uns einſchlüge. Hannchen drehte ſich um, brachte ihr Tuch in Ordnung, und ſah den Himmel an. Ich ſaß finſter da und riß Blumen ab.

„Biſt

„Bist du fertig, lieber Conrad?„ — fragte sie endlich sanft, indem sie sich über meine Schulter beugte.

„Ja es wird auch spät„ — sagte ich traurig. Wir müssen wohl gehen.

Vierzehntes Kapitel.

Es ist alles gut.

Wir brachen denn auf, und sprachen vom Wege. Es war als wären wir einander völlig fremde geworden, und doch waren unsere Herzen sich nie so nahe. Wir waren endlich in Hamburg-Straße, und schwiegen noch immer.

„Du erkältest wohl auch, lieber Conrad?„ — sagte sie endlich: denn sie konnte es nicht über das Herz bringen länger zu schweigen.

„Ach Gretchen — sah ich zur Antwort„ — Ich wette, daß der verdammte Jäger an aller Not Schuld gewesen wäre. — Und du wirst böse auf mich seyn — fuhr ich nach einer Pause fort. —

„Ich lieber Conrad! — Nein, gewiß nicht — sagte sie — Wenn du's nur nicht bist!„

„O rief ich fröhlich„ — so ist alles gut.

Wir waren an dem Hause. Noch einen herzlichen Kuß und fort.

„Nun Adieu lieber Bruder„ — sagte sie kalt, denn sie hörte die Köchin kommen — „Besuch mich bald wieder.„

Aber ich war wie ein Neugebohrner, wie ein Verjüngter. „O ich will arbeiten — sagte ich zu mir selbst„ — Ich will arbeiten wie ein Pferd; ich will lernen, was ich lernen kann, ich will meinem Herrn alles an Augen absehen. Wer weiß einmal? Was sind sechs Jahre oder noch mehr? Wenn mich nur Hannchen liebt, wenn sie nur meine Frau wird!

Conrad.

Drittes Buch.

Erſtes Kapitel.

Eitelkeit.

Unſer Herr aß den Abend zu Hauſe. Ich erklärte ihm ohne Umſtände, daß ich ſchon morgen auf das Comtoir gehen würde. Meine Wärme, meine Herzlichkeit gefiel ihm, und die Probe, die ich den andern Tag von meinen Fähigkeiten ablegte, war über ſeine Erwartung gut.

Wir hätten glücklich leben können? mein Herr war mit mir zufrieden, Hannchen liebte mich, ich konnte ſie jeden Tag am Fenſter ſehen, ich hatte alles vollauf — aber was iſt das menſchliche Herz? Mir war zu wohl; meine Verhältniſſe wurden mir bald alltäglich; denn meine Eitelkeit fand nicht Befriedigung genug. Ich ſah mich nach neuen Eroberungen um, die ich Hannchen aufopfern konnte; feſt entſchloſſen ſie allein zu lieben, aber alle andere Mädchen in mich verliebt zu machen.

Ich

Ich werde es mir in meinem Leben nicht vergeben können, daß ich schon den ersten Sonntag, den ich bei ihr zubrachte, nur mit diesen Gedanken beschäftigt war. Ich Thor verlohr die Gegenwart um einer chimärischen Zukunft willen! Ich liebte Hannchen wie mein Leben, aber ihre Liebesungen, ihre zärtlichsten Geständnisse konnten mein eitles Herz nicht befriedigen. „Nein„ — dachte ich — Sie muß erst sehen, was ihr Conrad für ein Mann ist.

Zweites Kapitel.

Die Fremde.

Ich steckte eben meinen ersten Bissen in den Mund, denn wir saßen beim Abendessen, als die Thüre aufging, und ein unbekanntes Frauenzimmer hereinsprang.

„Ach mein bester Onkel„ — rief sie, indem sie meinem Herrn in die Arme stürzte — „Wie freue ich mich, sie kennen zu lernen — Ach was haben sie für abscheuliche

lange

lange Straßen in B.... Ich bin über eine Stunde gefahren — Aber mein Gott, liebster, beſter Onkel, ſo eſſen ſie doch fort, ich bitte Sie; ich ſetze mich gleich hier neben ſie! So!

In dieſem Tone ging es noch eine Viertelſtunde fort, mein Herr hatte den Mund immer offen, konnte aber nicht zum Worte kommen. Endlich ergab ſich, daß es ſeine liebe Nichte war, die ein Paar Wochen bei ihm zubringen ſollte, und ihn eine Woche früher überraſcht hatte. Er ließ noch ein Couvert bringen, und Sie kam mir gegenüber zu ſitzen. „Die mußt du haben„ — ſagte ich leiſe zu mir ſelbſt, und kaute nun erſt meinen Biſſen hinunter.

Drittes Kapitel.

Vorſätze.

„Und ſie kann dir nicht entgehen — ſetzte ich ſchon beim zweiten Biſſen hinzu. Denn wo giebt es in ganz B... einen ſo hübſchen, wohl-

wohlgewachsenen, artigen Burschen wie Conrad? Darauf brachte ich unter der Serviette, meine Manchetten und meinen Busenstreif in Ordnung, und nahm mir vor so verliebt als möglich auszusehen. Freilich schien mich Lottchen — so hieß sie — wenig oder gar nicht zu bemerken „Aber — dachte ich — das ist nichts als Verstellung! Nichts als Schein. Wie hätte ihr deine Figur entgehen können!„

Was die ihrige anlanget, ich muß gestehen, Sie gefiel mir nicht im mind sten. Gegen mein Hannchen verlor sie gar zu sehr. Aber es war die Nichte meines Herrn, und ich der Lehrpursche. Welcher Triumph, wenn sie sich in mich verliebte! Wenn meine Sprödigkeit und ihr beständiger Kampf zwischen Scham und Liebe sie krank machte! Wenn der Ekel und die Aerzte nun in Sie drangen, und sie mit glühendem Gesichte meinen Namen stammelte — Welcher Triumph — ich wiederhole es — eine solche Eroberung zu Hannchens Füßen zu legen!

Ueber

Ueber meine Heuchelei und Verſtellung ließ ich mir keine grauen Haare wachſen. Iſt das nicht ſchon gnug, nur ſo zu thun? — ſprach ich. Iſt ſie nicht ſchon durch die Einbildung glücklich gnug! und alſo war beſchloſſen, ich wollte ſie verliebt in mich machen, und dann hinterdrein wacker auslachen.

Viertes Kapitel.

Fortſetzung.

Ich machte ihr alſo ſo zärtliche Seladonsaugen, als ich nur aufbringen konnte. Ich that, als ob ich ganz bezaubert von ihr wäre, und lächelte zu allem, was ſie ſagte. „Sie iſt dein!„ — dachte ich in meinen Gedanken — Du ſiehſt, du hörſt es ja; ſie ſpricht bloß, weil du da biſt. Sie will gefallen, es iſt klar, ihr armes Herz iſt weg, freilich, wer könnte auch dir widerſtehen! Nun in Gottesnamen! Wenn Sie dich lieben will, du willſt ihr es nicht verwehren, aber Gegenliebe — Nein! daraus wird nichts.

Jetzt winkte mein Herr, und wir ſtanden auf. Ich wollte deutlich bemerken, wie ſie mich mit den Augen bis an die Thüre begleitete, es kam mir ſogar vor, als wenn ich einen Seufzer hörte. Ich blickte ſchmachtend und gerührt noch einmal nach ihr hin, und eilte in mein Stübchen.

Ja! ja! ja! — rief ich, und klopfte dreimal in die Hände. — „Das wird gehn, das wird vortreflich gehn! O Conrad! Conrad! zu was biſt du noch beſtimmt? Dabei beſah ich mich ſtolz in dem Spiegel, nahm bald eine ſchmachtende, bald eine zärtliche Miene an, und legte mich endlich mit einem lauten Freudengelächter zu Bette.

Fünftes Kapitel.

Approchen.

Der andere Vormittag währte mir entſetzlich lange; ich konnte das Eſſen kaum erwarten, um meine Rolle von neuem anzufangen. Als wir endlich in das Speiſezimmer

mer traten, kam es mir vor als wenn mir Lottchen winkte. Ich lächelte ihr mit Selbstgefälligkeit entgegen, und nahm meinen Platz ein.

Sie sprach viel, wie gestern, ich spannte auf jedes Wort. Ich fand mehr als funfzig Anspielungen, die ich alle für mich nahm. Ueberdem sah sie mir etwas niedergeschlagen aus. „Was gilt es„ — dachte ich — Sie grämt sich schon! Sie denkt, sie wird keine Gegenliebe finden. Freilich, das könnte wohl seyn. Aber nur immer zu! Das läßt sich schon gut an! Wenn sie nur erst krank wird, das soll ein Aufsehen machen. Indessen nahm ich ebenfalls eine betrübte Miene an, damit sie denken sollte, ich käme ihr auf halbem Wege entgegen.

Aber Hannchen? Mein Hannchen war nicht vergessen. Ich lief immer vor ihrem Fenster vorbei, und wohl auch auf ein Viertelstündchen hinauf; aber sie erfuhr kein Wort von meinem geheimen Plane. Wenn er vollendet war, dann erst wollte ich Sie damit überraschen.

Ach! ich wurde alle Tage verliebter, und las in meinen Kaufmannsbüchern oft bis um Mitternacht. Wenn ich mir Hannchen als meine Frau dachte, und mich als Compagnon meines Herren mit Kutsche und Pferden — ach! wenn ich daran dachte, so flogen meine Finger noch einmal so schnell über das Papier hin, und die schwersten Rechnungen machten sich von selbst.

Sechstes Kapitel.

Der Maulaffe.

Vierzehn Tage waren vergangen; Lottchen mußte sterblich in mich verliebt seyn. Jetzt ist es Zeit, die Sache zu Ende zu bringen, — sagte ich — Sie muß sich erklären! sie muß sich erklären! — setzte ich hinzu.

Und von dem Abend an, glaubte ich den Wunsch des Geständnisses an ihren Augen zu lesen, und meine Freude war unbeschreiblich. Um ihr Muth zu machen, affectirte ich

eine

eine faſt ausgelaſſene Lebhaftigkeit, ſuchte recht begeiſtert und ſchwärmeriſch auszuſehen, aß wie ein hungriger Wolf, und trank den Uebrigen allen Wein weg.

Ha! Ha! — ſagte ich heimlich — Nun haben wir ſie! Noch ein Paar Tage, und Sie hat ſich blos gegeben. Dann fangen wir an ſpröde zu thun, und kalt dabei, eiskalt. Sie nimmt ſich das zu Herzen, ſie grämt ſich, wie der Blitz iſt das Fieber da, und dann Viktoria Conrad! Viktoria!

So labte ich mich an Leib und Seele zugleich, und ſah dabei ſtarr auf Lottchen hin, als ſie auf einmal zu meinem Herrn franzöſiſch ſagte: „Aber mein Gott! was ſieht mich denn der Maulaffe, der Conrad, immer ſo an?„

Siebentes Kapitel.

Gloſſen.

„Der Maulaffe!„ — dachte ich — Wahrhaftig, wer es nicht beſſer wüßte, der ſollte denken, es wäre ihr Ernſt. Aber

Conrad ist nicht so dumm, der weiß schon, was das sagen will. Es ist doch eine kleine listige Schlange, wie fein sie das angefangen hat. Unser einer müßte erstaunend auf den Kopf gefallen seyn, wenn er das nicht errathen wollte.

Der Maulaffe Conrad! das heißt: der allerliebste, scharmante, schöne Conrad — „Und warum sieht er mich so an? das heißt: Sieh mich nur immer so fort an, ich habe es gar zu gern!„ Ja ja Mamsell Lottchen ich auch!

So unterhielt ich mich in meiner edlen Selbstgenügsamkeit, bis wir aufstanden. Da mich Lottchen dabei an den Fuß stieß, so fiel mir der Postwagen ein, ich erwiederte es leis und drehte mich beim Fortgehen noch einmal in der Thüre um, um ihren Augen zu begegnen, die ich voll zärtlicher Sehnsucht auf mich gerichtet glaubte.

Achtes Kapitel.

Liebesgesang.

Ich war kaum in mein Zimmer getreten, als mir einfiel, daß ich noch etwas auf dem andern Boden zu holen hätte; mein Weg führte mich bei Lottchens Zimmer vorbei, wo ich zum Clavier singen hörte. Ich horchte, sie war es selbst, sie sang die bekannte allerliebste Canzonette: „Ach schon bei meinem ersten Blick u. s. w.„ Sie war gerade bei der Strophe. „Ich glüh, ich weiß nicht, was mir fehlt.„

Ich war außer mir vor Entzücken. Das mußte mich angehen, was war natürlicher? Lottchen hatte mich kommen hören, mein Gang war ihr längst bekannt — flugs sprang sie an das Clavier, und sang mir diese Erklärung her. Das ließ sich ja mit Händen greifen.

Ha ha! dachte ich, das geht immer besser. Aber damit bin ich noch lange nicht zufrieden. Wir müssen Sie auf das äußerste treiben. Sie muß es mir selbst gesteh-

hen, auf die Knie muß sie vor mir niederfallen, und mich um Gegenliebe bitten.

Indessen hatte Lottchen geendigt; ich hörte sie das Clavier zumachen, verrichtete meinen Gang, und stieg wieder in meinen Pallast hinauf.

Neuntes Kapitel.

Kriegsrath.

Aber nunmehr sagte ich — „nachdem ich mich in mein Bett gestreckt hatte — Nunmehr müssen wir einen entscheidenden Streich thun.„ — Ich richtete mich in die Höhe, schlug die Arme in einander, und fing an nachzudenken.

Bald wollte ich, wie durch Zufall in ihr Zimmer treten, wohl zu merken, wenn ich wüßte, daß Sie allein wäre. Sie würde den Augenblick benutzen, und mir sprachlos um den Hals fallen, wahrhaftig Erklärung genug. Oder wenn man eine Krankheit vorgäbe? Außer sich vor zärtlicher

cher Beſorgniß würde ſie zuverläſſig zu dir kommen, und wohl gar deine Wärterin werden wollen — Aber nein! das iſt zu unbequem: bei dem ſchönen Wetter im Bette zu liegen! Das Beſte wird ſeyn, ich fange einen Briefwechſel an. Ja, ja Schreiben! Schreiben! das ſoll ihr vollends den Kopf verdrehen, und dann habe ich doch Brief und Siegel darüber! Ja, ja! dabei bleibt es.

Gedacht, gethan. Aus dem Bette ſpringen, Licht anſchlagen, Dinte, Papier und Feder ſuchen — alles das geſchah im erſten Feuer. Aber wie es zum Schreiben kam, da wollte es nicht ſo geſchwind gehen.

Zehntes Kapitel.

Billet Doux.

Hätte ich damals ſchon gewußt, wie es Rouſſeau und andern großen Schriftſtellern ging, ich hätte mich leicht getröſtet, aber ſo wurde ich bitter und böſe auf mich.

Ich zerbiß Feder auf Feder, warf ein halb Dutzend angefangene Bogen weg, und war bei jedem neuen so weit als vorher. Da ich indessen darauf bestand, so kam nach einer Stunde Quaal und Marter doch endlich folgender Brief heraus, aus dem man sehen kann, wie gut ich meine Lektüre benutzt hatte.

Hochgeehrteste Mademoiselle.

Theuerste Freundin.

„Ich seh' wie Ihrer Wangen Röth' verblühen, wie Ihrer Augen Feuer erstorben ist, und wie der Schmerz Ihre Brust zerfleischt. Ich seh', ich seh' es, ich kenn', ich kenn' dieser Veränderung Ursache; und es regt sich in meiner Seel' des Mittleid's Gefühl. Ach, daß Sie doch Zutrauen hätten zu mir! daß Sie doch nichts befürchteten, weder der Verachtung lächelnden Hohn, noch des Spott's kält're Ironie. Nein, nein, meine wertheste Freundin; ich fühl', ich fühl', was der Großmuth heil'ge Pflicht verlangt, ich kenn', ich kenn' der Lieb' All-

ge-

gewalt, und das Nichtverbrechen der Zärtlichkeit. Ich bin u. ſ. w.„

Als dieſes Meiſterſtück von Albernheit, Inverſionen und Apoſtrophen fertig war, begab ich mich wieder zur Ruhe, und ſchlief vortreflich darauf. Ein Beweiß, daß ein ſchlechter Schriftſteller an mir verdorben war.

Eilftes Kapitel.

Lieber Monſieur Conrad.

Jetzt war die Frage, wie man ihr den Brief einhändigen ſollte. Ich ſaß im Comtoir, und zerbrach mir den Kopf darüber, als der Briefträger ein ganz Dutzend brachte. Das war ein Wink für mich, ich war noch allein im Comtoir, ich ſteckte den meinigen darunter, und in dem Augenblicke trat mein Herr herein.

Er lief ſie durch, ich geſteh es, ich zitterte ein wenig. So ſehr ich meine Hand verſtellt hatte, ſo fürchtete ich doch, er möch-

te

te sie erkennen. Aber er sah ihn nur obenhin an, gab mir ihn, und sagte: Hier Conrad! den Brief zur Mamsell hinauf! Ich lief noch vorher in mein Zimmer, um mich noch einmal in dem Spiegel zu messen, und nun hin zu ihr.

Sie ließ sich eben frisiren. Ich nahte mich ihr, wie ein alter Bekannter, und als ob ich schon wüßte, wie wir zusammen stünden.

„Hier Mademoiselle Lottchen — sagte ich mit einer freundlichen Miene. — Hier ist auch ein Brief für Sie. Sie befinden sich doch wohl?„

„Zu dienen lieber Monsieur Conrad„ — gab sie zur Antwort, küßte den Brief, und steckte ihn in ihren Busen. — „Darf man Ihnen eine Tasse Chokolade anbieten?„ — setzte Sie freundlich hinzu? Ach! Sie können mir wohl nicht sagen, ob mein Onkel auch einen von der Hand erhalten hat? — indem sie mir die Tasse und ein großes Stück Biscuit hinschob. —

„Nein

„Nein, beſte Mademoiſelle!„ — ich glaube nicht.

„Nun! Sagen Sie nur dem Onkel einen guten Morgen von mir, mein lieber Monſieur Conrad! Ihre Dienerin!„

Ha ha! — dachte ich — als ich zur Thüre hinausging. — lieber Monſieur Conrad! und wieder lieber Monſieur Conrad! Das war alſo der Maulaffe. Hab ichs nicht geſagt?

Zwölftes Kapitel.

Die Manchetten.

„Jetzt wird Sie ihn leſen„ — ſprach ich leiſe, und ich muß geſtehen, das Herz klopfte mir doch ein wenig. „Mein Gott dachte ich„ — wenn Sie nun vor Liebe und Schaam krank wird! Wenn Sie gar ſtirbt, wie wir der Exempel haben, ſo haſt du eine Seele auf deinem Gewiſſen — indem gab mir mein Herr einen Auftrag, und ich mußte ausgehen.

Mein Weg führte mich bei Hannchens Hause vorbei. Ich hatte sie in vier Tagen nicht gesehen, ich war beschämt und wehmüthig. Ich blickte hinauf, sie lag im Fenster, und winkte mir.

Ach lieber, lieber Conrad! — sagte sie, als ich in ihre Arme flog — „Das ist herrlich, du kommst wie gerufen! Hier nimm das Stück Torte, ich habe dirs aufgehoben, Madam ihr Geburtstag war gestern. Und hier sind auch ein Paar Manchetten für meinen lieben Jungen, damit er auf den Sonntag recht proxre geht.

Ich nahm alles, und die Thränen liefen mir über die Backen. Gutes, gutes Hannchen! — sagte ich, und drückte sie fest an mein Herz, daß ich das Klopfen ihres Busen fühlte. Du bist tausendmal besser als ich. Jetzt muß ich gehen, aber morgen, morgen!

Ich riß mich los und eilte die Treppe hinunter! Unser Herr aß nicht zu Hause! ich blieb auch auf meinem Stübchen. Mein Herz war zu voll, ich mochte nicht essen.

Ach!

Ach! wenn die Geſchichte einmal zu Ende iſt, — ſagte ich — Hannchen ſoll ſehen, daß ich Sie über alles liebe.

Dreizehntes Kapitel.

Dumme Streiche.

Als wir Abends zum Eſſen kamen, war Lottchen nicht da. Es fiel mir auf, aber ich wußte nicht, was ich denken ſollte. Ich ſuchte noch immer nach der Urſache, als unſer Herr das Zeichen zum Aufſtehen gab, und mir zurief, ich ſollte hier bleiben.

„Was machen Sie für alberne Streiche?„ — hob er in einem ziemlich derben Tone an, als wir allein waren. —

Ich? Wahrhaftig nicht! — antwortete ich ziemlich verblüfft — Es muß alles feſt zu ſeyn, ich habe zweimal probirt! —

Wer redet davon? — Ich meyne den Narrenbrief! Wie können Sie ſich einbilden? —

Ich

Ich dachte, ich ſollte in die Erde ſinken. „Vergeben Sie„ — ſtammelte ich, und biß vor Wuth die Lippen zuſammen. —

„Laſſen Sie ſich das nicht noch einmal einfallen! — fuhr er nach einer Pauſe fort — „Diesmal mag es gut ſeyn.„

Hiemit ließ er mich ſtehen, und mir war's, als hätte ich mein Todesurtheil empfangen. Ich hatte mich abſcheulich betragen, das war klar, ich ſchlug mich wüthend vor den Kopf, und rannte in mein Zimmer.

Vierzehntes Kapitel.

Aufklärungen.

Das Mädchen war eben bei dem Bettemachen, und außerordentlich freundlich.

„Nun Monsieur Conrad„? — sagte sie — Wissen Sie's denn auch, wir werden bald eine Hochzeit haben?

„Wer denn liebe Marie?„

„Ei mein Gottchen!„ Wissen Sie's denn nicht? Mamsell Lottchen? —

„Mamsell Lottchen?„

„Ja ja ja! Mit dem Herrn Commerzienrath aus Stettin? Heute ist der Brief angekommen!„

So? — sagte ich, und in dem Augenblicke ging mir ein Licht auf — Ja ja! ich besinne mich! — Und in der That besann ich mich auch auf den Maulaffen, und auf den lieben Monsieur Conrad, und auf den Brief brachte.

So verdrüßlich ich vorher gewesen war, so leicht tröstete ich mich jetzt. Wäre Sie nur nicht versprochen gewesen — sagte ich —

ich — Sie hätte dir nicht entgehen können. Aber freilich! wenn ich das gewußt hätte! Nun das ist eine abgemachte Sache! Wer wird sich weiter darüber grämen! Man denkt nicht mehr daran, und vergißt Sie vor sich selbst; das ist das Beste.

So philosophirte ich mir allen Kummer weg, ohne daß meine Eitelkeit auch nur das mindeste dabei litt, und schlief so ruhig ein, als ob schlechterdings nichts vorgefallen wäre.

Funfzehntes Kapitel.

Fort.

Es war Sonntag, ich hatte Hannchen in drei Tagen nicht gesehen. Marie hatte mir die Manchetten angenäht, und ich freute mich herzlich, Hannchen damit zu überraschen.

Ich komme, ich klopfe an die verschlossene Thüre; keine Antwort! Sollte Sie ausgezogen seyn, ohne mir das letztemal et-

was davon zu ſagen? Unmöglich! Oder iſt Sie vielleicht ausgegangen? Das wäre ſchön, da Sie weiß, daß ihr Conrad kommt? Ich weiß nicht, was mich für eine Bangigkeit überfiel, indeſſen klopfte ich noch einmal und ſo ſtark als ich konnte.

Nun! Nun! — rufte eine Stimme, aber es war nicht Hannchens ihre, und zugleich ging eine Seitenthüre auf — Was ſoll's ſeyn? —

„Logirt Mamſell B.... nicht mehr hier? — fragte ich ängſtlich und verlegen.

Hä Hä — antwortete die Alte, und maß mich höhniſch vom Kopf bis auf die Füße — „Sie iſt heute früh fortgereißt!„ Sie ſchloß mir die Thüre vor der Naſe zu; da ſtand ich.

Fortgereißt! — dachte ich — ha — Treuloſe! Mich ſo zu hintergehen! Darum warſt du noch zu Gute letzt ſo zärtlich, um mich beſſer zu betrügen!

Von tausend Ideen hin und her getrieben stürzte ich in Verzweiflung die Treppe hinunter. In B.... ist für dich kein Bleibens mehr — rief ich! Fort! Fort! in die weite Welt! Laß sehen, was noch aus dir wird!

Conrad.

Viertes Buch.

Erſtes Kapitel.

Der Zaun.

„Mein Dir kann es nicht fehlen! — ſagte ich mit Begeiſterung. Es war ein ſchöner Sommermorgen, und ich befand mich auf der Landſtraße nach Z.... Ich hatte nur ein Paar Tage zu meiner Einrichtung gebraucht, und meine meiſten Sachen bis auf einen kleinen Mantelſack mit Wäſche und Kleidern verkauft. Da ich ſchon Abends aus unſerm Hauſe gegangen war, um die Nacht bei einem Cameraden zuzubringen, ſo war mein Abſchied unbemerkt geblieben.

„Mein Dir kann es nicht fehlen!„ — ſagte ich, und warf mich an einen Zaun ins hohe Gras nieder, um mein mitgenommenes Frühſtück zu verzehren. — „Du haſt gar zu viel für dich! Figur, Verſtand, ein wenig Weltkenntniß, ein bischen Franzöſiſch,

zösisch, nicht übel Clavier, und kannst zur Noth ein Pferd tummeln — Nein, Nein! Es müßte vom Guckguck seyn, wenn du nicht fortkommen wolltest.

Und wirklich, was meine kleinen Kenntnisse anlangte, lobte ich mich nicht zu viel. Mein Vater hatte mich seit meinem achten Jahre das Clavier lernen lassen; der Gastwirth in unserm Städtchen war ein Franzose, und ich war vier Jahr in seine Stunden gegangen; auf den Pferden hatte ich von Jugend auf gelegen, denn mein Vater war Postmeister — allein mit dem Verstande und der Weltkenntniß wollte es blutwenig sagen.

Mit diesen angenehmen Gedanken beschäftigt, verzehrte ich mein Frühstück in ruhiger Gemächlichkeit, als ich auf einmal über mir einen Ast schütteln hörte, und zugleich eine Menge Kirschen in meinen Schoß fielen.

Zweites Kapitel.

Herr Jesus.

Ich drehte mich um, und blickte in die Höhe, es war ein Mädchen, die auf dem Baume saß; Sie hielt die eine Hand vor das Gesicht, und lächelte. „Halt — dachte ich — das ist was für dich„ — sprang auf und breitete meine Arme gegen sie aus. Sie raffte ihr Kleid zusammen, und ich sah ein kleines niedliches Gesichchen, das mich nicht ungerne zu betrachten schien.

„Warten Sie! Warten Sie Mademoiselle! — sagte ich — Ich will Ihnen helfen!„ Sie antwortete nichts, und ich mit einem Sprunge über den Zaun. „Kommen Sie doch herunter mein Engelchen!„ — fuhr ich fort, denn ich war meines Sieges gewiß. —

„Wollen Sie noch mehr Kirschen haben?„ — sagte sie freundlich!

„Tausend„ — dachte ich — das geht gut! — Sie ließ sich sanft am Baume

hinab, ich fing sie in meine Arme auf, und hielt Sie fest umschlungen.

„Aber pfuy doch — sagte Sie nach einer Pause — Sie haben mir meine silberne Nadel herunter gerissen.

„Silberne Nadel? — fragte ich — Wo? Im Grase? Nun kommen Sie, wir wollen suchen.„

Wir hatten das kaum ein Paar Minuten gethan, als ich auf einmal einen abscheulichen Puff bekam. Herr Jesus! — schrie auch Rachelchen — so hieß Sie — und bekam eine doppelte Portion.

Drittes Kapitel.

Das war dumm!

Ich drehte mich herum, um zu sehen, woher das käme, und erblickte eine alte kugelrunde Matrone, die mir ihre stumpfe Zähne wieß. „So! schrie Sie, eine Hand in die Seite gestemmt, indeß die andere Rachelchen zerarbeitete — So! Du Rabenaas! heißt

heißt das Kirschenpflücken? Kerle bestellen?. Neunfuße geben? Du gottlose Carnalie. Warte! Ich will dir den Kützel austreiben!„

Und Er Monsieur Gelbschnabel! den Augenblick pack er sich, oder ich will ihm Beine machen. Und wenn er noch einmal kommt, vier Wochen ins Hundeloch. Ich will ihn lehren, ehrlicher Leute Kind verführen.„

Indeß die gute Frau polterte und Rachelchen schrie und weinte, rasste ich mein kleines Felleisen, das am Baume lag, behende auf, war mit einem Sprunge über den Zaun, und lief davon als ob mir der Kopf brannte.

Das war dumm! — sagte ich, nachdem ich eine gute halbe Stunde weiter war — Das war ein albernes Intermezzo! Wer wird sich so aussetzen! Indessen ein neuer Beweiß! Dir kann es nicht fehlen. Ja Hannchen. Treulose! Meineidige! Ich hätte dir alle andern aufgeopfert; jetzt will ich dich bei Ihnen vergessen.

So ging ich rasch fort bis gegen Mittag, wo ich in einem Dorfe Halt machte.

Viertes Kapitel.

Der Secretär.

Ich hatte ein leichtes Mittagsmal eingenommen, um weiter zu gehen. Die Hitze war aber zu groß. Ich lief also in den Garten, legte mich unter einen Baum, und fing an nachzudenken, was ich denn nun eigentlich anfangen wollte. Ich muß freilich gestehen, das geschah aus langer Weile, denn im ganzen Gasthof war keine lebendige Seele, als eine alte Magd zu Hause.

„Ich will die Welt sehen„ — sagte ich — Ich will mein Glück machen, und das hat keine Noth. Ich mag hinkommen, wo ich will, ich werde überall willkommen seyn. Indessen wählen muß ich mir doch etwas, damit ich weiß, woran ich bin. Halt! — fuhr ich nach einigem Nachdenken fort — Ich will Secretär werden! Ja

Se-

Secretär! Secretär! das iſt die beſte Art, um in die groſſe Welt zu kommen! dabei kann unſer einer ſeine Talente, und ſeine Figur am meiſten geltend machen. Und am Ende! Man hat der Beiſpiele mehrere, man ſteigt von Stuffe zu Stuffe bis oben hinauf.

Ha! — ſprang ich triumphirend auf — Wie ſoll ſich die falſche Hannchen ärgern, wenn ich mit Ordensbande und Stern — Zu todt grämen ſoll ſie ſich — Ich hörte hier einen Wagen vor dem Gaſthofe ſtill halten, und verließ den Garten um zu ſehen, was es wäre.

Fünftes Kapitel.

Der kleine Mann.

Es war niemand, als ein leerer Fuhrmann, der nach W.... ging. Wie er mir das geſagt hatte, fiel mir ein, daß ich wohl mit ihm fahren könnte, es war doch bequemer als gehen. Er nahm den Handel mit Freuden an, und die Reiſe ging fort bis wir endlich in der Dämmerung bei einem anderen

dern Gasthofe stille hielten, wo wir übernachten wollten.

Es war ein Feiertag und die ganze Schenke mit Menschen angefüllt. Der Hausknecht sagte mir, daß eine Marionettencomödie seyn würde. Nachdem ich ein wenig ausgeruht hatte, ging ich also auf den Tanzboden.

Da war Leben und Getümmel; die Trompeten schallten, und alles drängte sich im Kreise um das bunte Theater in der Ecke. Ich bemerkte einige Stühle mit Frauenzimmern, und stellte mich dicht hinter Sie. Ich hatte der Einen kaum in das Gesicht gesehen, als die Possen der Comödianten für mich verloren waren. Ich war für alles blind, denn meine Augen ruhten beständig auf ihr. Da Sie sich zuweilen umsahe, so konnte das nach niemand anders als nach mir seyn; die Dunkelheit, die um uns herrschte, machte mich nach wenigen Minuten dreist genug, meine Hand auf ihre Schulter zu legen. Sie schien es anfangs nicht zu bemerken, als ich aber einige Zoll tie-

Ferse rückte, so stand sie plötzlich auf. In dem Augenblicke trat ein kleiner Mann zu uns, sie drehte sich um, küßte ihn, und sagte ihm etwas in das Ohr.

Sechstes Kapitel.

Gerichtsfrohn Hier.

Er stellte sich trotzig neben mich, und maß mich höhnisch mit den Augen. Ich sahe wohl, daß er etwas mit mir hatte; denn er schneuzte und räusperte sich mit vieler Heftigkeit, wobei er mich jedesmal derb an den Arm stieß. Ich war leichtfertig und unverschämt gnug, mich noch einmal über den Stuhl der fremden Dame zu legen, und wollte ihr eben etwas sagen, als er mich bei der Brust faßte, von der Stuhllehne wegriß und mit einer sehr klaren Cymbel Stimme schrie: Was soll das seyn Monsieur?

Ich war etwas erschrecken, ich gestehe es, aber ich faßte mich sehr bald wieder. Nun! Nun! — sagte ich — keine Grobhei-

heiten! Ich habe auch bezahlt. Ich will hier stehen.

„Nicht raisonirt Bürschchen!„ — gab er zur Antwort — Oder — Jetzt war ich meiner nicht mehr mächtig, ich faßte ihn hinten bei der Perücke, riß sie ihm ab, daß er ganz kahlköpfig da stand, und wollte ihm eben eine Ohrfeige geben, als er schäumend rief: Gerichtsfrohn, Gerihtsfrohn hier! — Ich ließ die Arme sinken, denn in dem Augenblicke trat ein baumstarker Kerl hinzu, und packte mich an.

Siebentes Kapitel.

Acht Groschen.

„Fort! Fort mit ihm! Ins Hundeloch! — schrie der kleine Mann, indem er sich seine Perücke wieder aufsetzte. — „Bei Wasser und Brodt! Wollen ihn lehren, seine Obrigkeit respektiren!„ — Aller Augen waren auf mich gerichtet, ich wollte vor Schaam und Wuth vergehen.

„Aber

„Aber mein Gott! — ſagte ich zu dem Gerichtsfrohn, als wir die Treppe herunter waren, und er eine kleine finſtre Kammer aufſchloß — Könnte man denn dem Dinge keine Aenderung geben? — „Glaube ſchwerlich!„ war ſeine Antwort, indem er ſeine Hand hinhielt.

„Wagen gewinnt„ — dachte ich, und griff nach einem Achtgroſchenſtück. „Höre er, mein guter Freund„ ſagte ich heimlich. Es war ſo böſe nicht gemeynt, wir waren beide in der Hitze.

„Ja, der Herr Gerichtshalter iſt freilich ein bischen crakeliſch — gab er zur Antwort, aber unſer einer muß ſeine Pflicht thun, — wobei er aber zugleich das Geld hinnahm.

„Nun gut, lieber Freund — fuhr ich fort — Aber meinen Mantelſack muß ich doch haben, wenigſtens darauf zu ſchlafen — Gut! — ſagte er — Ich will ihn holen.„ —

Indem er fortging, erſah ich meine Zeit — Schade für den Mantelſack! —

dachte ich — öfnete die Thüre und war mit zwei Sprüngen im freien Felde. — Das ist eine verteufelte Geschichte — sagte ich, als ich die Lichter nicht mehr sahe. —

Achtes Kapitel.

Die Laterne.

Ich lief, was meine Füße vermochten, denn ich dachte, er würde mir nachsetzen. Es wurde immer finsterer und fing zuletzt entsetzlich zu regnen an. Ich war endlich in ein Wäldchen gekommen, ich konnte nicht weiter, ich warf mich unter einen Baum ins Gras nieder.

Hunger, Durst, Müdigkeit, Angst, alle Unannehmlichkeiten meiner Lage waren mir zu nahe, ich wurde bitter und böse auf mich. „Zum Henker!„ dachte ich — Mit deiner Dreistigkeit! Du hast doch nichts als Unglück davon! Anstatt jetzt mit hungrigem Magen hier im Walde zu liegen, könntest du im Wirthshause bei einer guten Mahlzeit

zeit ſitzen. Und der Mantelſack! Ach, der Mantelſack! — wiederholte ich, und es fiel mir ein heißer Stein auf mein Herz. Ich hatte den größten Theil meiner kleinen Baarſchaft darin. Da war ich nun wie ich ging und ſtand, mit höchſtens drei Gulden in der Taſche. O Conrad! Conrad, fuhr ich fort, wie wird das werden. Ich weinte bitterlich.

Ich war ſo wehmüthig, ich hätte gleich umkehren mögen, aber mein Ehrgefühl ſiegte endlich — Nein! rief ich gefaßter. Eher alles, nur das nicht. Geh es wie es wolle, es kann dir doch nicht fehlen, du trägſt dein ganzes Glück bei dir.

So ſuchte ich mich zu tröſten, als ich von ferne eine Laterne erblickte — Außer mir vor Angſt es ſei der Gerichtsdiener, ſchlüpfte ich ſchnell hinter den Buſch, gerade als ſie noch einige Schritte von mir war.

Neuntes Kapitel.

Mein Socius.

Aber wie glücklich hatte ich mich geirrt. Es war ein kleiner buckelichter Mann, der wie ein Schulmeister aussah, und dem ein kleiner Junge leuchtete. Ich fing an zu stöhnen, gerade als er meinem Busche gegenüber war.

Ha — ha — halt! sagte er stotternd zu seinem Leuchter — Wa was ist das? und sah sich auf allen Seiten um. War das nicht ein Eider? — fragte er? Ach nein! rief ich, und kroch auf allen vieren aus meinem Hinterhalt. Ein armer Reisender, der sich verirrt hat.

So so so? erwiederte er, nahm die Laterne und leuchtete an mich hinan? Wo kommen wir her? Monsieur? Wo wollen wir hin?

Ich komme von B.... sagte ich, und will nach L....

Was haben wir für Geschäfte? indem er dem Knaben die Laterne wiedergab.

Ich

Ich werde dort in eine Handels-Condition gehen.

Gu Gut! — Wir ſind vom Wege abgekommen! wir hätten uns links halten ſollen! Aber wir wollen dir Quartier geben mein Socius — Zu! Töffel!

Indem wir fortgingen, wußte ich doch noch nicht, ob ich meinem Manne trauen durfte, aber er riß mich bald aus der Ungewißheit. Er erzählte mir, daß er der Schulmeiſter von ſey, und daß er eben von einer Kindertaufe käme. „Du ſollſt es ebenfalls ſchmecken„ — ſagte er, und einen Krug Breihahn dazu!

So gingen wir raſchen Schrittes fort; und langten bald darauf in ſeinem Häuschen an. Nun Ilſa — rief er einer alten Frau zu, die uns die Thüre aufſchloß — Ich bringe einen Socium mit. Schaff Bier herbei, und ſchlage das Bette auf!

Die alte Frau beſah mich von oben bis unten. „Iſt ja ein ſauber Herrchen!„ ſagte ſie. —

Sieh Kindlein — hub mein freundlicher Wirth an! hätteſt nicht ſo ein ehrlich Geſicht, ich hätte dich, hol mich der liebe Gott, nicht mitgenommen, aber nun laß uns noch ein kleines Collatiönchen halten, der Breihahn iſt gut.

Hohoho — dachte ich — Dir kann es nicht fehlen Conrad!

Zehntes Kapitel.

Die Weiber.

Aber was haben Sie denn da für eine Menge Vögel lieber Herr Schulmeiſter — fragte ich als wir den erſten Hunger aus dem wohlverſehenen Taufbündel geſtillt hatten!

Meine Eleven, meine Scholaren, meine Diſciplen — ſagte er. Was ich den ſtockdummen Jungen nicht einprügeln kann, lerne ich den Vögeln, und weil wir keine Gehülfen und keine Evam haben — vertreiben wir uns die Zeit damit. Das ſind Staare, Gimpel, Zeiſige, Nachtigallen,

was du willst. Was in meiner Pensien gewesen ist, das ist weit und breit berühmt, und wie du nach L.... kommst, so wirst du's hören.

„Aber lieber Herr Schulmeister — Warum heyrathen Sie denn nicht.

Frage du lieber, warum ich nicht geheyrathet habe? Jetzt ist die Pforte so zu! Sieh Kindlein! dazu hatte ich meine guten Ursachen, und weil wir einmal auf dem Kapitel sind, so will ich dir reinen Wein einschenken. Hör einmal, was meynst du wohl, warum wir Mannsleute freien? Nicht wahr? Weil wir eine gute Hausfrau, ein treues Weib zur Liebe und zur Gesellschaft, eine wackere Mutter haben wollen? Nun frage einmal zu, warum die Mädel sich freien lassen? Tausendmal gegen eins; um der lieben Eitelkeit willen, um einen Mann zu haben, oder um das bischen Liebelei willen, damit sie doch auch davon sagen können, oder um ihr Auskommen und ihren Unterhalt zu haben. Von Mutter- von Weiberpflichten hols der Guckguck! da

wiſſen die meiſten ſoviel als der Bierkrug da. Sie ſehen's Heyrathen wie eine Pfründe an, wo ſie brav auf Regiments-Unkoſten zehren können, ihren Leib pflegen, und die Hände fein in Schooß legen. Mir ſage es keiner, ich habe es mit angeſehen.

Hätte ich nun mit dem kleinen Ausmuchs da, er wieß auf ſeinen Buckel — eine ſolche Schlange gefreiet; ja genommen hätte Sie mich wohl, aber ob ich noch da ſäße und einen Biſſen eſſen könnte; das iſt eine andere Frage; ich wette, ich wäre längſt auf dem Rücken zu Meſſe gegangen. Glaub du's nur, die Weiber mögen gut oder bös ſeyn, ein ehrlicher Kerl fährt allemal übel damit. Sind ſie gut, ſo liebt er ſich zu Tode, ſind ſie bös, ſo ärgert er ſich todt. Man mag es machen wie man will; bleibe für dich, das iſt das Beſte.

Aber gute Nacht — ſagte er, indem er nach der Uhr ſah — Hier in der Kammer ſteht dein Bette. — Ich verließ ihn. „Er mag wohl Recht haben„ — dachte ich —

ich — aber es iſt denn doch was Hübſches mit den Weibern. —.

Eilftes Kapitel.

Schönen guten Tag.

Als ich den andern Morgen ſpät in ſein Zimmer trat, fand ich ihn ſchon mit ſeinen Vögeln beſchäftigt. „Fertig?„ rief er mir emſig entgegen, und als ich es bejahte: „Hier iſt noch ein Frühſtück, und nun glückliche Reiſe! Links vor dem Dorfe die große Hauptſtraße, und nur immer der Naſe nach.„

Nachdem er das geſagt hatte, kehrte er mir den Rücken und fuhr fort ſeinem Zeiſig vorzuſpielen. Ich nahm das Päckchen mit dem Frühſtücke, ſchrie ihn einen guten Morgen nebſt meinen Dankſagungen in die Ohren, und folgte dem Wege, den er mir vorgezeichnet hatte.

Nun Conrad! — ſagte ich — Friſch! den Muth nicht verloren. Jetzt muß ſich

eine Secretärstelle finden und dann schäbe für den Mantelsack.

So ging ich fröhlich und unbesorgt meinen Weg fort bis gegen Mittag, wo mich Müdigkeit und Hunger in ein Wirthshaus führte, das am Wege stand und zugleich das Posthaus war.

Ich trat in die Stube, und sah ein kleines niedliches Weibchen, die eben ihrer Nachbarin erzählte, daß ihr Mann heute früh verreist sei. Ich weiß nicht, was ich den Augenblick wollte, aber ich hörte das mit vielem Vergnügen an.

Schönen guten Tag! sagte ich, und erhielt einen freundlichen Dank zurück.

Zwölftes Kapitel.

Lügen.

Ha! Ha! — dachte ich — Hier ist was zu machen, Conrad! Sie scheint dir nicht unhold zu seyn! Und wenn du nur auch deine Zeche gratis bekömmst. „Kann ich wohl

was

was zu Eſſen haben? —— ſagte ich mit einem zutraulichen Tone. O ja recht gerne! —— gab ſie zur Antwort, und ging zur Stube hinaus.

Ich benutzte dieſen Augenblick, meine Friſur und meine Kleider in Ordnung zu bringen, und nahm mir vor meinen Angriff ein wenig zu forciren. Von der Sinnlichkeit war nicht die Rede, denn ich war zu blöde, und zu unerfahren; ich wollte nur intereſſiren, nur in mich verliebt machen, mit einem Worte, ich kannte nur erſt den Genuß der Eitelkeit.

Meine Wirthin trat jetzt wieder herein, und ich glaubte in ihren Augen und in ihrem ganzen Benehmen Liebe zu ſehen. Die Emſigkeit, mit der Sie mir auftrug, die Freundlichkeit, mit der Sie mir von ihrer friſcheſten Milch gab, der Antheil, mit dem Sie mich nach meiner Reiſe fragte. Alles beſtätigte mich darin. Ich ſelbſt that ſo verliebt als möglich, ich glaube gar, ich war es vielleicht mir ſelber unbewußt. Sie

ſchien

schien Zutrauen zu mir zu gewinnen, und ich beschloß das zu benutzen.

Ich erzählte ihr einen artigen Roman von einer Feuersbrunst, die meinen Eltern in der Mark alles genommen hätte, und wie ich nun genöthigt wäre, mein Glück in der weiten Welt zu suchen, und daß ich mich glücklich schätzen würde, bei irgend einem großen Herrn, als Secretär anzukommen.

Dreizehntes Kapitel.

Aussichten.

O du liebes Gottchen! — sagte die gute Frau — Wer's doch gewußt hätte. O vertrackt, daß sie nicht eher gekommen sind. Nur eine Stunde eher! Jemine noch nein! Er hätte sie sicher gleich genommen! Der Herr von Oeselsohr, er ist eben hierdurch gegangen. Ach wenn Sie den kennen sollten; das ist gar ein gelehrter Herr, und seine Fräulein Nichte ist gar ein charmantes Fräulchen. Aber jetzt fällt mir ein —

Hör

Hör Suſe! hat der Kutſcher nicht geſagt, wenn die Herrſchaft zurück kömmt.

Uf den Freitag — antwortete eine dicke Magd, die beim Ofen ſaß.

Nun? — ſagte ich glühend und voller Freude, und ſchon im Geiſte der Geliebte der ſchönen Nichte — So bleibe ich ſo lange da. Ich habe noch etwas Geld. Frau Wirthin — ſie werdens billig mit mir machen.

Je mein Gott, wenn wir bis dahin kommen! Ach es iſt ja ein groſſes Unglück, wenn man alles einbüßt, ich weiß auch ein Lied davon zu ſingen.

Möget ihr mich nun einen eitlen Thoren heißen, aber der Grund war doch bei mir gut. Ich fühlte die ganze Edelmuth der guten Frau? Von nun an wurde ſie mir zu ehrwürdig, ich konnte ſie nicht mehr als den Gegenſtand meiner Eitelkeit anſehen, und ich war zu gerührt, um nicht alle Gedanken davon zu verleihren.

Vierzehntes Kapitel.

Da stand Er!

Drei Tage waren vergangen, die Zeit wurde mir entsetzlich lang. Die schöne Nichte schwebte mir unaufhörlich vor Augen, ihr Besitz schien mit meinem Secretariat unzertrennlich. Ich machte schon tausend Pläne, tausend Entwürfe, und mahlte meine Luftschlösser mit den schönsten Farben der Phantasie aus; am vierten Abend endlich kam der Herr von Oeselsohr mit seiner Nichte an, gerade als ich auf die Wiese gegangen war.

Meine Wirthin hatte diese Zeit benutzt, um den Herrn von Oeselsohr von meiner Wenigkeit zu unterrichten; und sie mußte eine sehr glückliche Minute getroffen haben, denn er versprach mich zu engagiren, wenn ich ihm nämlich gefiele. Ich komme von meinem Spatziergange zurück, ich sehe ein Frauenzimmer an der Thüre sitzen, ich verdopple meine Schritte; ich kam ihr näher, sie war zum Mahlen schön. Das Herz

schlägt

ſchlägt mir ſtärker, ich errathe, ich grüßte ſie ehrerbietig, ich trete in die Stube, die Wirthin zeigt mit dem Finger auf mich, und ſiehe: da ſtand der Herr von Oeſelsohr.

Ich machte ihm eine ſtumme Verbeugung, er lächelte ſelbſtgefällig auf mich herab. „Man will ſich engagiren„ — ſagte er — Ja — antwortete ich — Es kömmt auf eine Probe an — Aber das Eſſen, lieber Onkel — fiel die Nichte ein — Nun nachher — erwiederte er, und die Wirthin trug mir am Nebentiſche auf.

Funfzehntes Kapitel.

Herr von Oeſelsohr.

Herr von Oeſelsohr war eine hagere, ſpindeldünne Figur mit einem ziemlich Schaafskopfgeſichte. Er war, was ich nachher erfuhr, kein ganz ungeſchickter Rechtsgelehrter, aber er hatte die Eitelkeit, ſich für einen groſſen Schriftſteller zu halten. Um dieſe lächerliche

liche chimärische Gloriola drehten sich alle seine Ideen, Empfindungen, Wünsche und Handlungen herum. Er lebte und webte in nichts als litterarischem Wirrwarr und opferte dabei Zeit, Vermögen und Gesundheit auf.

Er hatte schon verschiedenes geschrieben, was aber freilich weder gehauen, noch gestochen war. Gleichwohl stand er in der festen Ueberzeugung, daß sein Name in ganz Europa berühmt sei, und daß in Deutschland die Kinder mit Fingern auf den großen Mann zeigen müßten. Er pflegte daher alljährlich eine sogenannte litterarische Reise zu machen, um den Weihrauch seines Ruhmes an Ort und Stelle in persona einzuziehen.

Sieben Städte hatten einst über die Ehre gestritten, jede die Geburtsstadt des göttlichen Homerus zu seyn. Um zu verhüten, daß das nicht um seinetwillen auch geschähe, und um seine Vaterstadt schon im Voraus zu ehren, vergaß Herr von Oeselsohr niemals, sie hinter seinen Namen drucken zu laſ-

lassen. Man pflegte ihn daher gemeinlich den Herrn von Oefelsohr aus —a zu nennen.

Sechszehntes Kapitel.

Die Probe.

„Nun die Probe!„ — sagte er, als wir abgegessen hatten, nahm ein dickes Pack Manuscript aus seiner Tasche, und gab mir einen Heft davon hin. „Man lese, wenn es gefällig ist!„

Die Hand war ziemlich leserlich, ich las ohne Schwierigkeit, und wie ich glaube, ganz und gar nicht schlecht. Gleichwohl war der Inhalt nichts weniger als aufmunternd, es war ein trecknes, dunkles, undeutsches Gewäsch über das Schöne, eine ästhetische Pastete, worin die Abgänge aus tausend andern Autoren gehackt waren, und wovon ich keine deutliche Erinnerung mehr habe.

Eine Stelle indessen war so originell an Albernheit, und fiel mir zu sehr auf, als daß ich sie nicht zum Besten geben könnte. Es war nämlich von Gärten die Rede. „Was ist ein Garten?„ — fragte Herr

von Oſelsohr in ſeinem Buche! und gab folgende Definition davon.

„Ein Garten iſt ein Stück Land, welches ſo eingerichtet iſt, daß vernünftige Geſchöpfe Vergnügen daran finden.„

Ich konnte mich bei dem Vorleſen dieſer Stelle kaum des Lachens enthalten, ſo gar poſſierlich kam ſie mir ſchon damals vor. Und mit wie vielem Rechte, auch vernünftige Geſchöpfe an einem Garten Vergnügen finden mögen, an dieſer Definition können ſie es ſicher nicht.

Indeſſen war mein Herr von Oeſelsohr mit meinem Vorleſen und dem Anhören ſeiner Arbeit ſo wohl zufrieden, daß er einmal nach dem andern ausrief. „Gut! Vortreflich! Tief! Schön! Zum Bewundern.„ Er ließ mich darauf noch einige Zeilen ſchreiben, die ebenfalls in jeder Rückſicht ſeinen Beifall hatten; ſetzte ſich gravitätiſch auf den Stuhl, und ſagte: Ich nehme Sie hiermit zu meinem Secretär an; ich gebe ihnen dreiſſig Thaler Courant und völlig freie Station, ich hoffe, daß wir zuſammen

men auskommen werden. Morgen früh reiſe ich ab, halten Sie ſich fertig, und damit gute Nacht.

Ich machte eine ſtumme Verbeugung, die aber, die Wahrheit zu ſagen, mehr der Nichte galt, und ſchlich in mein Kämmerlein.

Siebzehntes Kapitel.

Siegesgeſang.

Triumph! Triumph! — rief ich aus — Mein Glück iſt gemacht! Ich bin Secretär und noch dazu Secretär eines Schriftſtellers! Ich lebe bei dem großen Herrn von Oeſel ehr aus —a, und die Nichte iſt mein.

„Freue dich Conrad, juble und ſpringe„ — fuhr ich fort — Das Schickſal hat dich zu außerordentlichen Dingen beſtimmt! Du darfſt nur wollen, und die ganze Welt iſt dein! Vom Secretär zum Rath, vom Rath zum Hofrath, vom Hofrath zum Geheimenrath — wenn Hannchen da nicht toll wird, ſo iſt ſie es ſchon. Und dann von allen Männern geehrt, von allen Weibern angebetet, der Mittelpunkt, um

den sich alles drehet, der Einzige, dem alles huldigt — O Conrad! Conrad! Was bist du für ein großer Geist! Keinen so auserwählten vollkommenen, und vom Glück begünstigten Menschen hat es nach mir gegeben.

Man sieht, was ich damals für ein Bürschchen war, wie gut ich die Menschen kannte, und wie viel Welterfahrung ich hatte. Ihr lieben Freunde, die ihr mit euren sechzehn Jahren voll Hoffnungen und Ansprüche in die Welt tretet, glaubt mir jetzt aus meiner Erfahrung. Alle Menschen haben ihre Talente, ihre Eitelkeit und ihre Ansprüche; je weniger ihr von dem allen zeiget, desto besser werdet ihr fortkommen. Die Menschen wollen lieber unter, als über sich sehen. Ihre Eitelkeit bewundert nicht gern, es ist, als ob sie sich selbst abbrechen müßte. Aber je mehr ihr ihnen Gelegenheit gebt, ihre Ueberlegenheit zu fühlen, desto willkommener werdet ihr ihnen seyn, desto mitleidiger werden sie euch forthelfen.

Conrad.

Fünftes Buch.

Erstes Kapitel.

Secretariat.

Den andern Morgen mit dem Frühsten ging also die Reise fort, und wir langten noch denselben Tag in L.... an, wo sich damals Herr von Oeselsohr aufhielt. Da mir bei meinem Plane auf die schöne Nichte am Aeußerlichen gar viel lag, so nahm ich die Hälfte meines Gehaltes prämmerando, und staffirte mich nicht übel aus. Ich glaubte auch in der That zu bemerken, daß Sie mich nach einigen Tagen mit ganz andern Augen als vorher ansah.

Indessen konnte das nicht gleich so schnell gehen, das fühlte ich wohl. Ich warf mich daher mechanisch in meine Geschäfte und beschloß zu erwarten, was die Zeit in einigen Wochen gewürkt haben würde. Bei allem dem aber, vergaß ich keine der kleinen Aufmerksamkeiten, mit denen man, wie ich einmal gelesen, und nachher er-

erfahren habe, die guten Weiberseelen am sichersten ankörnen kann.

Was mein Secretariat anlangt, so beschäftigte es mich beinahe den ganzen Tag. Herr von Oeselsohr hatte soviel Excerpte zu machen; soviel Manuscripte zwei, dreimal zu copiren, bis sie ihm schön genug waren; er arbeitete in so viele gelehrte Abtritte, sonst Journale genannt, wo man seine Aufsätze gern einrückte, weil er das Honorarium schenkte; er schrieb so viel gelehrte Briefe an Hinz und Kunz; mit einem Worte, ich hatte alle Hände voll zu thun, und drasch im Grunde, wie Herr von Oeselsohr in seinen eigenen Werken, doch nichts als leeres Stroh.

Das Schrecklichste für mich war die Nothwendigkeit, diese Worte erst im Manuscript vorzulesen, sie dann zwei bis dreimal zu copiren, und sie nach dem Drucke Ehrehalber noch einmal lesen zu müssen. Weiter, wenn etwa Hinz und Kunz, vor denen sich Herr von Oeselsohr demüthigte, eine barmherzige Recension von einem Opus gemacht hatten,

ten, diese Recension wohl zwanzigmal zu copiren, worauf sie denn an alle Freunde, Verwandte und Buchhändler, wie ein Tauf- und Gevatterbrief herumgeschickt wurde. Kurz, wer sich einen eitlen, selbstsüchtigen, hypochondrischen, und notabene schlechten Schriftsteller recht genau in seinem Leben und Weben denken kann, der wird sich das Elende, Traurige und Harte meiner Lage leicht vergegenwärtigen können.

Zweites Kapitel.

Fräulein Minchen.

Gleichwohl verlor ich den Muth nicht, denn die Augen der schönen Nichte stärkten mich alle Tage. Ich schien ihr wirklich nicht ganz gleichgültig zu seyn, aber ich sah noch keine Möglichkeit, ihr näher zu kommen, zumal da mir seit Lottchen die Lust mit den Briefen vergangen war. Das Glück nahm sich meiner an. Ich schrieb, wie bekannt, eine sehr zierliche und fertige Hand; die

Nichte bekam Lust, noch einmal schreiben zu lernen, und der Herr von Oeselsohr ertheilte mir Befehl, ihr täglich eine Stunde Unterricht zu geben. Ich sprang vor Freude deckenhoch, als ich allein war. „Sie ist dein — rief ich, und klatschte in die Hände — Nun, richte deinen Angriff hübsch ehrerbietig ein!

Fräulein Minchen, oder die Nichte war eine niedliche Blondine von etwa funfzehn Jahren. Ein kleines, schalkhaftes, witziges Ding voll Leben und Geist, und wie ich jetzt beurtheilen kann, mit einem brennenden Temperamente. Sie war bei dem Herrn von Oeselsohr alles in allem, denn sie hatte seine schwache Seite so gut gefaßt, daß Sie ihn völlig am Gängelbande führte. Wenn sie irgend etwas durchsetzen wollte, so fand sie jedesmal eine passende Gelegenheit den Onkel zum Vorlesen zu bringen, sie war dann ganz Bewunderung, ganz Entzücken, und er gestand alles zu.

Meine Aufmerksamkeit, meine demüthige Ergebenheit schien mir ihre Freundschaft

schaft erworben zu haben; denn auf ihre Fürsprache legte mir Herr von Oeselsohr fünf Thaler zu.

Drittes Kapitel.

Lili.

Der Montag, wo ich meine Stunde anfing, war ein Festtag für mich. Ich hatte sie bis jetzt nur gewöhnlich beim Essen gesehen, heute trat ich zum erstenmal in ihr Zimmer, von heute an hatte ich das Recht, mit ihr allein zu seyn. Mein Herz klopfte, und meine Wangen glühten höher; hätte ich mich selbst beurtheilen können, ich würde nicht erst nach Jahren eingesehen haben, daß ich bereits selbst verliebt war.

Nun mein Lieber! — rief sie mir freundlich entgegen, und ich war bezaubert — So wollen wir denn anfangen! „Ach mein Gott„ — indem sie eine Nähnadel suchte, und zugleich das Schreibepult aufschloß — „ich habe noch kein Papier geheftet„ Erlauben

lauben Sie — sagte ich; und sie gab mir beides mit einem freundlichen Kopfnicken. — „Aber Sie werden Geduld mit mir haben müssen, ich bin gar eine schlechte Schreiberin„ — Ich bin zu glücklich — sagte ich — „Thun Sie's aber auch gerne?„ — fiel sie ein, und sah mir in das Gesicht — „Ich halte es für meine angenehmste Beschäftigung.„ — Gewiß? — indem sie eine Feder nahm, und sanft auf mich hinwieß. Ja, gewiß meine Fräulein. Soll ich die Feder schneiden? —

Sie schien etwas betroffen über die Frage, wir setzten uns endlich, und die Stunde fing an. „Ehrerbietig! Conrad!„ — rufte ich mir alle Augenblicke zu, und je schüchterner ich war, je freundlicher wurde Sie. „Sehn Sie nur die Krakelfüße — indem Sie mir das Buch hinschob, und ein Paar gebrannte Mandeln darauf warf. „Da!„ Und als ich sie nicht nahm „Ji mein Gott!„ ißt der Herr Schreibemeister keine — „O ja! — erwiederte ich hastig. Sie kommen ja von ihnen. Sie sagte nichts, aber

aber sie lächelte still vor sich, und machte eine Zeile. „J„ und zeigte mir's „Sehn Sie!„ die sind gut gerathen, nicht wahr? Aber es ist auch mein Leibbuchstabe; der und das L.... das klingt gleich so schön. Nicht wahr Lili? indem sie aufsprang, und ihren Canarienvogel ein Stückchen Biscuit gab. Ja ja Li — dachte ich — und noch ein Be dazu — es ist ein schönes Wort.

Viertes Kapitel.

Fortschritte.

„Das läßt sich gut an„ — sagte ich — als die Stunde verbei war, und sie mir versichert hatte, sie freue sich schon auf morgen. — Das läßt sich gut an, wahrhaftig! Und in der That, wir wurden von Tage zu Tage bekannter, und von Woche zu Woche vertrauter. Allmälig fing sie schon an, mich beim Verschreiben zu necken, mich mit den Federposen in die Ohren zu kützeln, oder die Dinte an meinen braunen Haaren abzuwischen,

wischen, mich sanft in die Hand zu zwicken, oder in die Schultern zu stechen.

Da hatte sie bald kleine Pasteten, bald etwas Obst, bald Zuckergebackenes, bald eine Tasse Chocolade, die sie sich heimlich kochen ließ, oder sonst etwas für mich aufgehoben. Da fing sie schon an über den Herrn von Oeselsohr ein oder das andere spotthafte Wort fallen zu lassen, und von der Langenweile zu reden, die man in L... habe; da fragte sie mich wegen ihrer Kleider, Hütchen und Bänder um Rath, und was mir gefiel, das wurde sicher gewählt; mit einem Worte: sie war mir gut, das war klar, jetzt irrte ich mich nicht, und ich war zum Sterben in Sie verliebt.

Unser Onkel Dinesaß sah und merkte von dem allen nichts; er war mit seinem großen Werke über die Theorie der Ameisenhaufen viel zu sehr beschäftigt, und wenn ich nur fleißig copirte, und München ihn reichlich lobte — so bekümmerte er sich im übrigen nicht so viel um uns.

Fünftes Kapitel.

Die Recenſion.

So waren die Wintermonate herangekommen, und Herr von Oeſelsohr fing ſeine wöchentliche litterariſche Verſammlung an. Ich war mit Minchen indeſſen ſo gut vorgerückt, daß wir uns wechſelſeitig verſtanden, ob ich gleich bis dato auch nicht die kleinſte Freiheit gewagt hatte. Durch einen wunderbaren Zuſammenhang menſchlicher Verfälle ſollte es eine Recenſion von einem Oeſelsohriſchen Opus ſeyn, die uns beide Liebesleute näher zuſammen brachte.

Die litterariſchen Verſammlungen unſeres großen Mannes beſtanden nämlich aus lauter armen Schächern von Magiſtern, Doctoren und dergleichen, deren Mecenas er machte, und denen er ſeine unſterblichen Werke im Manuſcript vorlas. Dieſe Herren pflegten ſich dann für ihre Langeweile an einer guten Abendmahlzeit zu erholen, und ſich eben ſo ſehr phyſiſch zu überladen

als

als sie vorher moralisch leer geblieben waren.

Diese Versammlungen fanden gemeiniglich Sonntags statt, weil da allemal die Post ankam, und neue Journale und Zeitungen mitbrachte, die man dann sogleich zu verschlingen pflegte. An einem solchen Tage traf es sich denn, daß die berühmte Zeitung eine Recension von einem Oesels-ohrischen Werke enthielt, worin unser Autor ein classischer Schriftsteller genannt wurde.

Wär ich auch ein Epopöendichter, ich würde nicht Bilder gnug finden, um die Extase des classisirten Oeselsohr nur einigermaaßen zu beschreiben, geschweige denn vollends die Glückwünsche und die Panegyriken seiner Subauteren. Gnug, es wurde beschlossen, die Versammlung sogleich aufzuheben, und bei einem Punsch Royal den litterärischen Geburtstag unsers unsterblichen Classikers zu feiern.

Sechstes Kapitel.

Gut! Gut!

Ich war der glücklichſte Menſch, als er mir dieſen Auftrag gab: Nun, laufen Sie nur geſchwinde und ſagen Sie es der Fräulein. Ich wurde ihm in dem Augenblicke ſo gut, daß ich ihm mit einer tiefen Verbeugung ſagte: ich kenne kein gröſſeres Glück, als in den Dienſten eines ſo großen Mannes zu ſeyn. Er klopfte mich freundlich auf die Schulter, und ich ſprang fort in Minchens Zimmer.

Ha meine Fräulein — ſagte ich außer Athem — Herunter! Herunter! Die Gelehrten werden heute alle toll! Der Herr Onkel iſt ein Claſſiſcher Autor geworden. Sie ſollen Punſch machen laſſen!

Ich weiß nicht, ich war lauter Freude und Leben; — heute muß alles luſtig ſeyn! — ſetzte ich hinzu.

„Gut! gut! mein lieber Herr Schreibemeiſter„ ſagte ſie bedeutend — „Ich bin

es schon„ hüpfte bei mir vorbei und schlug mich sanft auf den Backen — „Der Punsch soll gleich kommen — sagen Sie nur dem Onkel.„

Conrad! Conrad! — dachte ich — heute geht was mit dir vor! „Es war eine Unruhe, eine Unthätigkeit in meinem ganzen Wesen, ich hätte mich gleich auf Mitchen werfen mögen, und mich recht satt an ihr küssen. Es war als ob der böse Feind in mich gefahren wäre, und ich freute mich herzlich darüber.„ „Den Abend solls auch recht toll hergehen!„— sagte ich, und eilte wieder in das Zimmer.

Siebentes Kapitel.

Die Gesellschaft.

Unsere Akademiker hatten sich unterdessen in einem groſsen Zirkel um den Ofen gesetzt, und ihre Pfeifen waren bereits in vollem Brande. In der Mitte präsidirte mein groſsgünstiger Herr von Oeselsohr aus —a, neben

neben ihm saß der Herr Professor Cypoian, ein verdienter Compilator, Emendator, und Edukator; neben diesem der Herr Doktor Pimpirlie, der alles gelesen, alles gesehen und nichts behalten hatte, neben diesem ein Herr Licentiat Jämmerlich, ein kleiner und finsterer Rechtsgelehrter, der nicht mehr als die drei Wörter Ede, bibe, lude wußte, und gemeinlich den Tiefsinnigen machte. Die übrigen Stühle waren mit Magistern, Candidaten und Informatoren besetzt, die alle ihr Scherflein beizutragen pflegten, und immer über das dritte Wort unsern Oeselsohr citirten.

Das Ganze glich ziemlich einer Judenschule, in der unser Classiker der Vorsänger war. Denn kaum erhob er seine kleine gäckende Stimme, als die übrigen Frösche alle verstummten, und mit aufgesperrtem Munde die Weisheit aufzufangen suchten, die von seinen Lippen floß. Vortreflich! Göttlich! Himmlisch! Unnachahmlich! war ihr gewöhnlicher Refrain, und ob sie gleich Herr von Oeselsohr zuweilen versicherte,

daß er beschämt sei, so schlukte er doch die stärksten Portionen mit einem unersättlichen Wohlgefallen hinter.

Das war die Gesellschaft; jetzt laßt uns sehen, wer zur Thüre hereinkam.

Achtes Kapitel.

Apotheose.

Unser Präsident sprach eben von einer transcendentellen Idee, die er nicht fest halten könne, als die Thüre aufging, Minchen auf seinen Stuhl zuflog, und ihm einen Kranz von künstlichen Blumen aufsetzte.

„Großer Mann!„ — sagte die Bübin mit verstellten Thränen — Nehmen Sie die Huldigung meiner Ehrfurcht an! Heute ist auch für mich ein festlicher Tag, denn ich feire die Ehre, die Nichte des größten Schriftstellers unseres Vaterlandes zu seyn.

Die Akademiken waren sämmtlich von ihren Stühlen aufgestanden. Oeselsohr

war außer ſich — „Ich habe keine Worte!„ — ſagte er, und die Herren applaudirten, um ihm den Schluß zu erſparen.

Größer als Voltaire, ſagte ein junger Magiſter — und jünger als Madame Denis. *)

O unſer Lehrer, unſer Vorbild, unſer Meiſter! rieſen ſie alle — Ewiger Ruhm und Unſterblichkeit!

Meine Freunde — ſagte Oeſelsohr halb ohnmächtig. Ich erliege! — ſo ein Augenblick — Ich muß Luft ſchöpfen — indem er ins Nebenzimmer eilte.

Der Punſch meine Herren! rief die loſe Minchen, und trat mich auf den Fuß. Die Herren lieſſen die Unſterblichkeit, und drängten ſich alle darum. Aber Vivat Mäcenas! rief ein dicker Rath und leerte ſein Glas aus; denn Oeſelsohr kam eben zurück, man umringte ihn von neuem; das Geſpräch

*) V. hatte ſeine Nichte, Madame Denis, damals 33 Jahr, nach ihres Mannes Tode zu ſich genommen.

wurde wieder gelehrt, Minchen und ich wir traten ans Fenster.

Neuntes Kapitel.

Der Dintenfleck.

Die Lichter waren so gestellt, daß wir völlig im Dunkeln standen. — „Sieh!„ — sagte sie lächelnd, und wieß mit dem Finger auf die gelehrte Gruppe. — „Ei der Dintenfleck!„ — rief ich, und drückte sie sanft auf die Stelle — „Das kommt vom vielen Schreiben„ — Geben Sie her, ich will ihn gleich wegbringen — sagte ich, nahm ihren Finger und küßte ihn. „Er ist doch noch da!„ — sagte sie schalkhaft, und spielte mit dem Finger an meinen Lippen.

Es war als wenn sie mich elektrisirte, ich sagte kein Wort, aber ich ergriff ihre Hand mit Feuer und drückte sie fest an meinen Mund. Ich fühlte, daß sie zitterte, und Minchen sagte kein Wort. Ich zog

sie

ſie mit der andern näher zu mir, ſie lehnte ſich ſanft an mich an, und ihr Buſen flieg heftig auf und ab.

Von dieſem Augenblicke an war das gegenſeitige Zutrauen gefeſſelt; ich handelte ganz aus meinem Herzen, die Sinnlichkeit ſiegte über die Eitelkeit. Der Himmel weiß wie lange wir ſo geſtanden hätten, aber auf einmal rief Herr von Oeſelsohr: „Und nun zum Eſſen!„ Minchen ſprang ſchnell zu ihm hin, die ganze Geſellſchaft ging in das Speiſezimmer, und ich nahm meinen Platz, wie gewöhnlich Minchen gegenüber.

Zehntes Kapitel.

Augenſchmauß.

Ich kannte mich nicht vor Entzücken, dieſer Abend war mein höchſter Triumph. Die Nichte des großen Herrn von Oeſelsohr mit mir in Einverſtändniß! meine ehrgeizigſten Wünſche waren befriedigt.

Und wer uns beobachtet hätte, der würde uns haben errathen müssen. Es giebt unzählig kleine Dinge, die einzeln genommen, alle gleichgültig scheinen, und in der Liebe aufs innigste zusammenhängen. Doch unsere Akademiken waren viel zu viel mit ihrer Gelehrsamkeit, oder vielmehr was oft einerlei ist, mit ihrem Magen beschäftigt, vor ihnen hätten wir uns küssen können, ich glaube, sie hätten es nicht gemerkt.

Aber wir, wir verstanden uns wohl, wir wechselten Blicke um Blicke, und sagten uns tausend Dinge mit den Augen, die unser Mund nie ausgesprochen hätte. Ganz in uns selbst verloren, nur eines in dem andern athmend, hörten und sahen wir nicht, was um uns verging; aber endlich wurde das Geräusch zu stark; denn unsere Tischgesellschaft war im vollem Streite.

Es war, der Himmel weiß welche optische Frage, auf das Tapet gekommen, es wurde von Farben, von Blindgebornen, von Strahlenbrechungen und Prismen so lau-

der-

derwelsch durch einander geschwatzt, daß ich nicht daraus klug werden konnte. Zum Glück rufte eben ein Savoyarde in der Straße seine laterne Magika aus, ich weiß nicht, ob die mit dem Streite zusammenhing, kurz Oesselsohr befahl dem Bedienten den Wundermann heraufzuholen.

Eilftes Kapitel.

Laterna Magika.

Die Lichter wurden entfernt, die Gesellschaft stellte sich in einen Winkel, das weiße Tuch wurde an die Tapete gespannt, der Gehülfe ließ seine Orgel klingen, und das Schauspiel begann — das ist alles, was ich davon weiß.

Denn kaum war die mystische Dunkelheit um uns her verbreitet, als ich mich, wie durch einen geheimen Zauber hinter Minchen befand. Von Wein und Hoffnung kühn gemacht, mit wallendem Blute, und klopfendem Herzen schlug ich ungesehn mei-

nen linken Arm um ihre Hüfte, und meine rechte Hand fühlte bald darauf das sanfte Steigen ihres Busens.

Sie bog sich sanft nach mir herum, ihre rechte Wange kam an meine linke zu liegen. Unsere Lippen begegneten sich, unsere Küsse flammten einer den andern an. Sie ergriff meine Hand und drückte sie fest in die Ihrige; ich fühlte ihr Knie an das meinige gepreßt, und durch alle meine Glieder floß ein Feuerstrohm.

So in Wonne und Entzücken schwebend, die Augen vor süsser Wollust verdunkelt, sahen wir nichts von den grotesken Figuren, und hörten kaum das Pferdegelächter der Akademiten. Nur als die Orgel und die kräuschende Stimme des Savoyarden verstummte, und der Bediente fortging wieder Licht zu holen, da erst erwachten wir beide aus einem langen süssen Traume, Minchen wand sich sanft von mir los, und ich konnte ihre Hand, die in der meinigen zitterte, nur noch verstohlen drücken.

Zwölftes Kapitel.

Geständniſſe.

Von nun an war kein glücklicherer Menſch als ich. Ich vergaß Oeſelsohrs ſchlechte Opera und Frohnarbeit, unſere Schreibeſtunde verſüßte mir alles.

Wie viel tauſend Küſſe genommen und wiedergegeben! Wieviel zärtliche Umarmungen voll feurigen Entzückens! wie viel kleine ſanfte Spiele einer kindiſchen Sinnlichkeit! die unbekannt mit dem letzten Genuſſe, nur allmälige Schritte zu ihm thut!

Alle meine Wünſche, alle meine Empfindungen waren jetzt auf ihren höchſten Punkt fixirt. Ich fing an mit mehr Wärme und Aufrichtigkeit zu lieben. Ich war ſo dankbar gegen Minchens Zärtlichkeit, und ſo gerührt über ihr Entgegenkommen, daß ich ſie wirklich allen andern Mädchen vorzog, und feſt beſchloß ausſchließend an ihr zu hängen.

Hannchen war rein vergeſſen, ich geſtehe es, Minchen war ganz an ihre Stelle ge-

getreten. Alle die schwärmerischen Plane, alle die Hoffnungen ins Weite, die ich in Ansehung jener gemacht hatte, glaubte ich mit dieser realisiren zu können. Ich schuf mir die ganze Folge meiner Zukunft in meinem Herzen, und baute mir eines der schönsten Luftschlösser, das aus Reichthum, Ehre und Vergnügen bestand, und auf Nichtsthun gegründet war.

Aber wie das denn zu gehen pflegt, nichts weder im physischen noch im moralischen kann lange auf dem höchsten Grade still stehen. Es sind lauter Schritte, entweder herauf, oder herunter, bei mir war es ein Sturz, der mich auf einmal vom Gipfel meines vermeinten Glückes wieder in den Abgrund schleuderte.

Dreizehntes Kapitel.

Bewölkt.

Vor allen Dingen muß ich sagen, daß Herr von Oeselsohr ein sehr begüterter Mann war.

war. Nach seiner Schmiererei zu urtheilen, hätte man vielleicht das Gegentheil vermuthen sollen; aber er that das wirklich nur um des Ruhmes willen, denn welcher Verleger würde sonst seine Werke genommen haben, hätte er sie Ihnen nicht geschenket, und noch die halben Druckkosten voraus bezahlt.

Er war also wirklich ein reicher Mann, und da er keine andern Anverwandten hatte, so war natürlich Nichte Minchen die einzige Person, der sein Vermögen zufallen mußte, und der es auch nach seinem Willen zufallen sollte.

Da es nun bekanntlich reichen Mädchen nie an Freiern fehlt, weil das Debet in ihren Tugenden doch wenigstens durch das Credit ihrer Mitgift ersetzt wird, so kann man denken, ob es Nichte Minchen an einem Manne fehlen mußte.

Die sechs Monate, die wir uns in L.... aufgehalten hatten, waren hinreichend gewesen, sie allen Ehestandescandidaten, und allen Eheprokuratoren bekannt gnug zu ma-

machen, und ſie ſtand auf ihrer Liſte oben an. Es war eine herrliche Priſe, ſchön am Körper und ſchön im Beutel, auch ſetzten, wie ich nachher erfuhr wohl ein Dutzend Caper hinter ihr her; der Glückliche aber, der ſie davon trug, war noch nicht beſtimmt.

Vierzehntes Kapitel.

Eine Erſcheinung.

Der Winter war zu Ende; man ſprach ſchon davon auf das Gut zu ziehen, und ich machte bereits tauſend Plane, dieſen Sommer mit Minchen ein Schäferleben anzufangen, als eines Abends ein Fremder ankam, der einen Brief von Minchens Pathe, der Geheimräthin mitbrachte.

Ich war aus geweſen „Chriſtoph!„ — ſagte Herr von Oeſelsohr — die gelbe Stube in Bereitſchaft! — Ich trat eben in das Haus. „Die gelbe Stube?„ — fragte ich — Für wen die? „Für den Herrn Baron von G....„ antwortete der Bediente.

te. Ich kannte ihn nicht, ich wußte nicht, was er wollte, aber es fiel mir wie ein Stein auf das Herz.

Für den Herrn Baron? — sagte ich — Was Henker soll das bedeuten? — Die gelbe Stube war unsere Gaststube, Herr von Oesselohr behielt so leicht niemanden bei sich — Ich wußte nicht, was ich denken sollte.

Wir gingen zu Tische, ich fand einen jungen wohlgebildeten Mann. Oesselohr nöthigte ihn, neben Minchen zu sitzen, und meine ganze Eifersucht erwachte. Indessen nickte mir Minchen einigemal freundlich zu, und das tröstete mich. Was Oesselohr anbelangt, er war gegen den Fremden die Freundlichkeit, die Zuvorkommung selbst, und sprach unaufhörlich von der lieben Geheimräthin. Da der Fremde eine unbeschreibliche Ehrfurcht affektirte, das Gespräch immer wieder auf des Autors Schriften zu bringen wußte, auch besonders viel von dem Beifall erzählte, den sie in C.... woher er kam, gefunden hätten, so merkte

ich

ich bald, daß er Oeselsohrs erklärter Günstling war.

Funfzehntes Kapitel.

Böse Auspicien.

Den andern Vormittag setzte der Autor jede litterärische Beschäftigung aus, und der Fremde brachte die Zeit in seinem Zimmer zu. Minchen erschien außerordentlich geputzt bei Tische, der Fremde sprach mehr, und wie mir schien, schon zärtlicher mit ihr; Oeselsohr lächelte still vor sich, und ich bekam keinen Blick — Der Bissen quoll mir im Halse.

Den Nachmittag keine Schreibestunde, so fest ich darauf gerechnet hatte. Ich dachte, ich wollte ihr ihre Untreue vorhalten, und es sollte noch alles wieder gut werden — aber daran war nicht zu denken. Sie fuhren zusammen aus, und kamen erst Abends wieder.

Ein glücklicher Zufall brachte mich hinter Minchen, ich zupfte sie sanft am Kleide,

ſie dreht ſich unwillig um, ſah mich finſter an, und zog das Kleid haſtig an ſich. Ich trat beſchämt zurück, aber in meinem Herzen kochte bittere Galle.

Beim Abendeſſen war der Fremde ungewöhnlich luſtig, und Minchen ſchien groſſes Behagen an ihm zu finden. Sie lachte und ſcherzte in einem fort, es war als ob ſie ſich ſeit Jahren kennten, da ſie hingegen that, als ob ſie mich zum erſtenmale ſähe. Ich war bis zum Sterben gekränkt, ich verlor allen meinen Muth und alle meine Heiterkeit; ein Mann kann alles ertragen, nur keinen Rival, der vor ſeinen Augen begünſtigt wird.

Ich brachte eine ſchreckliche Nacht zu. Hatte ich Recht oder täuſchte ich mich? War ich zu argwöhniſch? Machte ich zuviel Anſprüche? Hielt ich für Liebe, was nichts als Höflichkeit war. Wollte mich Minchen auf die Probe ſtellen? War ihre Kälte nichts als Maske, oder wollte ſie mir wirklich Verachtung zeigen? Durfte ich hoffen, Sie immer zu beſitzen, oder war mein Unglück gewiß?

Tausend Möglichkeiten, tausend Wahrscheinlichkeiten! Zwischen Liebe und Haß getheilt, quälte ich mich wie ein Verbrecher, und war am Morgen soweit als vorher.

Sechszehntes Kapitel.

Gewißheit.

Den andern Tag weder Autorarbeit noch Schreibestunde; der Fremde führte Minchen in das Theater! sie hatte mich keines Blickes gewürdigt, und Herr von Oeselsohr rief mich in sein Kabinet.

Er gab mir ein Pack Papiere zu copiren. Himmel! was für einen Donnerschlag! Die erste Zeile versicherte mich von meinem Unglück. Es war ein Ehecontrakt.

Wie ich die Abschrift vollendet habe, das weiß ich nicht; aber Oeselsohr war auf der besten Laune. Er schenkte mir zwei Ducaten, und erzählte mir, was seine Nichte für ein Glück mache. Die Geheimräthin habe ihren Neffen zum Universalerben eingesetzt, er sei Regierungsrath geworden, und Minchen fände ihn ganz nach ihrem Geschmacke.

Außer

Außer mir vor Liebe, Eifersucht, Zorn und Wehmuth warf ich mich auf mein Bette, ohne wieder zu Tische zu gehen. Ich tobte und weinte wechselsweise. Es war klar, Minchen hatte mich nie geliebt, ich war nichts als ihr Spielball gewesen, den man nach Belieben nimmt und weg wirft. Ich hatte meine Empfindungen an Sie verschwendet, ich hatte aufrichtig an ihr gehangen, indeß sie bloß von ihrem Temperamente geleitet worden war. Ach! mein Herz meine Eitelkeit, mein Verstand — alles war beleidigt.

Sie soll nicht triumphiren — sagte ich — Sie soll meine Thränen nicht sehen. Ich will ihr zeigen, daß ich ihre Liebe entbehren kann, ich will ihr mit Verachtung zuvorkommen, und dann wieder hinaus in die weite Welt!

Siebzehntes Kapitel.

Adieu.

Zwei Tage vergingen, nachdem ich meinen Entschluß gefaßt hatte. Ich hatte mein

ganzes Feuer, meine ganze Kraft wieder bekommen. Da ich bei weniger Gelegenheit zur Verschwendung ziemlich sparsam gelebt hatte, so war ich für den ersten Mangel gedeckt, ich machte noch zu Gelde, was dazu zu machen war; ließ mich auf der Post einschreiben, fabricirte mir mit Oeselsohr's Pettschaft ein gutes Zeugniß, und schlich mich Abends ohne Abschied fort.

Wir hatten große Gesellschaft, die ganze Etage war erleuchtet, Minchen stand mit dem Baron traulich am Fenster, und er schien sie umschlungen zu haben. Verdammt! — sagte ich zwischen den Zähnen, und bließ den letzten Funken Liebe aus. Ich drückte den Hut in das Gesicht, und nun rasch mit meinem Päckchen in das Posthaus.

Es war eilf Uhr und der Wagen eben fertig. Ich war der einzige Passagier, der Postillion brannte vor dem Thore seine Pfeife an, und überließ mich meinen Betrachtungen.

Conrad.

Sechstes Buch.

Erſtes Kapitel.

Reflexionen.

Um recht vernünftig über eine Lage philoſophiren zu können, muß man nicht mehr darin ſeyn. Man muß darauf zurückſehen können, wie auf ein Stück Weges, das man zurückgelegt hat. Man muß durch keine Leidenſchaft, durch kein Intereſſe mehr gefeſſelt ſeyn, man muß über ſich ſo unpartheiiſch urtheilen können, als ob es ein dritter wäre.

Das war jetzt mit mir der Fall. Ich war von allem losgeriſſen, und gleichſam auf einmal wieder in eine neue Welt verſetzet. Ich ſuchte mein Inneres nach meinem Aeußern zu verwandeln, ich that aus Inſtinkt, was immer die beſte Lebensphiloſophie war; ich modelte meine Ideen und Empfindungen nach meiner Lage.

Mit deinen Ausſichten — dachte ich — hat es nun freilich ein Ende; und der Geheime-

heimerath wird vermuthlich in die Brüche gehen; aber du haſt doch ein Jahr nicht übel gelebt, und wer weiß, was noch für ein Glück auf dich wartet. Nein, Nein, Conrad! Wir verlieren den Muth noch nicht! Du haſt für den erſten Augenblick zu leben; wohl an! warte ab, was ſich noch zeigen wird, und denke weder an Oeſelsohr noch an ſeine Nichte mehr.

So war ich in kurzem wieder mit mir ſelbſt eines geworden, und ich glaube, die Philoſophie iſt beſſer als alle Spekulationen. Ich hüllte mich in meinen Mantel, zog ein gutes Butterbrodt hervor, und betrachtete mit ruhiger Heiterkeit den ſchön geſtirnten Himmel.

Zweites Kapitel.

Hops.

Wir waren eben eine halbe Stunde vor der Stadt — „Nun Schwagerchen?„ Kannſt du mich noch mitnehmen? rufte eine Weiber-

berſtimme, und gleich darauf ſprang ein Mädchen an den Wagen. — „Wills denn der Herr erlauben?„ — fragte der Poſtillion, und kaum hatte ich mein freudiges Ja geſagt, als er das Mädchen ſchon herauf ſchob. „Hobs! — ſagte ſie — Schönen guten Abend! Iſt denn noch ein Plätzchen für mich übrig„ indem ſie ſich an mich anſchmiegte. — O ja, vom Herzen gern — erwiederte ich — Vollauf! — und legte meinen Arm um die Lehne.

Nichts hätte mir erwünſchter kommen können, als dieſe Nachbarin. Was ich angefangen hatte, das vollendete ſie. So wie ich ihren Arm an den meinigen, und meine Knie in der Nachbarſchaft des Ihrigen fand — weg war die letzte Erinnerung an Minchen. Was verloren iſt, iſt verloren! — dachte ich — Laſst uns die Gegenwart benutzen, da ſie ſich ſelbſt anbietet.

Der Mond war aufgegangen, und die Nacht ungewöhnlich warm. Ich fand meine Nachbarin noch hübſcher, als ich gedacht

hatte, sie sahe mich mit freundlichem Lächeln an, und steckte darauf das Köpfchen in den Busen. „Sie sind schläfrig — sagte ich — legen Sie sich auf meine Schulter!„ Sie antwortete nichts, aber sah mich sanft von der Seite an, und da lag sie.

Drittes Kapitel.

Expectorationen.

Sie saß mir zur linken Hand, kaum hatte sie die Augen geschlossen, als ich meinen rechten Arm um sie warf, und sie vollends an mich drückte. Sie schien wirklich zu schlafen, denn ich fühlte ihren Athem an meinen Wangen, wenigstens ließ sie alles geschehen.

Um meine Lage bequemer zu machen, brachte ich sie halb auf meinen Schoß, so daß ihr Busen an meine Brust zu liegen kam. Ich fühlte das wellenförmige Steigen desselben auf meinem Herzen, und alle meine Sinne waren in Aufruhr.

Sie

Sie werden ſich erkälten — ſagte ich leiſe, um einen Vorwand zu haben, wenn ſie ja gewacht hätte — Und meine Hände fanden bald eine Oefnung in ihrem Tuche, die zu verſtopfen war. Sie ſchien jetzt feſter als jemals zu ſchlafen, wenigſtens athmete ſie weit ſtärker als vorher.

„O Conrad!„ — dachte ich — Alle deine Schritte ſind mit Siegen bezeichnet, das Glück iſt immer unter deinen Händen! Nein, du biſt unwiderſtehlich, und ohne das alberne Adelsvorurtheil, ich wette Minchen — „Aber ſtill!„ — fuhr ich fort, beugte mich über das Geſicht der Schlafenden und küßte ſie.

Einfältiger Thor, der ich noch damals war. Ich ſchrieb meinen Verdienſten zu, was das Werk der Natur war. Ich dachte, ſie erlaubte um meinetwillen, was ſie doch bloß um Ihretwillen geſchehen ließ. Ich wußte noch nicht, daß die ſinnliche Liebe doch einzig und allein auf den Egoismus gegründet iſt, was auch der und die darüber ſagen mögen.

Viertes Kapitel.

Es muß gehen.

Der Postillion stieß in sein Horn, denn wir fuhren in ein Dorf. Sie schlug die Augen auf, und drückte meine Hand, die in der ihrigen lag. Sie haben sanft geschlafen — sagte ich — „Ja!„ — erwiederte sie — „Recht gut! Ich danke Ihnen auch„ — „Ich werde sie also um einen kleinen Lohn bitten — Je, was werde ich Ihnen geben können — indem sie lächelte — lassen Sie mich nur machen!„— und damit gab ich ihr einen zweiten Kuß, den sie mit Feuer erwiederte.

Die Vertraulichkeit der Sinnen schließt in der Regel auch immer die Herzen auf. Meine Reisegefährtin machte den Anfang. Sie erzählte mir, daß Sie als Kammermädchen auf einem adlichen Gute diene, welches nur eine halbe Stunde von der nächsten Station liege, und daß sie jetzt bei ihren Eltern zum Besuch gewesen sei.

Ich erwiederte ihr Zutrauen mit einigen kleinen Einſchränkungen, wie man vermuthen kann. „Ei! wenn ſie bei uns ankommen könnten!„ — ſagte Sie — „der alte Kornſchreiber ſtand auf dem Sprunge, abzugehen. Aber freilich, ich kann Sie nicht mitnehmen, das ſchickt ſich nicht.„

„Nein! ich will mich ſelbſt melden„ — ſagte ich, und drückte ſie mit neuer Inbrunſt an mich, wieder ganz der vorige projektenreiche Conrad — Ich will mich ſelbſt melden, und es muß gehn mein Engel! — Ich war feſt überzeugt, ſie ſchlage mir das aus Liebe vor, und in dem Augenblicke hielten wir vor dem Poſthauſe.

Fünftes Kapitel.

Victoria.

Es war noch ganz früh, wir traten zuſammen in die Stube, und fanden niemanden als ein altes Weib, die hinter dem Ofen ſaß. Ich beſtellte für zwei Perſonen Caffee, und

zog Lieschen — so hieß das Mädchen — an das Fenster, wo ein Pack Zeitungen lagen.

„Auf dem Hofe zu W.... zu melden? sagte sie, indem sie den Schluß eines Avertissements las — Was der Tausend ist das? Wir brachen das Blatt von einander, wir lesen„ — Ach! Victoria! Victoria! Es wird ein neuer Kornschreiber gesucht! — Das kommt wie gerufen. Das muß nur so seyn! Das Blatt ist erst von gestern! Ich habe es in Händen. Sie werden's, und kein anderer.

Unter diesen Ausrufungen, unter Küssen und Umarmungen zog ich sie jubelnd in der Stube herum, als die Alte wieder hereinkam, und den Caffee brachte.

Jetzt Plane und Verabredungen bis der Morgen anbrach. Wir nahmen noch ein gutes Frühstück zu uns, ich begleitete Lieschen auf den Weg, und versprach um zehn Uhr auf dem Gute einzutreffen.

Sechstes Kapitel.

Nun Conrad.

Nachdem ich alſo ein Paar Stunden ausgeruht und meinen Mantelſack der Wirthin empfohlen hatte, trat ich meine Wanderſchaft frohen Muthes an, und traf auf einem ſehr anmuthigen Wege in W.... ein. Meine Erwartungen waren ſehr hoch geſpannt. Ich glaubte einen ſchönen, prächtigen Landſitz, mit Alleen, Kunſtgärten, Orangerien u. ſ. w. zu finden — ach! da war von dem allen nichts. Ein halb verfaultes Thor, ein mit Miſt bedeckter Hof, ein altes, verfallenes Gebäude von einem Stocke — mit einem Worte, alles, was mir in die Augen fiel, ſtimmte meine Begriffe von dem Herrn Freiherrn, und der Frau Freifrau gewaltig herab. Indeſſen der erſte Schritt war gethan, und Lieschen lebte ja auch da.

Ich trat demnach muthig ins Haus, und das gute Mädchen war ſogleich bei der Hand. — „Die gnädige Frau iſt in der beſten Laune; ich will ſie gleich melden„ — ſag-

sagte sie — „Es wird gewiß gehn!„ — Mit diesen Worten flog sie die alte Treppe hinauf, und rief wenige Minuten nachher: „Sie sollen herauf kommen.„

„Nun Conrad!„ — sagte ich zu mir selbst! — Nimm dich zusammen, und dein Glück ist gemacht. Wer weiß, ob hinter dem ärmlichen Aussehn nicht ein großes Vermögen steckt. Nun gut! Man macht sich etwas, und wenn dir Lieschen noch gefällt, so nimmst du sie zur Frau.

Eben stand ich vor der Thüre! Es wird gewiß gehn — sagte sie — und schob mich hinein.

Siebentes Kapitel.

Nur hierher.

Ich schlug die Augen auf, und erblickte eine hagere, gelbe Figur mit einer schmutzigen Haube, einem blasrothen Halstuche, einem geblümten, ausgegangenen Cattunkleide und ein Paar gratienähnlichen Armen. Sie saß vor einem Schreibepulte von weichem Hol-

Holze, und drehte ſich bei meinem Eintritt etwas herum: „Nur hierher!„ — ſagte ſie durch die Naſe, und wieß mit dem Klapperfinger auf die Stelle neben ſich.

Ich nahte mich mit einer ſcheinbaren Ehrfurcht, ſo wenig mir auch das Schmuzzige ihres Anzuges, und das Erbärmliche ihres Zimmers eingeflößt hatte. Sie ſchien mich mit Wohlgefallen zu betrachten, und den Ton zu wählen, indem Sie mit mir ſprechen ſollte.

Er — Sie — ſagte ſie ſich verbeſſernd, — wollen bei uns in Dienſte treten.

„Ja gnädige Frau, ich habe in den Zeitungen„ —

„Gut mein Freund! Wenn Sie in Rechnen und Schreiben vollkommen perfekt ſind; ſo will ich Sie nehmen. Sie bekommen jährlich zwanzig Thaler, freien Tiſch und Wohnung.„

Ich machte eine tiefe Verbeugung, denn ich war zu verblüfft, um etwas antworten zu können.

„Wenn Sie damit zufrieden sind„ — sagte sie, indem sie ihre Feder wieder ergriff — „so können Sie hier bleiben, man wird Sie anweisen.„

O ja meine Gnädige! — stammelte ich und wendete mein Gesicht ab, denn sie hatte einen ziemlich starken Athem — „Mag's doch„ dachte ich — „Es ist freilich schlecht, aber Lieschen ist doch da„ — und damit nahm ich meinen Abschied.

Achtes Kapitel.

Ich bins geworden.

„Ich bins geworden!„ — sagte ich zu Lieschen, die mich unten an der Treppe empfing — aber es ist verdammt ärmlich bei euch. — „Freilich wohl — gab sie zur Antwort. — Sie ist nun einmal ein alter geitziger Drache. Indessen mein guter Junge, man machts wie man kann, sie verstehen mich schon.„

Sie

Sie beſorgte mir darauf einen Bauer, der meine Sachen holen mußte, wieß mir auf Befehl der gnädigen Frau — bei der ſie alles galt — mein Stübchen an, das, wohl zu merken, neben dem ihrigen war, und bat mich freundlich, nur gutes Muthes zu ſeyn. „Die gnädige Frau hat ſie ſchon ſehr gelobt — gab ſie zur Antwort, als ich ſie fragte, wie ich ihr gefallen hätte.„ So ein artiger, junger Menſch ſei ihr lange nicht vorgekommen — habe ſie gemeynt.

Ha ha! — dachte ich! Haben wir an der Alten auch eine Eroberung gemacht. Nun der Kornſchreiber wird es nicht übel haben.

Ich aß darauf mit Lieschen und dem Jäger zuſammen. Ich weiß nicht, ob ich mich irrte, aber ſie ſchien ihm ſehr freundlich zu begegnen, wenigſtens freundlicher als ich erwartete.

Neuntes Kapitel.

Der Herr Freiherr.

Ich fing eben an mein Stübchen aufzuräumen, und meine kleinen Einrichtungen zu machen, als ein Bedienter kam: „Hören Sie, Sie sollen zum Herrn Freiherrn kommen. Ich warf meinen Rock wieder um, und trat bald in sein Zimmer.

Stellt euch einen kleinen dicken Mann vor, mit zwei tonnenähnlichen Füßen, die er wie ein Tanzmeister aus einander gereckt hat. Gebt ihm eine blonde Haarbeutelperücke, ein etwas kupferichtes Gesicht, mit einer Büffelphysiognomie und ein Paar kleine Schweinsaugen, die er beim Reden zuzumachen pflegt. Zieht diesem Geschöpfe einen alten verschabten Rock, von grünem Sacktuche, mit Hornknöpfen an, laßt ihn in seinem Gange etwas von einem welschen Hahne haben, und ihr sehet den Herrn Freiherr von *** den seine Bedienten sonst auch Excellenz zu nennen pflegten.

Die-

Dieſer kleine vierſchrötige freiherrliche Patron ſtand oben am Fenſter und ſchnitt einigen Fliegen die Köpfe und Flügel ab, was ſein gewöhnlicher Zeitvertreib war. „Ihre Excellenz — ſagte der Bediente, um ihm zu melden, daß wir da wären, denn er hatte uns nicht gehört. Er drehte ſich herum, ſah mich mit einem ſtieren Blick an, fragte mich, wie ich hieße und verabſcheidete mich mit einem„ Es iſt gut!

Ich hätte mir dieſen lakoniſchen Empfang unmöglich erklären können, wenn ich nicht nachher erfahren hätte, daß der Herr Freiherr ſchlechterdings nichts in ſeinem Hauſe war, und die Frau Freifrau Hoſen und Pantoffel führte.

Zehntes Kapitel.

Die Frau Freifrau.

So hatte ich alſo abermals feſten Fuß gefaßt, und Lieschen ſchien ſehr vergnügt darüber. Indeſſen kam es mir doch vor, als wenn

Sie den Abend beim Essen, und überhaupt in Beiseyn des Jägers um so zurückhaltender gegen mich, als freundlich gegen ihn that. Ich beschloß dem Dinge auf die Spur zu kommen, es möchte kosten, was es wollte, denn ich gestich es, meine Erfahrungen hatten mich doch schon ein wenig argwöhnisch gemacht.

Den andern Morgen ließ mich die Frau Freifrau in ihr Zimmer rufen, um mich im Rechnen und Schreiben zu prüfen. Sie war äußerst gütig, so stolz sie nach der Leute Aussage seyn sollte. Sie hatte sich nach ihrer Art ziemlich coquett gekleidet, wenigstens war die gelbe eingeschrumpfte Brust sichtbar genug.

Ich weiß nicht, ob ich recht bemerkte, aber es schien mir, als wenn ihr meine gefüllten Schenkel, und meine vollen Waden nicht gleichgültig wären. Sie ließ eine Feder fallen, und als wir uns beide zum Aufheben bückten, fühlte ich ihre dürre Hand deutlich an meiner Seite. Sie bezeigte mir

Ihre

Ihre Zufriedenheit, indem ſie mir eine Taſſe Caffee anbeth, und bedeutete mich einmal für allemal, mich in allen Sachen nur an Sie zu wenden.

Eilftes Kapitel.

Die drei Cardinaltugenden.

Ich fand mich bald in meine Geſchäfte, denn man weiß, ich war zur Arbeit gewohnt, und ganz und gar nicht auf den Kopf gefallen. Indeſſen ſo glücklich ich mich geträumt hatte, ſo wenig war ich es, denn ich wußte nicht, was ich aus Lieschen machen ſollte.

Bald war ſie die Liebe, die Zärtlichkeit ſelbſt, bald that ſie, als hätten wir uns in unſerm Leben nicht geſehen. Indeſſen verging ein Tag nach dem andern, und anſtatt ihr näher zu kommen, ſchienen wir uns nur immermehr zu entfernen.

Freilich hätte ich mich an der Frau Freifrau entſchädigen können, aber das war

lose Speise für mich. So sehr sie mir auch entgegen kam, so oft sie mich in ihrem Zimmer beschäftigte, so deutlich sie von Jugend und Schönheit sprach, die den Mangel an Geburt zuweilen ersetzten, so offen sie auch die antiken Schätze ihres Busens legte — ich war taub und blind. Es lief mir schon eiskalt über, wenn ich sie sahe, oder ihren Pestihauch roch; und wenn sie mich vollends angriff, so zitterte ich am ganzen Leibe.

Wer sich das Betragen der Hochgebornen Freifrau nicht erklären kann, der muß wissen, daß sie drei Cardinaltugenden hatte. Sie war geitzig, sie war eitel, sie war wollüstig; eines nach dem andern, so wie es traf; doch dominirte der Geitz zugleich über die andern. Da nun meine Wenigkeit ihr Befriedigung für alle drei Nummern versprach, so kann man denken, ob ich ihr willkommen war.

Zwölftes Kapitel.

Erleuchtung.

So waren vier Wochen vergangen. Die Einſamkeit des Landes, das Einförmige meiner Lage machte mich ſehr unglücklich, denn ich war gar nicht daran gewöhnt. Dazu kam noch mein ſonderbares Verhältniß mit Lieschen und der Frau Freifrau, das ich gerade umgekehrt gewünſcht hätte, kurz, es drängte alles auf mich hinein.

Eines Abends war ich ſehr zeitig zu Bette gegangen, aber mein Verdruß ließ mich nicht einſchlafen. Es verging eine Stunde nach der andern, die Mitternacht kam heran, ich warf mich immer noch herum, als ich auf einmal einen kleinen Schimmer in meinem Stübchen bemerkte.

Ich drehe mich herum, ich bemerke, daß der Lichtſtrahl aus der Wand an meinem Bette kommt, ich unterſuche genauer, und finde ein kleines Loch, das gerade in Lieschens Zimmer geht.

Sie saß an einem Tischchen, und las. Die Nacht war schwül, sie glaubte von niemanden gesehen zu werden, sie war fast ganz entkleidet. Ich verschlang alles mit meinem Blicke, den reißenden Busen, der ganz offen vor mir lag, und den weißen Fuß, weit übers Knie entblößt, der im Schatten glänzte.

Sie schien ganz in das Buch vertieft, ihr Gesicht glühte, ihre Brust hob sich mit leisen Seufzern, der halbe Theil ihres Körpers zuckte zuweilen. Bald ließ sie die Arme sinken, und lehnte sich, wie in süsser Trunkenheit nachlässig und mit geschlossenen Augen an den Stuhl, bald ergriff sie das Buch mit Hastigkeit wieder, und ihre Augen flogen über die Blätter.

Dreizehntes Kapitel.

Geheimnisse.

Mein Gram, meine Schlaflosigkeit waren vergessen; ich glühte und zitterte, ich war außer

außer mir, mein ganzes Leben war in meinen Augen. Ich ſchwebte zwiſchen Wunſch und Genuß, und war unglücklich durch mein eigenes Glück. Jetzt ſtand ſie auf, machte das Buch zu, rückte einen Stuhl an das Fenſter, und kniete darauf. Ich verlor nichts bei dieſer Veränderung, ich konnte die ganze Biegſamkeit ihres Körpers bewundern, ich war neidiſch auf den Stuhl, der ihn trug.

Einige Minuten waren vergangen, als ſie das Fenſter wieder zu machte, und hinausging. Sie kam aber gleich wieder zurück, und ſetzte ein Waſchbecken auf den Tiſch. Jetzt ſchloß ſie ein Käſtchen auf, nahm ein Tuch heraus und breitete es auf die Erde.

„Was ſoll das werden?„ — dachte ich — als ſie plötzlich ihre letzte Bedeckung fallen ließ. Aber in dem Augenblicke riß der Wind das Fenſter auf, der Blumentopf fiel auf den Leuchter, das Licht verlöſchte, und ich hörte ſie einige Minuten darauf zu

Bette

Bette gehen. Ich hätte mein Leben darum gegeben, um den Anblick noch eine Stunde zu genießen, ich ärgerte mich noch lange, bis ich endlich ermüdet einschlief.

Vierzehntes Kapitel.

So!

Von nun an galt es Tod oder Leben, ich mußte mit Hannchen zum völligen Einverständniß kommen. Deine Blödigkeit ist an allem Schuld! — sagte ich — So! oder so! du, oder der Jäger! Man muß in allen Dingen zu einer Gewißheit kommen.

Meine Geschäfte waren geendigt, es war Abends gegen neun Uhr, ich warf meine Mahlzeit hinunter und ging in das Birkenwäldchen, nicht weit vom Hause. Ich war in meine Betrachtungen vertieft, und dachte hin und her, wie ich meinen Plan ausführen sollte, als ich etwas hinter mir herkommen hörte, und gleich darauf Lieschen neben mir stand.

„Sind

„Sind Sie's wirklich? — ſagte ich — So wird der Herr Jäger wohl auch auf dem Stande ſeyn — ſetzte ich bitter hinzu.

„Ach nein!„ — antwortete ſie naiv — Jetzt iſt keine Jagdzeit!

„Lieschen?„ — ſagte ich — und ſah ihr ſtarr ins Geſicht, — Sie reichte mir den Backen — liebes Lieschen! — fuhr ich fort — Meynſt du es redlich mit mir — Sie küßte mich, und flüſterte halbcomiſch mir laut ins Ohr. Ja! ja! ja! — „Aber du thuſt ſo fremde gegen mich?„ — Im Hauſe wohl — Gnug! gnug — ſagte ich freudig, und ſchlug meinen Arm um ſie„ Laß uns ein bischen auf das Feld gehen.

„So? Das iſt ſchön! — rief auf einmal die Naſenſtimme der Frau Freifrau, und ſie ſtand wie eine Furie vor uns.

Funfzehntes Kapitel.

Der Plan.

Sie schien außer sich vor Wuth, doch kehrte sich ihr ganzer Zorn gegen Lieschen. Ich hatte in meinem Leben nicht geglaubt, daß unsere Sprache so viele Schimpfwörter der Art besitze, aber die Frau Freifrau belehrte mich anders. Ich stand wie verblüfft, doch ich merkte sehr bald, worauf das hinaus wolle. Sie war eifersüchtig, das lag am Tage, und sie bestätigte das alte Sprüchwort: Man sucht niemanden hinter der Thüre, man habe denn selbst da hinter gesteckt.

Nachdem ihre Zunge ermüdet seyn mochte, befahl sie Lieschen voran in den Hof zu gehen. „Und nun habe ich noch mit Ihnen ein Paar Worte zu sprechen.„

Ich erwartete nichts geringeres, als ein zweites Gewitter, aber wie groß war mein Erstaunen, als Sie sich ganz sanft zu mir wandte. „Nein!„ — sagen Sie mir Herr Korn-

Kornschreiber, wer wird sich mit solchen Dirnen einlassen! Ein so hübscher, schöner, junger Mensch — indem sie mich auf die Achseln klopfte — der kann seine Augen immer etwas höher werfen, er ist überall sicher zu gefallen.

Nun! von etwas anderm zu reden — es ist mir lieb, daß ich Sie hier treffe; ich habe da einen Plan — Kommen Sie doch einmal, ich will ihnen doch zeigen.

Ja meine Gnädige Frau — sagte ich ängstlich, als sich der Wind erhob, und einzelne Regentropfen fielen. Da die Frau Freifrau ein neues Neglige' anhatte, so eilten wir, was sie konnte, in das Haus zurück, und ich schloß mich in mein Stübchen.

Sechszehntes Kapitel.

Das junge Blut.

Ich war bitter und böse, ich sah mich in meinen schönsten Erwartungen getäuscht, ich hatte

hatte eine der besten Gelegenheiten verloren, ich warf mich auf mein Bette, in der Hoffnung Lieschen wieder allein zu sehen.

Und in der That das Licht erschien, und sie mit ihm. Sie machte ihr Bette und kleidete sich aus. Schon weidete ich mein Auge an dem wollüstigen Schauspiel ihrer Reitze, als die Thüre aufging, und der Jäger hereintrat.

Sie flog in seine Arme, und er bedeckte ihren Busen mit seinen Küssen — „Ach liebster!„ — sagte sie, als er sie aufs Bette zog — wenn ich nur den Stein vom Herzen hätte — Ich war wie vom Donner gerührt, dennoch erhielt mich meine Neugierde noch aufrecht.

„Närrchen„ — antwortete er — Mache dir doch keine Grillen. Er läuft sicher ins Garn, locke du nur recht! Und hat er einmal angebissen — pauz! Da haben wir ihn.

Er?

Er? — dachte ich — Wer iſt der Er? — und das Herz ſchlug mir ſtärker. —

„Ohne die verdammte alte Hexe, wär es ſchon heute gegangen. Ich hatte ihn dir ſo treuherzig gemacht', er war ganz weg; das liebe junge Blut.„

„Das junge Blut? — ſagte ich leiſe — Sie redet wahrhaftig von dir, und mein ganzes Geſicht glühte.„

Gut! gut! gut! — ſagte der Jäger, und umarmte ſie — Fahr du nur ſo fort, mein Liebchen, der mag vor den Riß ſtehen!„

Lieschen fing an zu lachen, ich merkte daß ſeine Liebkoſungen ziemlich beredt wurden.

„Alſo — fuhr er nach einer Weile fort — Morgen verſuch es noch einmal, und wenn der Monſieur Kornſchreiber — du verſtehſt mich — ſo komme ich dazu —

Conrad.

Er mag wollen oder nicht, er muß es gewesen seyn!„

Siebzehntes Kapitel.

Es geht wie es kann.

Ich war auf allen Seiten angegriffen; ich hätte sie gleich ermorden mögen. Mich so zu hintergehen! Mir so mitzuspielen! Solche Plane gegen mich zu machen. Hätte man sich so viel Bosheit denken können? Nein, es war entsetzlich, es war abscheulich, es war himmelschreiend.

Von dem Augenblicke an war mir mein Verhältniß zur Last. Ich hatte nichts mehr, was mich daran binden konnte, ich sah nichts als Gefahr und Unglück dabei. Von einer jungen zum Besten gehabt, von einer alten verfolgt; ein elender Sklave einer jämmerlichen Herrschaft! Nein! Ich wollte meine Talente, meine Hoffnungen, meine Ansprüche, nicht auf einem Dorfe vergraben. Ich bin ein freier Mensch — sagte ich —

fort!

ort! abermals fort! es komme wie es wolle, s gehe wie es kann.„ —

So kam der Morgen heran, die Frau Freifrau ließ mich in ihr Zimmer rufen. So ekelhaft, so widrig war sie mir noch nie vorgekommen. Sie trug mir auf, eine Abschrift des Inventariums zu machen, das sich auf einem andern Gütchen befand. Ich antwortete ihr grob und unverschämt, denn ich wollte brechen. Sie schien befremdet, ich wurde es noch mehr. Sie wurde selbst warm, ein Wort gab das andere, und ich kündigte ihr den Handel auf.

Ohne zu säumen, fing ich an meinen Mantelsack zu packen, als Lieschen mit einer Bothschaft ins Zimmer trat, und auf einen Vergleich antrug. Sie suchte alles hervor, um mich zu überreden, sie weinte sogar, die Sirene, aber ich war in Hast und Wuth. Mein Pack war fertig, ich nahm ihn auf den Rücken, schenkte der Frau Freifrau die vier Wochen Gehalte, die sie mir noch schuldig war, und wanderte mit starken Schritten

zum Dorfe hinaus. „Ich will des Henkers seyn! — sagte ich — wenn ich an das ganze Pack mit einer Sylbe wieder denke. Sie sind viel zu viel unter mir.„ Gesteht meine Freunde! ich hatte eine herrliche Philosophie! Ich mochte noch so viel dumme Streiche machen, ich wußte mich sogleich darüber zu trösten.

o n r a d.

Siebentes Buch.

Erſtes Kapitel.

Die kleine Stadt.

Ich war doch etwas klüger geworden, ich fühlte es. „Nein!„ — ſagte ich — die Mädchen haben weder Treu noch Glauben, es iſt nichts als Bosheit an Ihnen. Man muß kein Narr ſeyn, und ſich Ihnen gleich hingeben. Sei auf deiner Hut, Conrad! du haſts nun zum viertenmale erfahren.

So ſchlenderte ich meinen Weg fort, immer der Naſe nach. Wo ich hinkam, das war mir gleichviel. Ich hatte noch ein Paar Thaler in der Taſche, wir waren im ſchönſten Sommer, ich war geſund wie ein Fiſch, und die Zukunft machte mir wenig Sorgen. Laß ſehen! was es gilt! — ſprach ich zu mir ſelbſt — Vielleicht wird doch noch etwas aus dir.

Man muß ſich nicht wundern, daß ich ſo dachte. Denn ich wußte noch nicht, daß einer als ein Bürgerlicher ſchlechterdings

etwas gelernt haben muß, um etwas zu werden; ich dachte, das wäre eben so wie bei den sogenannten Adlichen, wo der größte Dummkopf und Ignorant; nur ein Herr von Taugenichts zu seyn braucht, um wenigstens Kammerjunker zu werden.

Ich ging also hoffnungsvoll immer meinem Glück entgegen, und stand, ehe ich es noch wußte, an dem Thore einer kleinen Stadt, oder vielmehr eines Städtchens, wo ich es am wenigsten zu finden glaubte. Ich that dem Städtchen die Ehre an hinein zu gehen, und im Gasthofe ein Mittagsbrodt zu fordern.

Zweites Kapitel.

Sucht der Herr einen?

Nachdem ich mit meinen Schüsseln fertig war, setzte ich mich durch Zufall zu dem kleinen Sohne des Wirthes, der an einem andern Tischchen schrieb. Ich mahlte ihm zum Spaße ein Paar Fractur-Buchstaben vor,

or, worüber der Kleine in ſo große Ver-
underung gerieth, daß er den Vater dazu
ufte. — „Ja Gottlieb!„ — ſagte der
ute Mann —. „Wenn du einmal ſo weit
äreſt; einen blanken Ducaten wollte ich dir
n deine Sparbüchſe geben. — Ja! —
fuhr er fort — Es iſt eine herrliche Sache,
wer mit der Feder fix und fertig iſt; die läßt
keinen verderben.„ —

„Und doch — ſagte ich — fehlt es
manchmal — Die Schreiberdienſte ſind doch
nicht ſo häufig.„

Je ſucht denn der Herr einen? he?
Sucht der Herr wirklich einen? — indem
er ſeine Mütze auf ein Ohr ſchob, ſeine
Pfeife aus dem Munde nahm, und die an-
dere Hand auf meine Schulter legte —
„Ich nähme wohl wieder einen an„ — er-
wiederte ich.

Hier! — er führte mich ans Fen-
ſter — „Sieht Er dort das grüne Haus
neben dem Tiſchlerzeichen. Nun da geh er
hin auf mein Wort. Der Herr Juſtitia-
rius braucht einen perfekten. Unter uns

(mir heimlich ins Ohr) — man kann was dabei„ — indem er seine Finger zumachte„ wie einer der Geld einstreicht.

Drittes Kapitel.

Ach mein Lieber!

„Ich will gleich hinlaufen! — „sagte ich, nahm meinen Hut, und war in drei Sprüngen am Hause. Ich klingte, die Thüre wird aufgezogen, ich steige die Treppe hinauf, trete in das Zimmer, das offen steht, und finde ein Frauenzimmer, das einen Canarienvogel füttert.

Sie drehte sich herum, als sie mich kommen hörte, und vergaß das Thürchen des Vauers zuzumachen. Indem flog der Vogel heraus. „Ach mein Lieber! — „sagte sie ängstlich, und lief nach einem Fenster um es zuzumachen. Ich ließ meinen Hut fahlen, und nun rasch dem Vogel nach, der im Zimmer herum flatterte. — „Wo, ist er denn? — fragte sie freundlich, und kam

mir

mir nach — Hier meine beste Madam! — indem ich das kleine Thier ergriff, und es ihr in die Hand gab, an die ich sanft anstrich. — „Ich bitte tausendmal um Vergebung, daß ich Schuld daran war.„

Sie wollen wohl zu meinem Mann, mein Lieber? — sagte sie nach einer kleinen Pause, wo sie mich vom Kopf bis auf den Fuß betrachtet hatte. — Ja! meine beste Madam! ich hatte einen Auftrag an ihn — Wenn es ihnen gefällig wäre ein wenig zu warten — indem sie mir einen Stuhl bot — „Er hält ein bischen Mittagsruhe!„

Viertes Kapitel.

Sie sind zu gütig.

Bravo Conrad! — dachte ich — du hättest keinen bessern Augenblick treffen können, und auch keine bessere Gelegenheit! — setzte ich dazu. — „Eine solche Prinzipalin! — Gebe Gott, daß er dich nimmt!„ —

Sie

— Sie holte jetzt ein Paar Blätter Sallat, und befestigte sie im Gitter des Bauers: Warte, du kleiner Scheim! — sagte sie — Sieh! wie er jetzt frißt. —

Er weiß wohl, von wem es kommt — fiel ich treuherzig ein — und merkte erst den Augenblick nachher, daß ich eine Schmeichelei gesagt hatte. Sie schien es nicht zu hören, und beschäftigte sich immer mit dem Vogel. „Darf man Ihnen wohl ein Glas Bier anbieten? sagte sie jetzt mit steigender Freundlichkeit, und ich hätte nicht Conrad seyn müssen, wenn ich es ausgeschlagen hätte.„ Sie sind so gütig meine beste Madam! antwortete ich mit aller der jugendlichen Wärme, die so bezaubernd ist.

Indem ich diese Scene aus meinen Erinnerungen niederschreibe, fällt mir eine Bemerkung ein. Ich meyne nämlich, daß es eben nicht so schwer ist, bei gewissen Fällen anderer Leute Gedanken zu errathen. Man darf nur ein wenig nachdenken über das, was sie sagen, und was sie thun, über das, was sie thun und nicht sagen,

über

über das, was sie hören, sagen und thun, und endlich über das, was sie sagten und sagen. Wer Geist genug hat, diese etwas feinen Combinationen zu verfolgen, der wird sich selten in seinen Leuten betrügen. So war meine Schmeichelei und das Glas Bier wie Wirkung und Ursache verbunden.

Fünftes Kapitel.

Liebes Männchen.

Ich hatte es eben an den Mund gesetzt, als ein kleiner bucklichter Mann mit einer Stutzperücke und einem Pferdefuß hereintrat. Er trug einen grauen Rock mit einem schwarzen Kragen, nebst blauen Manchesterhosen, und hatte einen Rohrstock mit einem Hundskopfe in der Hand.

„Nun liebes Männchen! — sagte sie mit ihrer Engelstimme„ — Ausgeschlafen?

Bei den Worten „liebes Männchen„ hatte ich mich erhoben; denn ich konnte wohl hören, daß es der Herr Justitiarius war.

Er

Er blieb starr in der Thüre stehen, und wieß auf mich mit dem Kopfe hin, indem er seine Frau ansah, als wenn er fragen wollte: Wer ist das.

„Der Herr will mit dir sprechen, mein Kind!„ — sagte sie äußerst freundlich, und kam auf uns zu.

So! so! — erwiederte der Herr Justitiarius mit Würde — Was ist denn zu dero Diensten? — und meine schöne Gebieterin stand neugierig da, und roch an einer Rose.

Nichts, mein Hochedelgeborner Herr — antwortete ich kurz — Im Gegentheil ich biete Ihnen meine an, der Wirth, dort gegenüber.

Ach! — fiel Sie mit Lebhaftigkeit ein, und erröthete — „Der gute Mann!„ — kam erst langsam hinter drein. Sie mochte das nicht gedacht haben, aber diese Ueberraschung schien ihr nicht unangenehm.

So! so! — antwortete Er. Ja! ich brauchte wohl ein solches Subjekt. Zum

Schrei-

Schreiben ja! — Es kommt nur darauf an!

Sie trat ans Fenster, ich sahe sie aber im Spiegel, und sie schien unruhig zu seyn. „Ich habe sehr gute Zeugnisse„ — sagte ich, und ihr Gesicht wurde heiterer. Zugleich wieß ich ihm mein fabricirtes Document von Oeselsohr und einigen andern Personen aus B....

So! so! Das wäre gut! Und die Hand? — Lottchen! mein Schatz! gieb doch Dinte und Feder.

Um es kurz zu machen, alles fiel nach Wunsche aus. In weniger als einer halben Stunde war ich engagirt und wegen der schönen Prinzipalin der glücklichste Mensch von der Welt.

Sechstes Kapitel.

Der gute Anfang.

Meine Sachen waren abgeholt, mein kleines Zimmerchen mit einer freien Aussicht in den Garten war mir angewiesen, ich ging wie-

wieder hinunter, und fand meinen Patron beim Caffee! „Haben der Herr Justitiarius nun etwas zu befehlen — sagte ich mit einem tiefen Bückling„ — Für heute nicht! heute kann man noch zu seinen Einrichtungen brauchen — Aber Kindchen! ich sehe die Uhr ist schon fünf. Ich muß wohl zum Bürgermeister gehen; sonst fehlts am [illegible] ten Mann — Schenke doch eine [illegible] ein — „indem er mit dem Kopfe auf mich wieß.„ — Sie reichte ihm darauf Hut und Stock, er empfahl sich, und sie schenkte mir ein. Trinken Sie schwarz oder weiß, mein lieber! — sagte sie mit holder Freundlichkeit. — „Weiß, wenn ich bitten darf, meine beste Madam!„ —

Es ist erstaunend, wie viel vom ersten Eindruck abhängt. Sie hatte mich für nichts weniger als ihren künftigen Schreiber angesehen, sie konnte sich nicht daran gewöhnen, sie behandelte mich nur wie einen Gast. Und ich selbst, ich vergaß mein Verhältniß bei ihr, weil ich gleich Anfangs nicht daran gedacht hatte.

„Ge-

„Gefällt Ihnen Ihr Zimmerchen? — ſagte ſie nach einer Pauſe, wo ſie ſtill für ſich niedergeſehen hatte.„ — Ach! meine beſte Madam — erwiederte ich mit Feuer — ich bin mit allem zufrieden, wenn ich nur in Ihrem Hauſe bin. Ich ſetzte einen Nachdruck auf das Ihrem, der ihr nicht entging, denn ſie erröthete. — „Ich will Ihnen auch Vorhänge geben!„ — fuhr ſie fort — der Vorige hat keine gehabt, denn er war gar zu ſchweiniſch.

Sie ſind äußerſt gütig — erwiederte ich, ergriff ihre Hand, ohne daß ſie es wehrte und küßte ſie mit jugendlicher Inbrunſt. Sie lächelte ſtill für ſich, und ich fühlte einen Gegendruck auf meinen glühenden Lippen.

Siebentes Kapitel.

Siehſt du Conrad!

„Machen Sie doch keine Umſtände, fiel Sie ein„ — Ich ſehe wohl, daß ſie ein ordentlicher junger Menſch ſind. Ich denke, Sie

werden gewiß mit meinem Mann auskommen. Er ist gut, seelengut; sie müssen nur zu allen Ja! sagen. Er kann schlechterdings keinen Widerspruch vertragen. Wenn Sie darauf merken, so können wir, sie wollte ich sagen, ewig beisammen bleiben.

„Ich werde gewiß alles mögliche thun, meine beste thekerste Madam! — Behalten Sie nur immer meine Gönnerin; ich will gewiß„ —

Sie trinken doch noch eine Tasse? — fiel sie schnell ein, und füllte noch schneller. — Ich habe diesen Abend ein Paar gute Freundininen bei mir; ich denke, Sie werden nicht blöde seyn, und hübsch zum Abendbrodte kommen.

„Wie sie befehlen!„ — sagte ich — trank meine Tasse aus, und nahm Abschied, denn ich merkte, daß sie ihre Toillette machen wollte. — Aber hübsch zeitig! Nach sieben Uhr!„ — rief sie mir in der Thüre nach, und ich nahm mir vor, ein wenig spatzieren zu gehen.

Wehl-

Wohlan! — ſagte ich — Siehſt du Conrad! Es hat dir abermals geglückt! Ach, wie ſie gut iſt! wie ſie gut iſt! Und es iſt klar, ſie will dir wohl! du gefällſt ihr; das iſt erwieſen! du biſt in der glücklichſten Lage von der Welt! Studiere dich in die Arbeiten ein, genieße dein Glück mit aller Muße, und wer weiß, wer weiß, was dir noch beſtimmt iſt; ein Paar Augen zu, und es kann ſich viel ändern!

Unter dieſen und noch unzählig andern ſchimäriſchen Betrachtungen verging die Zeit, ich eilte nach Hauſe, und fand meine Damen bereits verſammelt.

Achtes Kapitel.

Immer beſſer.

„Nur ein rechtes, demüthiges Betragen! — dachte ich bei mir ſelbſt„ — das wird das allerbeſte ſeyn! Thue du nur recht blöde und beſcheiden; wenn es ihr ein Ernſt iſt, wird ſie dir ſchon Muth machen!

Ich blieb also an der Thüre stehen, und die andern Weiber sahen sich unter einander an. „Das ist der neue Copist von meinem Mann — sagte sie jetzt, und ich verbeugte mich. „So kommen Sie doch näher! — rufte mir ihre Nachbarin zu — Wer wird denn so leutescheu seyn.„

Ich ließ mich nicht lange bitten, man kann wohl denken. Das Gespräch wurde lebhafter, ich nahm einigen Antheil, man fand Geschmack, man lachte, endlich verlangte man meine Geschichte. Ich erzählte sie mit Veränderungen, die mir gut dünkten, und sie erregte allgemeines Interesse.

So hatten wir uns zu Tische gesetzt, meine Lebhaftigkeit, meine Geschmeidigkeit, meine Fertigkeit in den kleinen Gefälligkeiten gefielen allgemein. Die Frau Justitiarien schien mich mit den zärtlichsten Augen anzusehen. Eine gereiste Person, wie ich, mußte freilich mehr Welt haben, als die guten Kleinstädterinnen, ob sie gleich schon ziemlich den Luxus der benachbarten großen Stadt nach-

nachahmten, und ich wußte dieſe Ueberlegenheit treflich geltend zu machen.

Wer bei einer nur leidlichen Figur die einzige Mannsperſon in einer Weibergeſellſchaft, und alſo der Hahn im Korbe iſt, der braucht nur zu reden — gleichviel was — die guten Weiber, die immer zuſammen Langeweile haben, werden es immer ſchön, und ihn immer liebenswürdig finden.

Ich kann ſagen, ich ging ſo ſtolz zu Bette, daß ich in dem Augenblicke mich für ein überirdiſches Weſen hielt. — Und wenn du in Siberien wäreſt, es würde dir nicht fehlen können! — dachte ich —

Neuntes Kapitel.

Sie.

So wie ich meine Prinzipalin in mich verliebt glaubte, ſo wurde ich es ſelbſt, ja, ich kann ſagen, ich war es ſchon am andern Morgen. — „Hier willſt du bleiben, immer und ewig, denn es iſt doch ein göttli-

ches Weib! „Ich warf mich emsig auf meine Arbeiten„ — Es ist um Ihretwillen — dachte ich — Sie kam mir mit jedem Tage schöner vor; es schien mir sogar, als wende Sie mehr Sorgfalt auf ihren Putz, und auch mein Herr war außerordentlich mit mir zufrieden.

„Meine Sinnlichkeit war durch alle meine vorigen Erfahrungen nur aufgereizt, nicht befriedigt worden. Ich weiß nicht, aus welchem Grunde ich mich mit dem nahen Genusse schmeichelte, aber ich weiß, daß mir der Gedanke unaufhörlich vorschwebte.

Und wenn ich sie ansah, fuhr es wie ein süsses Leben durch alle meine Nerven hin. Sie war eine reitzende Brünette von höchstens vier und zwanzig Jahren. Auf ihrem Gesichte lag ein Ausdruck von Gram und Schmachten, durch den die natürliche Fröhlichkeit ihres Temperaments zwar nur sanft durchschimmerte, der sie aber nur noch mehr verschönerte. Wenn sie ihre großen schwarzen Augen auf mich warf, und ich kann sagen, die meinigen begegneten ihr oft

auf

auf diesem Wege — ich weiß nicht was für ein belebendes, erwärmendes, fast verzehrendes Feuer in mich überströmte. Mit einem Worte, ich wurde von Tage zu Tage heftiger, denn meine Sinnlichkeit war auf sie fixirt.

Zehntes Kapitel.

Guter Conrad.

Sie schien es zu bemerken, denn sie wurde auffallend gütiger und freundlicher gegen mich. Fast jeden Tag fand ich eine neue Bequemlichkeit in meinem Stübchen, eine alte Meuble durch eine neue ersetzt und so weiter. Indessen war sie in Gegenwart des Herrn Justitiarius so sehr auf ihrer Hut, daß ich es selbst zu seyn anfing.

Sie hatte von weißen Rosen gesprochen, und wie sehr sie sie liebe. Mein Pensum war nicht sobald vollendet, als ich mich aufmachte, welche zu holen. Ich hatte wohl über eine Stunde hin und her, ich mußte wirklich mit etwas Lebensgefahr am

abschüssigen Ufer des Flusses hinabsteigen, aber ich dachte nur an Sie, pflückte ein ganzes Schnupftuch davon, und band sie in einen zierlichen Strauß.

„Hier meine beste, beste Madam!„ — trat ich mit Lebhaftigkeit in das Zimmer und eilte auf sie zu — Hier bringe ich Ihnen ein Paar Rosen! —

„Ach, Sie geben sich zu viel Mühe, seyn sie herzlich, herzlich bedankt.

Sie thun so viel an mir, alle Tage — sagte ich gerührt, und küßte und drückte ihr die Hand. Sie schloß indeß ihr Nachttischchen auf, und legte die Rosen hinein — Guter Conrad! — sagte sie, zog die Hand sanft zurück, wieß auf das Nachttischchen und auf mich, mit einer unbeschreiblichen Miene, als wenn sie sagen wollte: „das muß unter uns bleiben.„

Ich verstand Sie, Sie verstand mich, wir verstanden uns beide. In diesem Augenblicke waren wir einander näher gekommen, als vielleicht andere in Jahren. Die Scheidewand war gefallen, wir waren eins

geworden, es war ein Geheimniß zwiſchen uns beiden, das ihm verborgen bleiben mußte. Sie hatte mich zuerſt darauf geführt, und ich konnte, wie ich jetzt einſahe, von der Minute an auf meinen Triumph rechnen.

Eilftes Kapitel.

Theorie der Liebe.

Laßt ein Weib einmal lieben, ihr erſter Wunſch iſt immer Verſicherung der Gegenliebe. Um zu der Gewißheit zu kommen, arbeitet ihr eignes Herz für den Liebhaber. Der kleinſte Umſtand, der ihr dieſelbe verſchaffet, wird ihm als eine Wohlthat angerechnet. Glücklich durch das Bewußtſeyn, macht ſie es nun ſelbſt zum Beweggrunde ihrer Leidenſchaft, und liebt von nun an, wie ſie glaubt, aus Pflicht und Dankbarkeit.

Aber von nun an kennet ſie auch keinen Stillſtand als am Ziele. Vielleicht ihr ſelber unbewußt, führt ſie ihr eignes Herz dem

Ruhepunkte immer näher, den die Natur auch dieser Empfindung gesetzt hat, und alle Martern einer langen Entbehrung und die nagenden Qualen des einsamen Schmachtens werden durch einen Augenblick Genusses auf ewig vergessen.

Was auch eine übersinnliche, schwärmerische Moral dagegen einwenden mag, — keine Liebe ohne Genuß. Vorurtheile, Politik und Nothwendigkeit können das verbieten, wo möglich verhindern, aber die Natur behält ihre Rechte.

Um aber wieder auf mich zu kommen, es war klar, sie liebte mich, weil sie sich geliebt glaubte, und ich hatte mich in sie verliebt, weil sie es in mich schien. Psychologen und Moralisten, hier ist ein Text zum Denken.

Zwölftes Kapitel.

Liebster Freund.

So verging ein Tag nach dem andern, und jeder vereinigte uns näher. Ihre Blicke, ihre

ihre Mienen, ihre Bewegungen, ihr ganzes Betragen, tausend kleine Umstände, Zufälle und Veranlassungen, hätten auch dem blödesten Muth einflösen müssen.

Etwa acht Tage nachher, als ich ihr den Rosenstrauß gegeben hatte, war Jahrmarkt im Städtchen. Wir hatten viel Gäste vom Lande, sie schien mich gar nicht zu bemerken, aber ich bekam mehr als einen sanften Druck, wenn ich ihr die Schüsseln hinreichte, und das tröstete mich.

Als ich Abends in mein Stübchen kam, fand ich ein zugesiegeltes Päckchen auf dem Tische. Ich brach es auf — es waren ein Paar seidne Strümpfe, wobei noch ein Papierchen mit zwei Ducaten lag. Indem ich es wegwerfen wollte; fand ich einige Zeilen mit Bleistift. „Nehmen Sie diese Kleinigkeit, mein lieber Freund, als ein Merkmal der Dankbarkeit für den Rosenstrauß an, von Ihrer aufrichtigen und treuen Freundin.„

Liebster Freund! — aufrichtige, treue Freundin! Wohl dem! der solche Namen und solche Unterschriften bekommt! Reden die

die Weiber erst von Freundschaft, dann denken sie längst an die Liebe. In Ihrem Herzen sind das Synonyme — völlig gleichbedeutend.

Dreizehntes Kapitel.

Kein Wort.

Ich war überrascht, gerührt, entzückt. Es war schon eilf Uhr, ich stand auf dem Sprunge schlafen zu gehen, und doch hätte ich ihr noch danken mögen. Ich ging mechanisch die Treppe hinunter. O Freude! sie suchte noch Tischzeug aus dem Schranke, der auf dem Saale stand.

Ich durfte mich nur meinem Herzen selbst überlassen, denn ich empfand wahr und tief. Ich glühte und zitterte, mein ganzes Blut war in Wallung; sie zog gleichsam mein Wesen zu sich hin; aber sie schien mich nicht zu bemerken.

Sie hatte sich über einen der untern Schubkasten gebückt, und das Licht stand neben ihr. Ich flog in Hast auf sie zu, noch

noch ehe ſie ſich aufrichten konnte. Ich ergriff ihren Arm, und meine Hand ſtrich am ſchönſten Buſen vorbei. „O laſſen Sie mich die theure, gütige Hand küſſen!„ — ſagte ich mit Wärme, und zog ſie heftig an meine Lippen — Meine Wohlthäterin, meine Freundin.

„Kein Wort!„ — ſagte ſie leiſe, und legte mir den Finger mit einem ſanften Drucke auf die Lippen. Sie hatte ſich aufgerichtet, ſie ſah mich mit einer unbeſchreiblich gütigen Miene an; ich bedeckte ihre Hand mit brennenden Küſſen, und ſtieß unverſehens mit dem Fuße den Leuchter um, der neben ihr ſtand!

Vierzehntes Kapitel.

Gehen Sie.

Das Licht verloſchte, wir ſtanden ganz im Dunkeln. Es war wirklich nicht mit Fleiß geſchehen, aber ich freuete mich in der Seele darüber. Meine Ideen und Wünſche nahmen

men auf einmal einen kühnern Schwung. — „Ach!„ — sagte ich, und ergriff auch ihre andere Hand — Ach! — sagte sie und drückte mir beide.

„Warten Sie meine beste, beste Madam!„ — Ich werde wieder anzünden — „Aber, wo ist denn das Licht? Wenn wir erst das hätten.„ —

Wir bückten uns beide, um es zu suchen, ich hielt sie immer noch mit einer Hand und suchte mit der linken. Mein Arm drückte sich sanft gegen ihren Busen, und meine Finger fuhren zuweilen leis an ihren Pantoffel hin, der den niedlichen Fuß verwahrte.

Ach, es ist ganz zertreten! — sagte sie endlich leise! — Gehn Sie, 'gehn Sie, mein Bester! — setzte sie noch leiser hinzu, und schob mich sanft von sich weg. Ich küßte ihr noch einmal die Hand, und nun rasch die Treppe hinan. Wohl sechs Minuten nachher hörte ich erst nach Lichte rufen.

Ich warf mich auf mein Bette voll von süssen Bildern und Hoffnungen. Ich hatte

hatte noch die ganze Fülle, die jugendliche Kraft und Stärke, und jene wollüstige, entzückende Reitzbarkeit, die aus den kleinsten Dingen Genuß sauget. Ich fühlte, daß ich erst jetzt in das eigentliche Leben der Liebe eingeweiht werden würde, und mein Schlaf war nichts als eine Reihe schöner Träume.

Funfzehntes Kapitel.

Wissen Sie was neues?

Wir waren in den schönsten Monaten, in jenen glücklichen Tagen, wo die ganze Natur den Menschen zur Heiterkeit und zum Genusse ermuntert. Mein Prinzipal hatte so eben einen schönen Prozeß gewonnen; er machte mir ein Geschenk von zwei Species Thalern, und beschloß seiner Parthei, einem benachbarten Edelmanne, die fröhliche Nachricht selbst zu überbringen. Er dachte wenigstens vier Tage auf dem Lande zuzubringen, und ließ mich unbesorgt zurück, denn er hatte auch nicht den geringsten Verdacht schöpfen können.

Als ich mich nun so allein mit ihr im Hause wußte, ohne Arbeit, ohne Argus — nein, es ist unmöglich, die Menge Empfindungen zu beschreiben. Ich hielt mich endlich für den Herrn vom Hause, für ihren Mann, und ich hatte eine unbestimmte Ahndung, meine Rechte geltend zu machen.

„Aber — sagte sie beim ersten Mittagsessen, wo mein Leibgericht erschien — Werden wir uns denn auch zusammen vertragen? — Wer mit Ihnen nicht leben wollte! — indem ich näher zu ihr rückte, und ihren schönen runden Arm mit beiden Händen drückte und feurig küßte. — Sie that nicht als ob sie es bemerkte, aber sie saß still und lächelnd, und schlug die Augen nieder.

„Wissen Sie was neues?„ — sagte sie endlich. Ich will heute Nachmittag in den Garten gehen, und kommen Sie gegen Abend nach, ich habe da ein kleines Inventarium an — indem sie stockte und hu ete. „Nicht wahr sie sind noch gar nicht einmal da

da geweſen? Nun gegen Abend, vergeſſen Sie nicht!„

Sechszehntes Kapitel.

Abendlandſchaft.

Wohlan! — ſagte ich — Es gilt! Du wirſt glücklich ſeyn, Conrad! Mein ganzes Weſen ſtand in Feuer und Flammen; ich konnte den Abend kaum erwarten; eines ihrer Kleider, das ich im Zimmer fand, mußte mich entſchädigen, ich nahm es in meinen Arm, und bedeckte es mit meinen Küſſen.

Endlich ſchlug es ſieben Uhr, ich mache mich auf, ich gehe nicht, ich fliege. Ich trete in den Garten, ſie iſt nicht zu ſehen, ich ſuche überall, endlich finde ich ſie in einer Geißblattlaube. Sie lag auf der Raſenbank und ſchlief.

Sie hatte den weißen Strohhut verloren, und ihr ſchönes, ſchwarzes Haar war ſanft über die Stirne verſtreut. Ihr Kopf ruhte auf dem linken Arme, ihre rechte Hand glitt leis an dem nur halb verhüllten Buſen

hin, und ihr linker Fuß war vom Sitze herabgesunken, so daß er nur bis an das Knie bedeckt war.

Auf ihrem holden Gesichte spielte die Abendröthe, wie sie oben durch die Aeste herein fiel; einzelne Blätter waren mahlerisch über ihre Haare verstreut; und ihr Mund schien in einem schönen Traume zu lächeln.

Ich stand da mit süssem Beben und Staunen, ungewiß, ob ich vor ihr niederfallen, oder sie wach küssen sollte, als sie einen schwachen Seufzer ausstieß, und die Augen aufschlug.

Siebzehntes Kapitel.

Nachtstück.

„Ach sind Sie da mein Bester!„ — sagte sie sanft und erröthend, richtete sich auf und versuchte ihre Kleider wieder in Ordnung zu bringen. Durch diese Bewegung sprang die einzige Stecknadel los, die ihr Halstuch zusammen gehalten hatte, die Rosen, die da zwischen gesteckt hatten, fielen heraus, und

ich

ich ſah auf einen Augenblick den ſchönſten Buſen, über dem die grünliche Dämmerung der Blätter hinſchwebte. „Waren Sie ſchon lange da, mein Lieber? — ſagte ſie mit der Stecknadel im Munde, indeß ſie ihr Tuch zuſammen ſchlug, und als ich es verneinte:„ „Nun kommen Sie, wir wollen Erdbeeren zur Kaltſchale ſuchen„ — indem ſie ſich an meinen Arm hing.

Wir gingen und ſuchten längſt einem hohen Lindengang mit Grasplätzen zur Seite. Welche Wolluſt, ſich ſo neben ihr nieder zu bücken! jetzt ihren Fuß, ihr Knie, ihren Arm, ihre Hand zu berühren! Wie verſtohlen ich durch den dünnen Flor den reitzenden Contour der ſchönſten Bruſt erblickte! Ihr wieder ſo nahe zu ſeyn wie jenen Abend, und unbelauſcht und voll Hoffnung!

Die Sonne war im Untergehen; in dem Lindengange herrſchte ein ſanftes Halbdunkel, vom erblaſſenden Abendrothe verſchönert. Die Luft ringsumher duftete balſamiſchen Blumenthau, und die Liebesge-

sänge der Vögel verhallten in den stillen Aesten.

Von Liebe und Hoffnung berauscht, schlang ich meinen Arm um sie, und sie sank vollends ins Gras. Ich fühlte noch, daß sie mich an sich drückte, ich fühlte ihre weiche Brust an meinem Herzen, und meine Sinne schwanden. Ich kann mit Rousseau sagen. Dank ihr: ich sterbe nicht, ohne das Vergnügen zu kennen!

Achtzehntes Kapitel.

Unverhoft.

„Mein guter lieber Junge — sagte sie — und ich saß froh und stolz wie ein Gott neben Ihr. Das gegenseitige Zutrauen war gebunden, das ist alles gesagt. Wir waren im Gartenhäuschen, und hatten eben unsere Mahlzeit geendigt. Ich hatte einen Arm um sie geschlungen, und den andern auf ihren Schoß gestützt. Mit einem mahle fliegt die Thüre auf. Ich bekomme einen Stock-

schlag,

ſchlag, und vor uns ſteht der leibhaftige Herr Juſtitiarius.

Es war als wenn der Donner neben mir einſchlüge; aber keiner von uns ſprach ein Wort. Eine ſchreckliche Stille, die zuerſt durch das laute Schluchzen der Dame unterbrochen wurde.

Mein armer Prinzipal hinkte indeſſen in großer Bewegung auf und ab, und warf mörderiſche Blicke auf mich. Ich ſtand da mit hängenden Armen und niedergeſchlagenen Augen, die Situation war mir zu neu. Sie eilte auf ihren Mann zu, und küßte ihm die Hand, er ſtieß ſie unſanft von ſich, knirſchte mit den Zähnen, und hob den Stock auf.

„Soll ich meinen Augen trauen?„ — rief er endlich mit gefaltenen Händen, und trat vor uns — „Aber gut, gut! Wir werden unſere Maaßregeln zu nehmen wiſſen.„

Da ihm niemand zu widerſprechen wagte, perorirte er noch eine Zeitlang fort. Jetzt marſch voran nach Hauſe! — rief er

mir endlich zu. — Morgen wird er sein Urtheil empfangen; Bube er!

Ich wollte ihn beim Kragen nehmen, aber sie warf mir einen bittenden Blick zu. Ich trabte also mit klopfendem Herzen unserer Heimath zu, und sie kamen bald darauf ebenfalls an.

Neunzehntes Kapitel.

Abschiedscomplimente!

Ich war in einer schrecklichen Unruhe, und mein Herz von tausend Empfindungen zerrissen. Ohne den unglücklichen Baron, wäre alles gut gewesen; aber durch Zufall hatte ihn mein Herr nicht getroffen, war also gleich wieder umgekehrt, und geradeswegs in den Garten gefahren. Ich hätte sie beide zerreißen mögen: „Hole der Teufel den Krautjunger und alle übrigen dazu! — war mein ewiger Refrain.

Wie würde das endigen, was konnte er mit mir anfangen? Ich hatte alles zu fürch-

fürchten, ich war ganz in seiner Gewalt, und er ein strenger Rechtsgelehrter; ich mag meinem ärgsten Feinde keine solche Nacht wünschen.

So kam der Morgen heran, als der Knecht in meine Stube trat, und mir einen Brief vom Herrn mit Gelde brachte. „Ein solcher nichtswürdiger Bube — schrieb er — soll nicht wieder vor meine Augen kommen, er ist es nicht werth. Hier ist sein Vierteljahr und noch eines darüber. Binnen zwei Stunden muß er aus meinem Hause seyn! Fahre er nur so fort eheliche Weiber zu verführen, er wird zu Galgen und Rad schon reif werden.„

Ich stampfte, ich fluchte, ich wüthete. Der Knecht erzählte mir, Madam habe sich völlig aus der Schlinge gezogen, und alle Schuld auf mich geschoben. Der Herr sei wieder gegen sie wie vor und nach. — Er rieth mir freundlich, nicht lange zu fackeln, oder ich würde durch den Gerichtsfrohn fortgeführt werden. u. s. w.

Mich aufopfern? — rief ich. — um sich zu retten? Basta! Sie hat mich in Ihrem Leben nicht geliebt. Sie machts wie alle andere: Niemanden als sich selbst! Wohlan! ich gehe, ja, ich gehe, und ohne eine Thräne! — indem ich mit den Zähnen knirschte — Es ist eine schlechte, verächtliche Creatur, die weder an Mann noch Liebling hängt, eine listige, heuchlerische Bübin.

Mit diesem kräftigen Sprüchlein ging ich ans Einpacken; nahm meinen Schnapsack auf den Buckel, und trabte zum Thore hinaus.

Conrad.

Achtes Buch.

Erſtes Kapitel.

Wahrheiten.

„Aber wo nun hin?„ — ſagte ich, als ich die Stadt hinter mir hatte. Ich muß geſtehen, ich war doch nicht ſo gutes Muthes als ich dachte. Ich fühlte jetzt zum erſtenmale, was das heiße, in der Welt herumirren; ich hatte das Angenehme eines ruhigen ſichern Lebens ſchon zu ſehr gekoſtet: ich war im höchſten Grade niedergeſchlagen.

„Aber wo nun hin?„ — ſagte ich, und fing an meine Baarſchaft zu zählen. Ich hatte etwa zwanzig Thaler in Caſſe. — „Du haſt nun ſo viel Verſuche zu deinem Glücke gemacht„ — fuhr ich fort, und ſie ſind alle mislungen — Was nun anfangen?

Ich ſann hin und her; es fiel mir nichts ein. Der natürlichſte Gedanke wäre freilich geweſen, vor allen Dingen noch etwas zu lernen, aber ſo weit war ich noch nicht in meiner Philoſophie.

Un-

Unmuthig, mit mir und der ganzen Welt unzufrieden, ſprang ich endlich auf. Allons! drauf los! — ſagte ich — Wer wird an dem Leben hängen. Es geht wie lange es geht!

Man ſieht, daß meine Narrheit ſchon etwas männlicher geworden war. Denn, daß der Menſch zur Thätigkeit geſchaffen ſei, und daß er ſeine Kräfte nur hübſch brauchen dürfe, um recht gut fortzukommen; daß er ſich aber ein feſtes Ziel, und beſtimmte Zwecke vorſetzen müſſe; daß man in der Welt ſich nach der Decke ſtrecken, und nicht eher fliegen müſſe, als bis einem die Flügel gewachſen ſeyn; auch ſich kein Schlaraffenland und kein Utopien auf unſerer Erde einzubilden, von dieſen und noch einigen andern recht artigen Wahrheiten hatte ich damals noch keine Gedanken.

Zweites Kapitel.

Zu Schiffe! zu Schiffe!

Unter dieſen Betrachtungen war ich in einem Dorfe angekommen. Es war gerade Sonntag, und ich fand an der Schenke einen dichten Kreis von Bauern, denen der Wirth einen Brief verlas. Wegen dem Getümmel indeſſen verſtand ich nichts, als die Worte „Sumatra, Schiffe„ —

Als der Haufe ſich ein wenig zerſtreut hatte, fragte ich den Wirth, was das wäre. Er erzählte mir mit ſichtbarer Freude, es ſei ein Brief von ſeinem Bruder aus Sumatra, der vor ſieben Jahren zu Schiffe gegangen, und jetzt Lieutenant in holländiſchen Dienſten geworden ſei. Er las mir hierauf die Schilderung von dem Klima, und der dortigen Lebensart vor, welche ſein Bruder nicht genug rühmen konnte.

Ha! — dachte ich, und es fuhr wie der Blitz durch meine Seele — Zu Schiffe! zu Schiffe Conrad! Dort iſt dein Ziel!

Ehre,

Ehre, Reichthum, Ansehen, alles erwartet dich dort!

Ohne mir bei dem Wirth etwas merken zu lassen, fragte ich ihn, wo man sich einschiffte; er meynte, das wäre in Hamburg am nächsten. Da ich nun schon auf dem Wege nach Braunschweig war, so sah ich das alles für eine Schickung der Vorsicht an, als ob die meine Einfälle vorher gesehen hätte. Zu meinem Glücke kam überdem noch ein Lüneburger Fuhrmann an, der zurück ging; wir machten uns zusammen auf den Weg, und ich erhielt gegen ein kleines Trinkgeld die Erlaubniß, mich von Zeit zu Zeit auf seinen Karren zu setzen.

Drittes Kapitel.

Hamburg.

Ohne ein besonderes Abentheuer kamen wir also über den Harz glücklich in Braunschweig an, und gingen von da, durch die entsetzliche Haide nach Lüneburg. Ich war wäh-

rend

nd dieſer vierzehntägigen Reiſe der glück-
chſte Menſch von der Welt. Ich ſahe
ich ſchon am Ziele meiner Wünſche, und
nkte dem guten Wirth wohl tauſendmal in
edanken.

Mein guter Kärner hatte mich liebge-
onnen. Da ich wegen meines Fortkom-
ens von Lüneburg über Lübeck nach Ham-
urg etwas beſorgt war, ſo verſchaffte er mir
hon den zweiten Morgen eine Gelegenheit,
nd ſo kam ich voll enthuſiaſtiſcher Hoffnun-
en glücklich und wohlbehalten in Ham-
urg an.

Ich war ſo voll von meinen Ideen und
bſichten, daß ich alle Leute auf der Straße
ach einem Schiffe nach Sumatra hätte fra-
en mögen. Indeſſen verſprach mir die
Wirthin in dem kleinen Gaſthofe, wo mich
ein Fuhrmann abgeſetzt hatte, ſie wolle
nich morgen nach der Börſe führen laſſen;
ort könne ich mich erkundigen.

Ich erſtaunte nicht wenig, als ich in
as große Gebäude trat, und das Getüm-
mel ſah, und das Gemurmel hörte. Ich

blieb

blieb demüthig an der Thüre stehen, und nahm mir vor, den ersten, besten zu fragen, der herauskommen würde, denn ich dachte: Sie müssen es alle wissen.

Viertes Kapitel.

Nein.

Der erste war ein dicker Herr mit einer schwarzen Parücke und einem sehr kupfrichten Gesichte: „Können Sie mir nicht sagen, ob es ein Schiff nach Sumatra giebt? Er sah mich vom Kopf bis auf die Füße an, und ging weiter ohne mir zu antworten.

Ihm folgte ein langer, hagerer Mann in einem Pelzrocke, ob es gleich in den Hundstagen war. Er hatte einen grünen Schifferhut auf, und ein spanisches Rohr mit einem porcellanern Hirschkopfe. — „Vergeben Sie„ — sagte ich mit einer Verbeugung — Giebts hier kein Schiff nach Sumatra? Was geht mich das an? — antwortete er mürrisch und ging seine Straße.

Er

Er ist hypochondrisch! — dachte ich, und redete den dritten an; ein junger Elegant mit einem Pack Briefen und einer Lorgnette in der Hand. „Ich weiß nicht, mein Freund!„ — antwortete er trocken und ohne mich anzusehen.

Ueber die undienstfertigen Menschen — „dachte ich„ — drei gefragt! und weiß so viel als vorher. Indem kam ein Jude heraus. Ich wiederholte meine Frage: Nein! gab er bestimmt zur Antwort, ohne sich weiter einzulassen.

Mein Gott! — sagte ich, was ist das für eine Menschenclasse! Da hilft einem auch kein einziger fort! — Denn ich dachte noch damals, daß die Menschen jedem Fremden zuvorkommen müßten.

Zugleich war durch das „Nein!„ meine Hoffnung so niedergeschlagen worden, daß ich auf einen Augenblick allen Muth verlor. Wir wollen nach Hause gehn„ — sagte ich zu dem kleinen Jungen, der mich geführt hatte.

Fünftes Kapitel.

Das Gott erbarm!

Nun! — fragte die Wirthin, ein gutes, altes Mütterchen, wie ſtehts? Ach! das mag Gott wiſſen! — gab ich zur Antwort — „Einer hat geſagt Nein! Ich ſahe dabei ſo trauxig, und ſo verzweifelnd aus, daß es ihr auffiel.„ — Nun warten Sie nur, jetzt fällt mir was ein — Wenn der Herr Balzer herkömmt, der weiß es gewiß.

Ich wußte nicht, wo der Herr Balzer war, ich fragte auch nicht darnach, aber ich bekam wieder Muth und ließ mir ein gutes Mittagsbrodt geben. Beim Eſſen vergißt man doch allen Kummer, wie Guſtman von Alfarache ſagt.

Ich war noch nicht ganz fertig, als ein kleiner Mann hereintrat, und einen Scheerſack auf den Tiſch legte — „Ach lieber Herr Balzer!„ — rief ihm die Wirthin entgegen, und ich ſah, daß es ein Balbier war — Oben Nummer drei und fünf.

Aber

Aber wiſſen Sie nicht, ob ein Schiff nach Sumatra da iſt?

„Nach Sumatra — rief er verwundert aus! Warum denn das?„ —

— „Je der Herr hier will dahin!„ —

„Das Gott erbarm„ — ſagte er — „Was wollen Sie denn dort machen? In der Hölle?„ —

— „Ich habe einen Vetter dort„ — gab ich kalt zur Antwort, denn es verdroß mich, daß er von meinem künftigen Aufenthalte ſo verächtlich ſprach. — „Sind Sie dort geweſen?„

— „Nein! aber meiner Frauen Stiefbruder iſt gemeiner Soldat dort, und der kann das Elend nicht genug beſchreiben.„

„Gemeiner Soldat„ — dachte ich — „Nein, du wirſt wenigſtens Lieutenant„ —

— „Und dann — fuhr er fort — „Nach Sumatra können ſie ſelten directe gehen; da iſt am beſten nach Amſterdam, mit dem hieſigen Bourtmann.„

Ach, mein beſter Herr Balzer — ſagte ich — Wo finde ich den? wie mache ich das?

„Ja, das weiß ich wirklich nicht„ — da fragen Sie mich zu viel. Das können Sie aber ſchon erfahren, ſie dürfen ſich nur weiter erkundigen. Es iſt freilich eine verfluchte weite Reiſe, ein Paar hundert Thälerchen gehen immer darauf — „Nun ich empfehle mich„

Sechstes Kapitel.

Reue.

Ein Paar hundert Thälerchen! Ich dachte, ich ſollte des Todes ſeyn, ich hatte kaum funfzehn in Caſſa. — „Conrad! Conrad!„ — ſagte ich — „Ei du haſt dich verdammt verrechnet! Was für ein dummer, alberner Streich! Da bin ich nun in der groſſen ungeheuren Stadt, ohne Freunde, Bekannte und Empfehlung. Freilich hab ich wohl Talente, aber ehe das bekannt

wird

wird — O Conrad! Conrad! Was wirſt du anfangen? Wie wirſt du dir heraushelfen.„

In der That, ich wußte meinem Leibe keinen Rath. Das plötzliche Schwinden aller meiner Hoffnungen, die ſchnelle Vernichtung aller meiner Plän:, hatten mich ganz da niedergeſchlagen. Ach! wenn einen das Selbſtgefühl, und das Selbſtvertrauen verläßt, dann kann man immer ſein Haus beſtellen.

Ich ließ mir meine Rechnung geben, ich fand, daß ich in den vier Tagen faſt drei Thaler verzehrt hatte, ich konnte alſo das Ende meiner Baarſchaft leicht abſehen. Ich bereuete zum erſtenmal meine Thorheit, mich auf gerathewohl in die Welt geworfen zu haben. — „Ach! wer noch in B.... wäre!„ — ſeufzte ich, und hätte den Augenblick um anderthalb Jahre jünger ſeyn mögen.

Meine Muthloſigkeit ſchien indeſſen, wie ich jetzt einſehe, mehr vom Körper hergekommen zu ſeyn, denn ich mußte mich

noch denſelben Abend legen, und hatte am andern Morgen ein brennendes Fieber.

Siebentes Kapitel.

Vorſätze.

Vierzehn Tage waren vergangen, meine ehrliche Wirthin hatte wahren mütterlichen Antheil an mir genommen, gleichwohl war meine Börſe völlig erſchöpft, und ich in einem erbarmungswürdigen Zuſtande. Es war mir nicht länger möglich meinen Kummer zu verſchließen, ich mußte mich ihr entdecken.

Eines Nachmittags, als Sie bei mir ſaß, nahm ich mir den Muth und erzählte ihr alles. Sie war gerührt und erſtaunt. Ich habe Sie bis hieher ehrlich bezahlt — fuhr ich fort — aber nunmehro habe ich keinen Schilling mehr. Ich muß auf einen Verdienſt denken, helfen Sie mir dazu!

Sie fing an zu weinen. „Ach, du lieber Gott! — sagte sie — Seyn Sie doch unbesorgt! Er, der die Raben speiset, und die Lilien kleidet, wird auch Sie ernähren. Es muß sich etwas für Sie finden. Ich will mit Herrn Balzer sprechen, der weiß manchmal eine Gelegenheit.„

Gutes, gutes Weib — dachte ich — Es ist doch noch ein Menschenherz, daß sich deiner erbarmt. Du bist freilich ein unkluger, eitler, windbeutlicher Patron gewesen, aber hat dir der Himmel wieder einmal auf einen grünen Zweig geholfen, du willst gewiß alle deine Narrheit ablegen, und ein guter brauchbarer Mensch werden, es sei in welchem Fache es wolle.

Achtes Kapitel.

Admonitionen.

„Ich will nur grade zugehen! rufte eine Stimme, und zugleich trat Herr Balzer herein.„ Nun wie gehts? Hat sie's Fieber

brav durchgeſchüttelt. Na! Na! das kann nicht ſchaden, da kommt man manchmal zur Erkenntniß.

„Ja, hören Sie nur„ — fuhr er fort — indem er ſich ſetzte. — „Die Frau Bandels unten hat mir alles erzählt. Der Teufel noch nein! Sie ſind ein Springinsfeld Herr! Sie ſehen die Welt für ein Kinderſpiel an, das iſts wahrhaftig nicht.„

„Ich, der ich ſo funfzig Jahre hinter mir habe, ich weiß ein Lied davon zu ſingen. Es muß ſich einer die Naſe gar recht wiſchen laſſen, ehe er zu was kommt, und ſie haben gedacht, es ſoll ſie ins Maul fliegen.

„Aber ich habe gleich ſo was gerochen, als ſie mir da von Sumatra redeten. Ich hab's gemerkt, daß es nicht richtig war; aber ich wollte es nicht ſagen, denn was gehen mich fremder Leute Sachen an. Weil ſie aber meiner Frau Gevatterin ſelbſt gebeichtet haben, nun ſo können wir vernünftig über den Caſus ſprechen.„

Sehen Sie nur an, mit dem Herumlaufen und Herumtreiben iſts gar eine ver-

zwei-

zweifelte Sache. Es kömmt nicht ſo viel dabei heraus. Da zieht einer von Städtchen zu Städtchen, von Land zu Land, und kommt meiner Tage zu keinem Sechsling, und wird wohl gar ein Taugenichts dabei. Freilich denkt man als ein junger Gelbſchnabel, es könne einem nicht fehlen, vornehmlich, wenn einer ein bischen Larve hat, aber der Geyer noch nein, es fehlt immer doch, und dann kannſt du Zeitlebens am Hungertuche nagen.

Es giebt Ausnahmen, aber was denn für welche? Wenn ein geſchickter, verſtändiger Mann, der ſchon Erfahrung und Verſtand, und Kunſt und Wiſſenſchaft, und Notabene immer einen Nothpfennig hat, eine ſolche Reiſeluſt bekommt, da mags hingehen, der mag mir zu Gefallen von Nova Zembla nach Sumatra reiſen, er wird überall fortkommen, und es wird ihm wenigſtens nicht ganz fehlen.„

„Wenn aber ein junger, kaum halbreifer Burſche — ja, ich rede nun einmal deutſch — ohne Verſtand — ohne Geſchicklich-

keit und gründliche Kenntniß, und überdem ohne einen Sechsling feſter Einnahme; ſich in die Welt wirft; was wird daraus? Ein Bettler oder ein Galgenſtrick! Unter zehntauſenden ſterben gewiß neun tauſend neunhundert und neun und neunzig im Hoſpital, oder auf dem Rade.“

Neuntes Kapitel.

Na! Na!

Das war eine derbe lection. Jedes Wort griff mir durch die Seele, ſo entſetzlich arbeitete er mich durch. Dennoch fühlte ich, daß er nur zu recht habe, und nahm alles geduldig hin, ohne ein Wort zu erwiedern. Er ſchien endlich der Vorwürfe ſelbſt überdrüſſig zu ſeyn.

„Na! Was werdens nun anfangen, — fuhr er etwas ſanfter fort — Wiſſen Sie was, ich habe da einen und den andern Herrn zu bedienen, ich will anklopfen und horchen. Wenns was iſt, ſo wollen wir ſehen.

ſehen. Aber ein ordentlicher, fleißiger Kerl müſſen Sie werden, oder es iſt nur eine Galgenfriſt.„ —

„lieber Herr Balzer!„ — ſagte ich gerührt —

„Na! Na!„ — erwiederte er merklich freundlicher — „Ich will ſehen, was ich finde. Halten ſie ſich nur ruhig, und gute Nacht!„ —

„O Conrad! Conrad!„ — dachte ich — Ohne deine alberne, lächerliche Eitelkeit hätteſt du das alles nicht nöthig. Du biſt doch ein unglücklicher, geſchlagener Menſch — Indem kam Herr Balzer wieder zurück.

„Aber der Henker nochmal, was können Sie denn?

Ich ſchreibe und ſpreche franzöſiſch, und bin ſonſt mit der Feder fertig, kann auch rechnen. —

„Na! Na! ich denke, es ſoll gehen. Gute Nacht!„ —

Vielleicht bist du doch noch zu etwas gut! — sagte ich etwas munterer, und schlief ruhiger ein.

Zehntes Kapitel.

Irrein.

Drei Tage vergingen, es ließ sich kein Balzer sehen, ich wurde wieder traurig, meine Wirthin indessen tröstete mich. „Er sucht gewiß — sagte sie — und will nicht eher kommen, bis ers hat. Es ist gar ein christlicher, braver Mensch!„

Und wirklich, sie hatte Recht gehabt, denn am vierten Tage trat er rasch in mein Stübchen, warf den Scheersack auf den Tisch und rief — „Na! ich habe was! Können Sie ausgehn! — O ho! — sagte er — indem er nach meinem Pulse fühlte.„ Da hats keine Noth! Allons! rasch angezogen, ich will Sie zu jemanden führen. Vielleicht gehts. —

Wer war neugieriger als ich? Aber vergebens; er sagte nichts. „Sie werdens

sehen

ſchon ſehen„ gab er immer zur Antwort, und betrieb nur immer mein Anziehen, endlich gingen wir fort.

„Nun gute Verrichtung! rief mir die Wirthin lächelnd aus der Unterſtube entgegen. „Da! trinken Sie noch etwas zur Stärkung„ — indem ſie mir ein Gläschen Kräuterwein reichte. — Wir eilten darauf ſo ſchnell als ich konnte nach dem Baumhauſe. — „Nur immer mir nach„ — ſagte mein Führer, jetzt waren wir in den erſten Stock hinaufgeſtiegen, und er klopfte an ein Zimmer.

„Errein!„ — rief eine Stimme; wir öfneten die Thüre, und vor uns ſtand in einem weißcattunenen Schlafrocke ein kleiner, hagerer Mann, der einen Haufen Goldſtücken muſterte.

Eilftes Kapitel.

Er das iſt.

„Er das iſt, der junge Mens„ — ſagte er zu Herr. Balzer, der es bejahte. „Man ſprach

ſprach franzöſiſch?„ — Ich antwortete ihm in dieſer Sprache, und fand bald, daß ich beſſer ſprach — „Hören Sie„ — ſagte er — der Herr hier hat mir ſie empfohlen. Ich bin ein Kaufmann aus Bilbao. Können Sie gut mit der Feder umgehen? Ich meyne für deutſche und franzöſiſche Briefe? Wenn das iſt, ſo will ich Sie miſt nehmen.

Ich ſagte ihm, ich wolle mich jeder beliebigen Probe unterwerfen; er möchte es denn jemanden zeigen, der darüber urtheilen könnte —

„Gut!„ antwortete er! Ja das thun Sie. Ich will es den Mittag einen meiner Freunde leſen laſſen; Kommen Sie um vier Uhr wieder. Und jetzt ſchreiben Sie.

Ich hatte meine Handelsgeſchäfte nicht ganz vergeſſen; ich ſchrieb ein Paar Briefe, die wirklich gut waren. Er nahm es und lobte meine Hand. „Nun um vier Uhr! — wollen wir vollends ſprechen.

„Sehen Sie!„ — ſagte Herr Balzer — Wenn Sie nun Ihrer Sachen ge-

wiß ſind, ſo können Sie darauf rechnen! „Ich hoffe„ — erwiederte ich, und ich will Sie nicht vergeſſen!

Zwölftes Kapitel.

Du mußt wohl.

Er war noch nicht da, als ich um vier Uhr wieder hinkam; mir wurde faſt bange, aber endlich erſchien er doch. „Nun das iſt brav!„ — rief er mir von der Treppe entgegen. Ja! ihre Arbeit iſt gut! ich will ſie mitnehmen. Indeſſen kann ich Ihnen jetzt nichts verſprechen, als Tiſch und Wohnung; und was Sie hier ſchuldig ſind, will ich bezahlen. Sind wir denn länger beiſammen, nun ſo werde ich ſehen. —— „Wollen Sie das, und gehen Sie das ein? ——

„Du mußt wohl!„ — dachte ich —— Er handelt freilich, wie einer, der deine Lage kennt! „Ja„ — gab ich zur Antwort —

„ich

„ich gehe alles ein; nur bitte ich Sie um drei Ducaten, um„ —

„Hier„ — sagte er — sind vier! bringen Sie alles in Ordnung und kommen Sie noch den Abend wieder: Ich denke, der Wind soll günstig werden, und mein Schiff morgen in See seyn. Also unser Handel ist geschlossen!

Er ist freilich ein ganzer Kaufmann — sagte ich — aber es scheint doch ein ehrlicher Mann zu seyn: Wohlan, Conrad! vielleicht wird noch alles gut.

Dreizehntes Kapitel.

Güte.

Als ich nach Hause kam, fand ich Herrn Balzer, der meiner guten Wirthin schon alles erzählt hatte, und auf mich wartete. Sie hatten beide eine herzliche Freude, daß es so gut gegangen war. „Nun! — sagte der brave Mann, und nahm mich bei der Hand — Jetzt sind Sie auf dem Wege! Wenn Sie darauf bleiben, sie können wahr und wahrhaftig noch zu etwas bringen. Es ist noch nichts verloren. Nur recht anhaltend fleißig. Man kann es in einem Jahre gar weit bringen!„

Ich bot ihm einen Ducaten an, aber ich hätte ihn beinahe böse gemacht, „Er habe in seiner Jugend auch Freunde gefunden — und man müsse das Gute nicht aus Eigennutz thun. Eben so wollte auch die Wirthin schlechterdings nur die Hälfte von meiner Zeche annehmen, ich mochte sagen, was ich wollte.

So verließ ich denn also mit gerührtem Herzen die zwei guten Menschen, denen ich so viel schuldig war; nahm mein Päckchen unter den Arm, und ging in den Gasthof zurück, wo Herr Dengarte — Namen meines Prinzipals — schon ein Stübchen für mich bestellt hatte. Man trug mir auf, und er ließ mir sagen, ich sollte mich morgen um vier Uhr fertig halten.

Vierzehntes Kapitel.

Lebensweißheit.

Als ich mich nun so allein, und so ruhig, und so glücklich fühlte — nein! es ist mir unmöglich zu sagen, wie wohl mir war!

Ich ging in der Erinnerung mein ganzes bisheriges Leben durch, von meinem Einsteigen in den Berliner Postwagen, bis zu meinem Abschied aus dem Hause des Justitiarius. Ich wurde beschämt und wehmüthig;

müthig; aber ich dankte dem Himmel, daß er mich noch gerettet hatte.

Ich habe seitdem sehr oft über den moralischen Nutzen der Krankheiten nachgedacht. Diese heilsame Revolutionen des Körpers sind es fast immer auch für die Seele. Denn lernt man erst den Werth der Dinge recht prüfen und schätzen, da wird man sanfter, bescheidener, besser, da lernt man über sich selbst nachdenken, und die lächerlichen Ansprüche der Eitelkeit als Kinderspiele verachten.

Von nun an beschloß ich fest, mich eifrig meinem Fache zu widmen. Ohne ängstlich für die Zukunft zu sorgen, sah ich doch die Nothwendigkeit ein, auf sie zu denken. Meine Erfahrungen hatten mich gelehrt, daß der Mensch auf nichts bauen müsse, daß er nur immer mit Wahrscheinlichkeiten rechnet.

Ich hatte das Glück gehabt, eine mitleidige Wirthin und einen Mann wie Balzer zu finden, aber das war ein günstiger Zufall. Ich hätte eben so gut verhungern, oder doch wenigstens in eine sehr traurige Lage kommen können. Ich sah jetzt treflich ein, daß der Mensch sich nie dem Ungefähr überlassen, daß er auf keine Menschengunst, auf keine Unterstützung bauen müsse. „Ich selbst, und nur ich allein, ich bin mein einziger, mein treuster und zuverlässigster Freund!„

Funfzehntes Kapitel.

Abreise.

Unter diesen Betrachtungen schlief ich ein, bis mich der Hausknecht um drei Uhr weckte. In einer halben Stunde war ich schon bei meinem Herrn, und da der Wind vortreflich war, in weniger als zwei Stunden auf dem Strome; und in kurzem in See.

Wir

Wir hatten das ſchönſte Wetter von der Welt, der Himmel war rein und heiter, die Ausſicht auf die beiden Ufer, der Strom voll Schiffe, Boote und Kähne ein groſſer, lebendiger Anblick!

Und als wir jetzt nun an das Seegalt kamen, und die Rhede mit ihrem Maſtenwalde und die ungeheure Meeresfläche da hinter, alles in Glanz und Schimmer vor uns lag, da war es, als ob alle die elenden Poſſen meines vorigen Lebens aus meinem Gedächtniſſe ſchwänden, und ich dachte nichts: als Arbeit, Thätigkeit und Brauchbarkeit!

Unſer Schiff flog leicht und herrlich dahin. Wir lieſſen die Flagge wehen, und ſchwenkten noch alle unſere Hüte und Schnupftücher gegen alle unſere Landesleute, die vor Anker lagen. So lieſſen wir ein Schiff nach dem andern zurück, bis ſie endlich immer kleiner und kleiner wurden, und die ungeheuren Maſten nur noch wie kleine Thurmſpitzen am Horizonte erſchienen.

Herr Dengarte führte mich in die Cajüte, wieß mir meine Coje oder Schlafstelle an der Wand an, und ließ mich einige Gläser Bischoff trinken. „Nun!„ — sagte er — hübsch auf dem Deck geblieben, und sie kommen vielleicht ohne Seekrankheit davon!

Conrad.

Neuntes Buch.

Erſtes Kapitel.

Meine Schiffahrt.

Wir hatten den herrlichſten Wind. Kaum waren die Küſten noch wie ein dunkler Nebelſaum ſichtbar, jetzt verſchwanden ſie ganz, und wir ſahen nichts als Himmel und Waſſer um uns.

Es iſt ein einziger unbeſchreiblicher Anblick, das Blau des Himmels wird in den Fluthen zum ſchönſten Grün, und der Schatten des Schiffes ſchwebt an der Seite. Es iſt ein Bild des Unermeßlichen, das Grauſen erwecken würde, wenn der Phantaſie nicht der Schatten des zu erreichenden Hafens vorſchwebte, und hinter dieſen Wolken, und einmal am Ende dieſer Fläche, doch ein Bilbao oder Marſeille erſcheinen müßte!

Herr Dengartes Rath zu folge hielt ich mich alſo immer auf dem Verdecke in der friſchen Luft auf, und ſpatzierte fleißig mit

gebognen Knien und gespreißten Beinen umher, wie es bei der Bewegung des Schiffes am bequemsten ist. Dieses, der häufige Gebrauch des überzogenen Anises, des Bischoffes u. s. w., so wie meine Mäßigkeit im Genuß der Fleischspeisen, mag am meisten zu meinem Wohlbefinden beigetragen haben. Ich weiß bis diese Stunde noch nicht, wie einem Seekranken zu Muthe ist.

Im Gegentheil wuchs meine Heiterkeit so wie wir immer weiter in See kamen. Ich fühlte den wohlthätigen Einfluß der Seeluft auf meinen ganzen Körper, und die Neuheit der Gegenstände so wie der Lebensart gab mir gnug Beschäftigung.

Zweites Kapitel.

Morgen.

Es war gemeinlich erst drei Uhr, wenn ich erwachte. Da ich im großen Boote auf dem Verdecke schlief, das bei gutem Wetter unbedeckt blieb, so hatte ich den Himmel über

über mir. Die Sterne verſchwanden einer nach dem andern; die Spitzen der Maſten wurden allmählig wieder ſichtbar; die grauen Wolkenſtreifen bekamen eine weißliche Farbe, die Spannen der Wänte, *) die vorher als eine Maſſe ausgeſehen hatten, erſchienen jetzt wieder wie abgeſchnitten, und der Nebel auf dem Waſſer wurde dünner.

Indeſſen war noch alles auf dem Schiffe ſtill und ruhig. Der Matroſe beim Steuerruder, und der andere wachthabende auf dem Verdecke wechſelten blos einzelne Worte, und auch der Hahn, den wir bei der Pumpe in einem Kaſten hatten, krähte nur einigemal, weil ihm keiner antwortete.

Ich hatte indeſſen mein Boot verlaſſen, und war auf das Verdeck gekommen. Ich ſetzte mich bei das Steuerruder, und erwartete nun den Aufgang der Sonne. Schon hatte ſich der blaue Nebel in Oſten röther gefärbt, und ſchien immer mehr zu erglühen; auf der Oberfläche des Waſſers zitterte ſchon ein

*) Das Tauſyſten, welches die Maſten hält.

ein blaſſer Schimmer, und der Himmel war über dem Schiffe nun völlig rein und glänzend. Endlich ſtieg die Sonne, eine purpurne Feuerkugel, blitzſchnell über die Nebelwand und im Nu ſtanden die Wolken um ſie herum, in purpurnen Flammen.

Jetzt ergoß ſich die Morgenröthe über Himmel und See, und beglänzte die Maſten und die Segel. Am Ende des Horizontes wurden die Spitzen eines andern Schiffs ſichtbar, jetzt ſtieg die Sonne im goldnen Schimmer, und bald beleuchteten ihre Strahlen die ganze öſtliche Seite des Schiffes.

Allmählig erwachte nun auch Dengarte und die Mannſchaft wurde abgelöſt. Der Schiffer, der bisher geſchlafen hatte, überließ dem Steuermann ſein Bette, unterſuchte ſein Schiff, und beobachtete den Wind, der jetzt ſanfter war. Der Koch machte Anſtalt zum Frühſtück für uns und die Matroſen, man wuſch, kämmte, balbirte ſich, und wechſelte Kleider und Wäſche; endlich wurde zum Eſſen geläutet. Da die Sonne

ſchon

ſchon höher ſtand, ſo ſetzten wir uns unter das große Segel in erquickenden Schatten.

Drittes Kapitel.

Mittag.

Der Schiffsjunge reiniget die gebrauchten Gefäße, kehret das Verdeck, und bewäſſert es. Der Koch ſchneidet Fleiſch und trocknes Gemüſe zum Mittagseſſen; indeſſen der Zimmermann an einigen Planken arbeitet, wenn ſich etwa ein Leck finden ſollte. Das ganze Meer, ſo weit das Auge reichet, glänzt und ſchimmert, der ſanfte Wind kräuſelt die Wellen auf einander, aber unſere Segel ſchlagen ſchlaff zuſammen, doch verſpricht der Schiffer bald einen ſteifen Wind.

Wir haben uns indeſſen nach Zeitvertreibe umgeſehen. Herr Dengarte lieſt in einem geiſtlichen Buche, oder in ſeinem Memoire; ich durchblättere eine ſpaniſch-franzöſiſche Gramatick, oder leſe in Robinſon, den ein anderer Paſſagier vor langer Zeit zurückge-

gelaſſen hatte, und der nun zum Inventarium gekommen iſt. Wir trinken gegen Mittag einige Gläſer Wein zuſammen, endlich befiehlt der Koch dem Jungen, den Tiſch zu decken, die Matroſen ſetzen ſich ſchon um ihren Keſſel bei dem großen Maſt, endlich iſt auch unſer Eſſen fertig, aber ich nahm meine Portion beim Steuerruder ein.

Die Sonne ſteht jetzt faſt ſenkrecht über uns; wir ſehen in der Ferne die engliſchen und franzöſiſchen Küſten wie einen ſchwarzblauen, ſchimmernden Nebel; der Schatten iſt jetzt auf der andern Seite des Schiffes, die Spannen der Wänte ſcheinen von Theer zu triefen, und der Steuermann iſt auf den Korb geſtiegen.

Viertes Kapitel.

Abend.

Der Nachmittag iſt mit Leſen, Geſprächen, Caffeetrinken, Spatzieren u. ſ. w. vergangen, der Schiffer hat den Raum unterſucht, und

und die Pumpen arbeiten lassen, die Matrosen haben zum Theil ihre Wäsche gewaschen. Die Hitze hat abgenommen, und auf dem Schiffe ist es schattiger geworden. Der Koch ist mit dem Abendessen beschäftigt, und einige Matrosen spielen mit Würfeln oder Karten.

Die Farben des Himmels werden sanfter, der Glanz der Sonnenstrahlen auf dem Wasser erblaßt, die Nähte der Segel, die bisher ganz sichtbar waren, verschwinden, und die Wimpel am Maste schimmern nicht mehr. Die Sonne ist im Sinken; die Scheibe wird immer größer und größer; aber die Wolken, die sie umschweben, sind noch alle vergoldet.

Jetzt nähert sie sich den Fluthen, über denen sie bisher noch leuchtend geschwebt hatte; und der goldene Schimmer fließt im Nu in Purpur über. Tausend Strahlen schießen nun in unzähligen Farbenbrechungen auf allen Seiten von ihr aus. Aber sehet! sie sinkt immer tiefer und tiefer in den Schooß des Meeres hinab, die Fluthen schei-

ſcheinen ihre Scheibe allmählig zu verlöſchen; ein Punkt verſchwindet nach dem andern; endlich verſchließen ſich die Wolken in eine purpurne glühende Wand, mit goldnen, grünlichen Streifen durchwebt.

Allmählig erblaſſen auch dieſe Farben, der Purpur fließt durch ſanftblaue Tinten in grüne Dämmerung hinüber, ſo wie die Farbe des Waſſers, das durch alle Nuancen geſpielt hatte, jetzt in düſteres Schwarz erſtirbt.

Der Tag iſt vollbracht; der Wind wird friſcher und die Segel ſchwellen. Die Matroſen ſingen zu der Gintarre des Steuermanns, und wir machen Chorus mit ihnen.

Fünftes Kapitel.

Nacht.

Die Spitzen der Maſten ſind kaum zu erkennen, und die Wimpel ſcheinen zwiſchen den Sternen zu wehen. Das Steuerruder iſt kaum an die Hälfte ſichtbar, und das

Bogsſpriet ſcheint weit kürzer. Die eine Hälfte der Matroſen iſt zu Bette gegangen, die Lichter beym Compaſſe im Nachthauſe ſind angezündet, der Schiffer, der jetzt die Wache hat, raucht ſeine Pfeife über Bord, die andern zwei Matroſen ſind jeder auf ihren Plätzen, und verzehren die Ueberbleibſel ihres Abendbrodtes; auf dem Waſſer ſpringen hie und da Fiſche in die Höhe, und neben dem Schiffe ſchimmert die glänzende Furche, die es in die Fluth ſchneidet.

Alles um uns her iſt öde und ſtille, wir ſind allein auf dem großen Oceane. Herr Denzarte geht zu Bette und betet. Ruhig gleiten die Sterne über unſern Segeln dahin, und der Schiffer verſpricht gutes Wetter. Dann erzählt er von Stürmen, die er einmal glücklich überſtanden, die Matroſen hocken ſich auf, und jeder erzählt, was er erfahren hat. Endlich kommt die Mitternacht heran, die erſte Wache wird abgelöſet, es wird auf einige Minuten unruhig, aber bald herrſcht wieder die vorige Stille, ich ſuche mein Plätzchen und den

Schlaf, um morgen denselben Tag von vorne anzufangen.

Sechstes Kapitel.

Ankunft.

Das ist mit wenigen Abwechselungen das Tagebuch unserer Reise, die übrigens, einige Regentage ausgenommen, durch das beste Wetter begünstigt wurde.

Herr Deugarte gefiehl mir immer mehr und mehr, und auch ich schien ein wenig bei ihm zu gewinnen. Auf dem Schiffe macht man immer leichter Bekanntschaft, und schließt sich eher an einander an, denn man ist sich ja so nahe, und kann sich nicht entgehen. Es herrscht in der ganzen Lebensweise, in den Beschäftigungen, Ideen und Zwecken schon an sich Uebereinstimmung, die den Weg zu der Vertraulichkeit von selbst bahnet.

So verginen uns Tage und Wochen, ich studirte meine Gramatik immer eifriger, meine Vorsätze wurden immer lebendiger.

„Ich

„Ich bin noch gar nichts!„ — dachte ich — ich will erſt ſuchen ein brauchbarer Menſch zu werden! —

Am drei und funfzigſten Tage unſerer Reiſe endlich entdeckten wir mit Sonnenaufgang die Küſte von Biſcaya, und ob uns gleich eine Windſtille mehrere Stunden aufhielt, ſo kamen wir doch den Nachmittag in den Hafen, und warfen glücklich am „Quai„ die Anker.

Wohin ich blickte, überall ſah ich nichts als neue Gegenſtände. Die Alleen längſt dem Quai; der Meſtenwald der Schiffe, die den Hafen füllten; die ſonderbare Bauart der Häuſer, platte Dächer mit Lauben verſehen, und von fern die blauen Gebürge, auf denen die Sonne ruhte — alles entzückte mich, alles ſtimmte mein Herz ſchon im Voraus für meinen künftigen Aufenthalt.

Siebentes Kapitel.

Günſtige Perſpective!

Und in der That, ich hatte mich nicht getäuſcht. So wie ich in das Haus meines

Herrn trat, fand ich meine Erwartung bestätiget. Alles war nett, und prächtig sogar; ein großes, helles Comtoir; getäfelte Zimmer u. s. w. „Es wird alles gut gehen! — dachte ich.

Man muß das erfahren haben, um zu begreifen, wie viel auf einen solchen Eindruck ankömmt. Thut man den ersten Schritt mit Muth und Freude, so findet sich das übrige von selbst. Das war völlig mein Fall.

Herr Dengarte gab Befehl, mir ein kleines Stübchen neben seinem Buchhalter einzuräumen; ich fand zu meinem großen Vergnügen, daß der Bediente, der mich hinaufführte, französisch sprach. Ich kleidete mich um, und ging dann froh in das Comtoir herunter.

Herr Dengarte schien über meine Emsigkeit erfreut zu seyn. Er stellte mich seinen beiden übrigen Gehülfen, als ein brauchbares Subject in meinem Fache vor, empfahl uns gute Freundschaft, und verließ uns.

Antonio! Antonio! — rief der Buchhalter, ein dicker, unterſetziger Mann mit einem großen Strohhute auf dem Kopfe: „Antonio.„ Eine Bouteille! Eine Bouteille — darauf machte er ſein Buch zu, und holte ſeine Pfeife hervor.

Achtes Kapitel.

Wohlan!

Der Wein wurde gebracht, er präſentirte mir ein Glas „Zur glücklichen Ankunft!„ — ſagte er — „Und Ihre Freundſchaft„ — ſetzte ich hinzu, wenn ich ſie verdiene. Ich hörte jetzt, daß er ein Holländer war, anfangs hatte ichgeglaubt, erſpräche Plattdeutſch.

Der andere Commis kam jetzt auch dazu, es ſchien ein guter, aber etwas blöder Menſch zu ſeyn, ein gebohrner Spanier, der weiter keine Sprache verſtand. Mein ehrlicher Holländer fragte mich nach meiner Geſchichte; ich erzählte ihm ſo viel als ſich ohne meinen Schaden ſagen ließ, und er

versicherte mich, Herr Dengarte wäre ein guter Mann.

Wir speiseten alle drei in einem besondern Zimmer, wo aber weder Herr Dengarte, und wie man denken kann, noch weniger seine Gemahlin erschien; ich war vollkommen mit meinem ersten Abend zufrieden. Ein wenig zuviel Hitze, das war alles, worüber ich zu klagen hatte.

Wohlan Conrad! — sagte ich Abends beim Schlafengehen zu mir — Jetzt Muth und Kraft! Arbeit und Thätigkeit, und Alles wird noch gut gehen.

Neuntes Kapitel.

Avec ça.

Den andern Morgen ging es also mit Ernst an meine Geschäfte, das heißt, an die Vorbereitung dazu. Der brave Holländer, der in diesem heißen Clima sein Flegma ziemlich verlohren zu haben schien, that mir treffliche Dienste dabei. Er zeigte mir ein Paar Stunden die gewöhnlichen Manipulationen

tionen, und gab mir Copierbücher in beiden Sprachen. Ich fing an zu lesen, und die kaufmännischen Kunstausdrücke waren in wenigen Wochen gelernt; ich konnte schreiben! doch kam die eigentliche Fertigkeit erst lange nachher.

Man mag sagen, was man will, ein Kaufmannsbrief, wenn er gut sein soll, ist keine Kleinigkeit. Er verlangt eine Deutlichkeit, eine Bündigkeit, eine Simplicität, Ordnung und Kürze, die sich nicht leicht erwarten läßt. Ein Paar Zeilen entscheiden manchmal über den Gewinn oder Verlust von mehrern Tausenden; ein kleiner Umstand, verkürzt, vergessen, hinzugesetzt z. E. bei Commissionen, bei Wechseln u. s. w. macht lauter baare Unterschiede.

Wenn jemand die Kunst des Styles braucht, so ist es der Kaufmann. Er muß in seiner Art gut und schnell zugleich schreiben können; es giebt ein Avec ça — pflegte Herr Dengarte zu sagen, der übrigens besser spanisch als französisch sprach — Ein Avec ça — das nicht gleich kömmt.

Aber er hatte dieſes Avec ça vollkommen inne, und ich lernte ſehr viel von ihm.

Zehntes Kapitel.

Salto mortale.

Wenn man Geſchäfte hat, die man mit Luſt und Liebe treibt, ſo zählt man die Tage ſelten aus Langeweile. Das war mit mir der Fall. Meine Lage wurde mir immer angenehmer. Herr Dengarte ſetzte mir nach den erſten drei Monaten einen kleinen Gehalt mit zugeſi[redacted] Erhöhung aus, und mein alter Buchh[redacted]ann mich immer lieber.

So verging ein Jahr, und um meinen Leſen die Langeweile der fünf andern zu erſparen, ſo waren ſechs vergangen, freilich ein wenig langſamer, als ſich das ſagen oder ſchreiben läßt; indeſſen Sie waren vergangen. Ich war jetzt fünf und zwanzig Jahr alt, ich hatte eine artige kleine Summa erſpart, ich war noch reicher an Erfahrung und Bedachtſamkeit geworden; ich hatte

mir

nir — einige Tändeleien mit einer Maja
usgenommen — keine alberne Geſchichte
orzuwerfen, denn zum guten Glücke fehlte
s mir an Gelegenheit, — auf einmal bekom
h das Heimweh! und zwar durch einen
Traum.

Hannchen, an die ich ſeit dem unglück-
chen Sonntage in B.... faſt nie wieder
edacht hatte, Hannchen, deren Bild ganz
meinem Herzen erloſchen zu ſeyn ſchien,
annchen ſtand auf einmal wieder vor mei-
r Seele, ſo ſchön, ſo gut, ſo ſanft,
treu — ich kann mir dieſes Phänomen
ch heute nicht erklären.

Eilftes Kapitel.

Traum.

ch ſah Sie vor meinem Bilde ſitzen, es
r daſſelbe, das meine Mutter kurz vor
iner Abreiſe hatte mahlen laſſen. Sie
ien damit zu ſprechen, und ihre Thränen
ſſen. Es war darauf, als wenn Sie ab-
rufen wurde, und ich erwachte.

Als ich zum zweitenmale eingeschlafen war, sah ich sie wieder, aber in einem elenden kleinen Stübchen, und in abgerissenen Kleidern. Sie saß bei einem Lämpchen und spann. Neben ihr lag ein Kranz von Feldblumen, den ich ihr einmal gegeben hatte, wie ich mich wohl erinnerte; sie sang ein bekanntes, trauriges Liedchen, das mir aber nicht mehr einfällt.

Ich erwachte in der wehmüthigsten Stimmung. Alle Erinnerungen aus jenen zwei ersten Tagen unserer Bekanntschaft; ihre Innigkeit, ihre Naivetät, ihre ganze zärtliche Liebe, sprachen auf einmal in meinem Herzen an. Es war, als ob mir eine Stimme von dort her zuriefe. • Sie ist dir nie untreu geworden! Sie liebt dich immer noch als ihren ersten Liebling. Ich schien auf einmal in ihre Nähe versetzt, durch irgend eine geheime Sympathie ein anderer Mensch geworden zu seyn.

Zwölftes Kapitel.

Auflegung.

Von nun an beſchäftigte mich nur ein Gedanke. Hannchen und mein Vaterland! Seit acht Jahren hatten nun meine Eltern kein Wort von mir gehört, ſie waren nicht vergeſſen, aber ich hatte mich bisher geſchämt an Sie zu ſchreiben. Jetzt war mein Entſchluß gefaßt. Ich wollte Ihnen meine ganze Geſchichte erzählen, meinen jetzigen Aufenthalt melden; mich nach Hannchen erkundigen, und wenn ſich alles fügte, in meine Heimath zurückkehren, und ſie heirathen.

Ich konnte mich nicht enthalten mit meinem wackern Holländer davon zu reden. Es war ein ſchöner Abend im Spätjahr, und wir waren auf ein kleines Landgut gegangen, das Herr Dengarte in der Nähe beſaß. Mein Freund hatte mir ſo viele Beweiſe von ſeinem Zutrauen gegeben, daß ich kein Geheimniß für ihn haben konnte. Es war mir ſo ſüß mit ihm davon zu ſprechen, und ich erzählte ihm alles.

Ach,

Ach, was war ich doch jetzt für ein anderer Mensch! Meine Lebhaftigkeit war nicht verschwunden, aber mein Aeußeres und mein Inneres war solider geworden. Der Mensch muß durch Erfahrungen geläutert werden. Schicksale und Begebenheiten müssen auf ihn hinein drängen, wenn er zu einer wahren moralischen Reife kommen soll.

Dreizehntes Kapitel.

Für Hagestolze.

Braver, lieber Junge! — sagte er, als ich fertig war — das ist recht! werde kein Hagestolz! Es ist ein elendes, freudenloses Leben! Man hängt an nichts und niemand hängt an einem. Man ist allein und verlassen in der Welt, ein unnützes Glied, eine taube Blüte.

So lange man jung ist, gut da gehet es an. Man hat Zerstreuung, Gesellschaft, viele Mädchen und Weiber. Man lebt nur für die Sinnlichkeit, und ist sich selbst gnug.

Aber

Aber wenn das Alter heranschleicht, wenn unsere Freunde einer nach dem andern davon gehen, wir einem Vergnügen nach dem andern absterben, eine Freude nach der andern für uns verschwindet — guter Gott! was für ein Henkerleben, sich bei Gram und Kränklichkeit in der trostlosen Einsamkeit allein überlassen zu seyn!

Ich habe mein Leben verfehlet, nimm du an mir ein Beispiel, ob ich gleich noch nicht der unglücklichste bin. Aber ich habe meines gleichen gesehen, die bei jahrelanger Siechheit allein und verlassen litten; von niemand umgeben, als von fremden Seelen, die sie für schweres Geld nur schlecht bedienten.

Has einer Anverwandte, deste schlimmer. Glaubst du, daß sie ihn lieben? Nimmermehr. Je reicher er ist, destomehr hassen sie ihn. Sie betrachten ihn als ein unnützes Glied ihrer Familie; sein Leben hindert sie am Genusse seines Vermögens, sie beten um seinen Tod als eine Wohlthat, und betrachten ihn als einen Glücksfall.

Was

Was für ein [illegible] Bewußtseyn für einen Mann von Herzen und Gefühl, auch nicht ein Wesen zu haben, das mehr und mehr gewissermaßen an ihm hange; kein hold es Weib, die seiner pflege, der sein Leben theurer als ihr eigenes ist, die wenigstens seinen Tod beweine! Kein Geschöpf, das durch ihn und seine Kraft hervorgegangen, gleichsam ein Theil seines Wesens ist, das seinen Namen fortpflanze, und im Besitz seines Vermögens seine Stelle vertrete; mit einem Worte, einen Sohn, oder eine Tochter, in denen er gleichsam physisch und moralisch fortlebe!

O glaub' es, mein lieber Sohn; dieses Alleinstehen, das macht eben so unglücklich. Da hat man gar nichts mehr, wofür man leben und hoffen kann; keine Erquickung bei den Beschwerden des Alters, keinen Mitgenossen der kleinen Freuden, die uns noch übrig bleiben! Da wird man argwöhnisch, mißtrauisch und feindselig gegen alles, was einen umgiebt. Ach, die Natur rächt sich schrecklich für ihre verachtete Gesetze!

Vierzehntes Kapitel.

Ach guter Holländer.

Jedes seiner Worte drang tief in mein Herz; wäre ich nicht entschlossen gewesen, ich hätte mich bestimmen müssen. Ich brachte die Nacht mit Briefschreiben zu, sie gingen den andern Tag ab, doch konnte ich unter sieben bis acht Wochen auf keine Antwort rechnen. Seitdem ich meinem guten Holländer von meinem Plane gesagt hatte, schien er irgend etwas auf dem Herzen zu haben. Ich bemerkte es, aber wie hätte ich in ihn dringen können?

Eines Morgens, als wir bei unserm Pulte saßen und arbeiteten, bekam er auf einmal einen heftigen Schlagfluß, der die ganze rechte Seite lähmte. Man brachte ihn in sein Zimmer, und so gut es meine Geschäfte zuließen, war ich fast immer bei ihm.

Lieber — sagte er — Ich hatte einen schönen Plan. Mein zum sechstenmale geschlossener Contrakt hört gerade mit deinem

auf. Ich wollte mit dir nach Deutſchland gehen, und bei euch leben und ſterben; aber ich ſehe, ich bin dem Tode näher als dem Leben. Ich hatte etwas erübrigt, das war für dich und mich beſtimmt; jetzt gehörts dir allein. Ich weiß, du haſt mich nicht aus Eigennutz geliebt, denn du konnteſt nichts von mir erwarten, und wußteſt nicht, was ich hätte. Alſo nimm, nimm mein Lieber; dort in meinem Pulte liegen ſechs Rollen Doppeldublonen! Nimm, ich bitte dich, denn ich fühle, ich komme nicht wieder auf; es kann noch heute alle ſeyn.

Ich bat, ich weigerte mich, ich tröſtete ihn. Wenn einem jemand werth iſt, wer mag ſich gern durch ſeinen Tod bereichern? Erben und Erbſchaft ſind mir ſchreckliche Worte: Es war vergebens, er wurde hitzig, er befahl es mir mit harten Worten, ich mußte nehmen. Er rufte darauf den Arzt und den andern Spanier zu Zeugen herein, und kaum hatten ſie ſich entfernt, als er in meinen Armen verſchied.

Funfzehntes Kapitel.

Ja! ich will reisen.

Das Geschenke meines großmüthigen Freundes, dem ich manche Thränen nachweinte, und dessen Andenken mir unvergeßlich ist, hatte mich auf einmal begütert gemacht. Die Summa belief sich fast auf fünf tausend Speciesthaler, und ich mochte etwa ein tausend zurückgelegt haben. Ach Hannchen! — sagte ich — Wenn du noch lebest, wenn du mich noch liebest — das ist alles für dich.

Neun Wochen waren vergangen, ich wurde sehr traurig, endlich kam ein dicker Brief an. Leser! wie könnte ich euch meine Empfindungen schildern? Meine Mutter hatte den ganzen Brief mit ihren Thränen bezeichnet. Sie schrieb mir, daß mein Vater vor einem halben Jahre gestorben sei, daß er mich längst für todt gehalten habe, und daß sie Hannchen, die seit zwei Jahren verwaiset sei, zu sich genommen habe.

„O komm mein lieber Sohn — schloß sie — komm zu uns, so bald es geht. Das gute Kind hat so viel um dich geweint. Sie hatte Ihrem Vater alles erzählt, ich nahm sie zu mir, als er starb, um doch etwas zu haben, was du geliebt hattest. Komm Conrad in Ihre und deiner Mutter Arme; ich will das ganze Haus anstreichen lassen, und du kannst alles übernehmen.„

Ja! ich will reisen — rief ich — Ich will hin, und sie soll die meine seyn.

Sechszehntes Kapitel.

Der fremde Herr.

Herr Dengarte verlor mich ungern, aber die vier Jahre, auf welche wir zuletzt contrahirt hatten; waren zu Ende — Seyn Sie glücklich — sagte er — und machte mir noch ein Geschenk. Der Frühling eröfnete die Schiffarth, wir sendeten damals ein eignes Schiff nach Königsberg; ich hatte die glücklichste Reise, ich kam in Zeit von sechs Wochen in jenem Hafen an.

Ein

Ein Paar Tage Rasttag, dann in einer Woche schnell von Königsberg nach Berlin; wo ich mich des Lächelns nicht enthalten konnte, und zugleich erfuhr, daß mein ehemaliger Prinzipal schon fünf Jahre todt sei; darauf noch anderthalben Tage bis nach meiner Vaterstadt — Gesteht, meine Leser, das ist schnell gereißt, bloß nur euch die Langeweile zu ersparen, sonst hätte ich mehrere Bände liefern können.

Es war Abends in der Dämmerung, ich kam mit Extrapost an, ich hielte vor unserem Hause, wo denn noch die Post war, stille; Hannchen kommt an den Thorweg, ich erkenne sie den Augenblick, sie schien nichts zu ahnen. —

„Was ist's?„ — rufte meine Mutter durch das kleine Fensterchen in der Thüre. — „Ein fremder Herr mit Extrapost!„ — erwiederte Hannchen ganz noch mit der hellen schönen Stimme, und übrigens, ein wenig Blässe ausgenommen, nur wenig verändert.

Jetzt fiel mir ein, daß ich sie doch nicht überraschen wollte, denn meine Mutter schien kränklich zu seyn. Ich hüllte mich in meinen Mantel, forderte ein Zimmer, und ließ mich durch unsern alten treuen Christoph die Treppe hinaufführen.

Siebzehntes Kapitel.

Ende gut, Alles gut.

Er setzte den Leuchter auf den Tisch, und sah mich von der Seite an. „Halten — Sie doch nicht vor ungut Ihre Gnaden?„ — hub er endlich an. „Nichts von Gnade!„ — sagte ich, und schlug ihm auf die Schulter — „Ich bin es, lieber Christoph!„ — „Ach Gott stärke mich!„ — schrie er und faltete seine Hände — „Ach das kommt wie gerufen!„ — Und nun eine weitläuftige Erzählung von allem vorgefallenen; alles durch und unter einander.

„Nun weiß er was Christoph„ — sagte ich — nun grüsse er einmal meine Mutter, und Ihr Sohn würde bald ankommen, ich hätte ihn unterwegens gesprochen.

Hört

Hört er, ſage er es noch nicht, daß ich es ſelber bin!

Aber ich hatte gut reden; kaum war er hinunter, ſo war er auch herausgeplatzt. In zwei Minuten hörte ich ſie alle auf der Treppe.

Man hat der Scenen ſo viel geleſen, daß man ſelbſt verzweifelt, ſie noch zu beſchreiben. Wohl dem! der ſie ſelbſt ausführet, wie ich! Lieber Gott! es geht nichts über dieſe Empfindung.

„Aber wo warſt du denn ſo ſchnell hin liebes Hannchen?„ — ſagte ich bei Tiſche, als wir nun anfingen, uns zu verſtändigen? — Ich meyne jenen Sonntag?

Madam hatte alles erfahren, und an meinen Vater geſchrieben. Er kam voller Zorn und holte mich ab.

„Laßt das gut ſeyn Kinder!„ — fiel meine Mutter ein, und ich erzählte meine Geſchichte.

In kurzem war nun alles angeordnet. Ich übernahm die Wirthſchaft, und Hannchen wurde meine Frau. Der größte Theil meiner mitgebrachten Fonds wurde in die Bank gegeben, um für die Kinder zu blei-

bleiben; was wir brauchten, das hatte meine Mutter vellauf.

Kein Wort von den Beſuchen des ganzen Städtchens, von allen Einrichtungen, Ceremonien und Feierlichkeiten. Man lieſt das eben ſo ungern, als man ſich ihnen unterzieht. Mit einem Worte, Hannchen wurde mein Weib, und ich war der glücklichſte Menſch unter der Sonne.

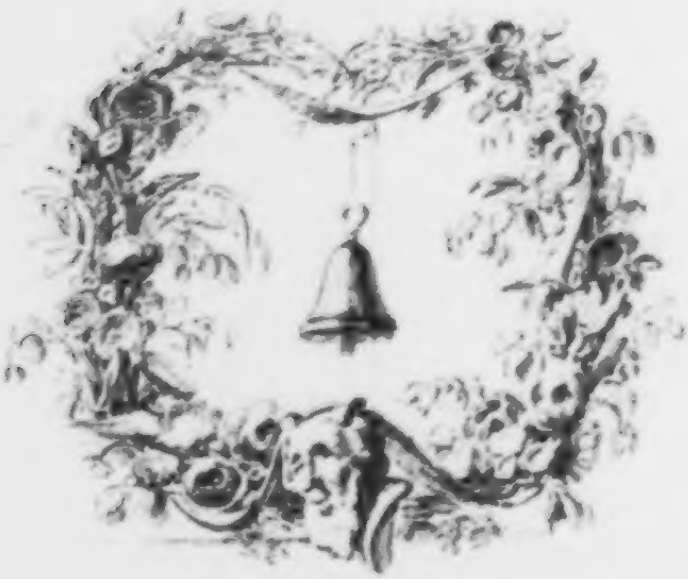
Ordnung und Thätigkeit; Fleiß und Sittlichkeit ſind doch ganz andere Dinge, als ein weichliches Leben voll Müſſiggang und Immoralität. Welcher Unterſchied zwiſchen dem Conrad von ſechszehn Jahren und dem Mann von ſechs und zwanzig. Aber ich mußte ſolche Erfahrungen machen, und in die Hände eines Mannes wie Dengarte kommen, um noch ein brauchbarer Menſch zu werden.

Nach allem nun, was der Menſch in der Welt verſuchen kann, was iſt das geſcheuteſte? Nehmet ein Weib, und bauet guren Garten! — wie Candide ſpricht!

Das Gleichen

von

Christian Uhing.

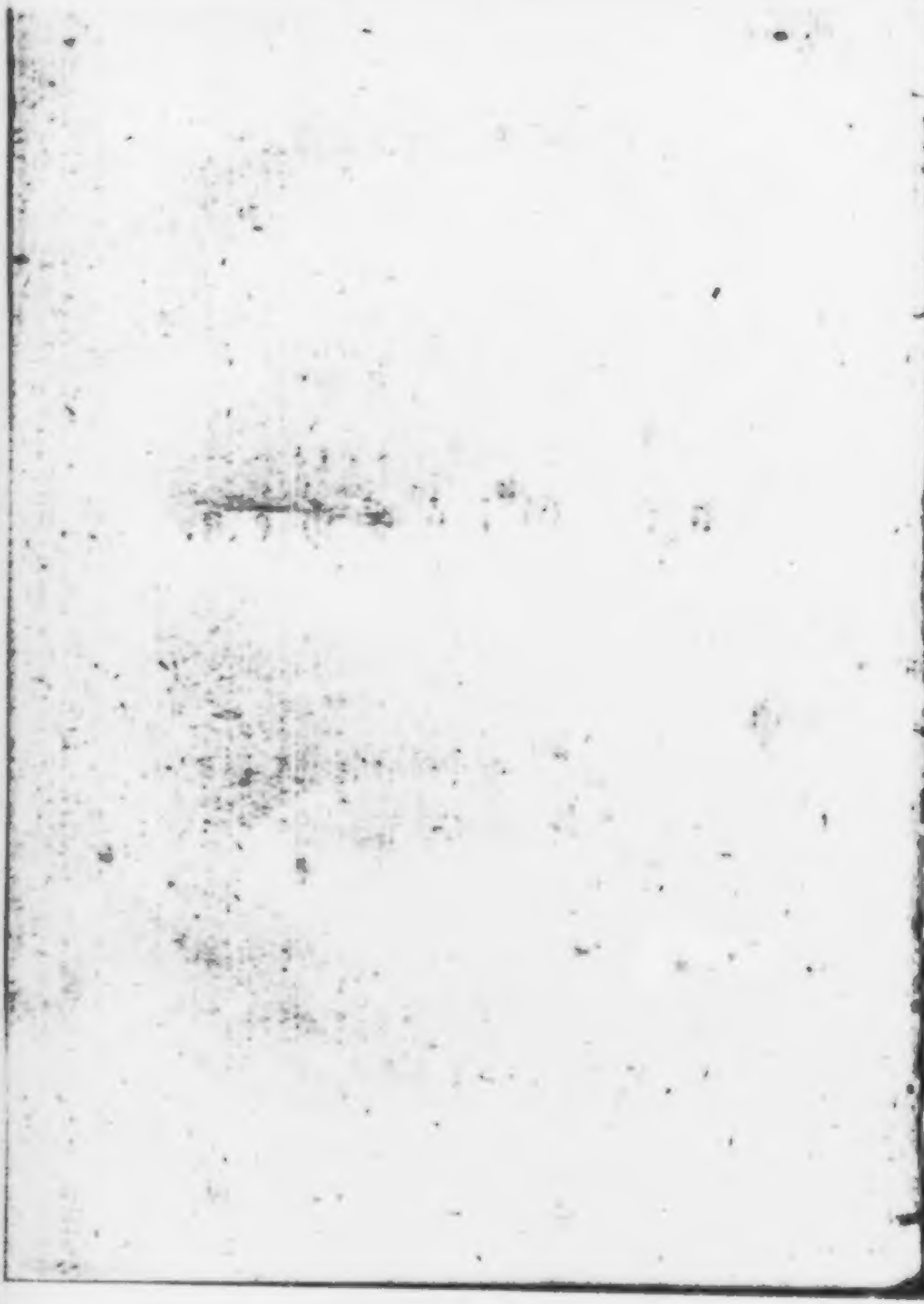


Leipzig

1817.

Ex
Biblioth. Regia
Berolinenſi.

Das Glöckchen.



Erſtes Buch

Erſtes Capitel.

Die Geburt.

Prinz Turlo-Kurlo war König in Alkalikanien und ſeine Gemahlin hieß Zidelide. Nach einer zehnjährigen Unfruchtbarkeit hatte ſich endlich der Himmel ihrer erbarmt, und ſie war mit einem Prinzen niedergekommen, der den Namen Fip-Fip erhielt.

Man weiß, was die Geburt eines Erbprinzen für eine wichtige Sache ist, und man kann denken, ob auch die treuen Kickilikaner sich über den ihrigen freuten. In der That war der Enthusiasmus allgemein, und überall wurden Festivitäten angestellt.

Um nur von denen in der Residenz zu reden, so übertrafen sie alles, was uns die — sche Hofzeitung bey ähnlicher Gelegenheit zu erzählen pflegt. Man sahe unter andern auch ein neues Schauspiel vom Herrn von Kozebue, worin achthundert Personen auftraten, und man hörte in einem Concerte zwey otaheitische Sängerinnen, ein Duett singen, welches der königliche

Kapellmeister eigends für sie componirt hatte.

Eben so merkwürdig waren die Gnadenbezeigungen, welche der König Turlo-Kurlo bey dieser Gelegenheit auszutheilen geruhte. Außer einer Menge Küchenjungen und Titularräthen ernannte er auch einen Hofphilosophen, und ertheilte als Grosmeister der noch zu erobernden Insel Formosa an zwey tausend Ordenskreuze.

Zweytes Capitel.

Das Glöckchen.

Kaum war indessen der erste Freudenrausch vorüber gegangen, als sich in der Residenz ein sonderbares Gerücht verbreitete. Der neugebohrne Erbprinz hatte nämlich an einem gewissen Theile seines Körpers ein Glöckchen, welches bey der geringsten Berührung, ja oft auch ohne dieselbe, einen durchdringenden Klang von sich gab. Man fand Bedenken, diesen Theil zu nennen, und mußte sich daher mit Umschreibungen begnügen.

Indeſſen verlohr das Publikum nichts dabey. Die Damen und Herren erriethen ihn; jene, weil ſie ihn liebten, und dieſe, weil ſie ihn hatten. Ein Glöckchen! — hieß es — das iſt unerhört! — Alle waren verwundert darüber, und viele wünſchten, es unterſuchen zu können.

Indeſſen war die Königin Zidelike außer ſich; denn ſie wußte was das ſagen wollte. Ein ſolches Glöckchen war in gewiſſen ſüßen Momenten ein groſſes Hinderniß. Als eine zärtliche Mutter mußte ſie ſich für die ſchönſten Hoffnungen ihres Sohnes intereſſiren, und ſo kann man ſich ihre Unruhe denken.

Alles mußte demnach aufgeboten werden, um dieses fatale Glöckchen wegzuschaffen. Aerzte, Chirurgen, Apotheker, alles wurde an den Hof beschieden, und wer die Operation verrichten würde, sollte zweytausend Dukaten bekommen.

Drittes Capitel,

Keine Hülfe.

Der wichtige Tag erſchien. Die Herren der mediziniſchen Fakultät waren aus allen Weltgegenden herzugeſtrömt, und drängten ſich mit wildem Getümmel die Schloßtreppen hinan. Jeder glaubte ſeiner Sache gewiß zu ſeyn, jeder dachte die zweytauſend Dukaten bereits gewonnen zu haben, und jeder ſah mitleidig und verächtlich auf ſeinen Nachbar hinab.

Die Flügelthüren öfnen ſich, ſie werden hineingelaſſen, der Hofmarſchall läßt ſie

ersuchen, sich in zwey Reihen zu stellen, und der junge Prinz wird hereingebracht. Man trägt ihn von einem zum andern; man läßt jeden das sonderbare Glöckchen besehen, und jeder tritt achselzuckend zurück — Hier ist alle Kunst vergebens — riefen sie endlich alle aus Einem Halse, ließen sich ihre Consultation bezahlen, und giengen nach Hause, ein neues Buch darüber zu schreiben. Vergebens verdoppelte der König seine Prämie, selbst der Quacksalber Lenhardt war bescheiden genug, die Unmöglichkeit zu gestehen.

Man muß sich den Schmerz der Königin Zidsliche denken, denn beschreiben kann

ich ihn nicht. „O mein armer Fip-Fip!“ — rief sie einmal über das andere. — „Wie wird es dir einmal gehen! Ach du wirst alle Freuden des Lebens entbehren müssen! Du wirst durch diese heillose Neugierde alle Weiberherzen von dir scheuchen. — Ach! warum habe ich dich zur Welt gebracht!“ —

Indessen hatte das Glöckchen, wenigstens für den Augenblick, auch seinen Nutzen. Kraft einer Verordnung des großen Turko-Kurio mußten nämlich die Unterthanen vor ihm und seiner Familie bey Knutenstrafe auf die Knie niederfallen. Manche hatten dies schon in der Verwirrung

verhessen, und mehreren waren darüber die Ohren aufgeschlizt worden. Aus Mitleiden beschlossen daher die Wärterinnen des Prinzen, mit seinem Glöckchen das Zeichen dazu zu geben. So bald sie also mit ihm ausfuhren, ließen sie es unaufhörlich klingen, und so konnten es fromme Katholiken im Nothfalle für die Klingel vor dem Viaticum halten.

Viertes Capitel.

Die kluge Frau.

Während die Königin ſich über das Unglück ihres Sohnes zu Tode grämen wollte, hörte ſie auf einmal von einer alten klugen Frau, die ohngefähr zwey Tagereiſen von der Reſidenz in einer Berghöle wohnen ſollte. Sogleich wurde ein Courier mit einem königlichen Wagen dahin geſchickt, und ſchon den andern Tag befand ſich die kluge Frau im Schloſſe.

Es war ein altes krummgebücktes Mütterchen, in schwarzen Kleidern, mit feuerfarbenen Bändern. Auf dem Kopfe trug sie eine Mütze von Hermelin, und an ihrem Halse hiengen eine Menge Amulete. Sie wurde von der Königin mit äußerster Ehrfurcht empfangen, und wie eine Prinzessin von Geblüte behandelt.

„Ich weiß alles, was du mich fragen willst," — gab sie der Königin zur Antwort — „Aber laß mich morgen Deinen Sohn sehen, und Du sollst hören, was ich Dir sagen will." —

Die Königin versprach ihr eine Million aus dem Nationalschatze, wenn sie das sa-

tale Glöckchen wegbringen könnte; aber die Alte lächelte, und fieng an in ihren Büchern zu lesen.

Fünftes Capitel.

Ocularinspection.

Der Morgen brach an; der junge Prinz wurde vereinsgebracht, und das Glöckchen machte einen erschrecklichen Lärm. Die Alte setzte ihre Brille auf, und fieng an es sorgfältig zu betrachten. Die Königin stand mit gefaltenen Händen da, und die Hofdamen sahen durch die Fächer.

„Nun Mutter! Leben oder Tod!“ — rief die Königin; und rang die Hände, denn so arg hatte das Glöckchen noch nie gelärmt.

„Sey unbesorgt!“ — erwiederte die kluge Frau — „Dein Sohn wird befreyt davon werden.“

Königin. Befreyt! O große mächtige Göttinn! Befreyt sagst Du? Aber wenn? Wie! Wodurch? O ich beschwöre Dich! —

Die kluge Frau. Höre es Königin! Die Macht des Schicksals beugt kein Sterblicher. Nur dann wird sich der Zauber lösen, wenn Prinz Fip-Fip um seiner selbstwillen geliebet wird! —

So sprach die kluge Frau, und die Anwesenden neigten sich zur Erde. In leiseren Tönen verhallte der Schall des Glöckchens, das Kind schien zu lächeln, und

Freudenthränen stürzten aus den Augen der Königin.

Augenblicklich verbreitete sich das Gerücht in der Residenz. Der König ließ es zum Ueberfluß in die Hofzeitung setzen, und alle fremde Gesandten meldeten es an ihre Höfe. Mit reichen Geschenken beladen wurde die kluge Frau in ihre Berghöle zurückgebracht, und von nun an war die Königin beruhigt.

Sechstes Capitel.

Salto mortale.

Man redet ſo viel von Kaiſern und Königen, aber wir Autoren ſind noch ganz andere Leute. Den Kaiſer oder König wollte ich ſehen, der aus einem Sechswochenkinde gleich einen ſechzehnjährigen Purſchen machen könnte. — Wir thun das mit einem Federſtriche.

Wir ſind auf unſerm Papier allmächtig, in unſerm Dintenfaſſe iſt die ganze Welt. Wir diſponiren über die Elemente, wir

theilen Tod und Leben, Ehre und Schande, Armuth und Reichthum — alles nach unserer Willkühr aus; und so verächtlich Kaiser und Könige von uns denken mögen, wir haben schon manchen der wohlverdienten Verachtung Preiß gegeben, und werden es wahrscheinlich nicht dabey bewenden lassen, wenn er uns auch nach seiner Auferstehung mit der Knute bedrohen sollte.

Wozu das? Um den Lesern zu sagen, daß Prinz Fip-Fip nunmehr sechszehn Jahr alt ist, daß er nach dem Gelde, was seine Erziehung gekostet hat, ein Muster von Erbprinzen seyn muß, und daß seine Mutter mit ängstlicher Freude auf den An-

genblick wartet, wo er sein erstes Probestück in der Liebe ablegen soll.

Wäre ich ein gemeiner Erzähler, ich hätte euch durch ein ganzes Buch von seiner Jugend unterhalten; aber ich überlasse das den gelehrten Herren, die es besser verstehn, den Bogen mit Nichts zu füllen. Und so schreiten wir denn wohlgemuth zu dem folgenden Capitel.

Siebentes Capitel.

Die Gräfin Sisi-Visi.

Der Prinz war also sechszehn Jahr alt. Sein Rang, seine Figur, die Neugierde das Glöckchen zu sehen, die Vortheile, welche der König auf die Entzauberung gesetzt hatte — alles vereinigte sich, um ihm eine Menge Avancen zu verschaffen.

Bald sahe man daher eine Menge alter und junger Schönheiten von einem gemeinschaftlichen Wunsche beseelt. Die Intrigue, die Cabale, die Eitelkeit und die Eifersucht

waren in voller Bewegung, und nie hatten die Modehändler eine beſſere Erndte gehabt.

Indeſſen dauerte es ziemlich lange, ehe ſich der Prinz entſcheiden konnte; aber endlich ſchien ſeine Wahl beſtimmt zu ſeyn. Sie fiel auf eine gewiſſe Gräfin Siſi-Wiſi, die wohl noch einmal ſo alt ſeyn konnte, die aber dennoch unwiderſtehlich war.

Nie hat ein Weib jene feine Coketterie, jene unnachahmliche Kunſt, die Männer einzunehmen, im höhrem Grade beſeſſen. Jede ihrer Nebenbuhlerinnen konnte jünger und ſchöner, keine konnte liebenswürdiger

Acht Tage waren bereits vergangen, der Platonismus fieng an die Gräfin zu annuyiren, sie beschloß die wichtige Probe zu beschleunigen. Eben beschäftigte sie sich mit dem Triumphe ihrer Allmacht, als die Thüre aufgieng, und der Prinz hereintrat.

Er schien erhitzt zu seyn; seine Wangen glühten, seine Augen waren lebhafter als gewöhnlich, seine Pulse schienen heftiger zu schlagen; er stürzte auf die Gräfin zu, und küßte ihr die Hand mit einer Verwirrung, die ihr alles sagte.

Neuntes Capitel.

Das Probestück.

Es war Nachmittags, die Gräfin hatte ihre seidenen Rouleaus herunter gelassen. Ein wollüstiges Helldunkel schwamm über dem Sopha, und in dem Vorzimmer tönte das Spiel einer Flötenuhr. Der Prinz hatte sich neben die Gräfin gesetzt; sein rechter Arm war um ihre Brust geschlungen, sein linker eilte ihm zu begegnen, sie seufzte, und sah ihn sanft aus halbgeschlossenen Augen an.

Er wurde kühner; er wagte sich auf ihren Busen herabzubeugen, und seine brennenden Lippen suchten sich abzukühlen. Eine unsichtbare Gewalt schien ihn mit der Gräfin auf das Sopha zu ziehen; er lag in ihren Armen, und er fühlte sein Herz an dem ihrigen klopfen, ohne zu wissen, wie ihm geschah.

Die Gräfin lächelte; seine Unerfahrenheit war zu komisch für sie. Sie hatte bald Gelegenheit noch über eine andere Erscheinung zu lächeln; aber die Hoffnung der Entzauberung ließ ihr alles vergessen.

Zehntes Capitel.

Kling! Kling! Kling!

Der Prinz war außer ſich, das ſüße Spiel der Liebe ſchien ihm zu gefallen; die Gräfin verſprach ſich die ſchönſte Cataſtrophe — Kling! Kling! Kling! — es ſchien eine Sturmglocke zu ſeyn, und die Wolluſt floh ſeufzend davon.

„Verdammt!“ — rief der Prinz, und warf ſich zurück. — „Mon Dieu quel desastre“ — rief die Gräfin, und ſah durch die Finger. Beyde wußten nicht, was ſie

sagen sollten, und beyde schienen beschämt zu seyn.

„Theuerster Prinz!“ — hub endlich die Gräfin an — „Die kluge Frau hat uns beyde betrogen. — O ich fordere eine andere auf, Sie zärtlicher zu lieben!“ — Ihre Küsse fügten das übrige hinzu, ihre Thränen flossen, denn ihre Eitelkeit war zu sehr beleidigt.

„Lassen Sie uns noch eine Probe machen“ — gab der Prinz heimlich zur Antwort. „Vielleicht sind wir glücklicher!“ —

Die Gräfin sah ihn ein wenig bedenklich an, ließ es sich aber bald gefallen. Schon glaubte sie zu triumphiren — Kling! Kling!

Kling! — das Glöckchen lautete wie zehn Glocken auf einmal. —

„Es ist unmöglich!“ — sagte der Prinz, und nahm mit sichtbarer Kälte von ihr Abschied.

Eilftes Capitel.

Vorschlag.

Man kann denken, ob dieser Vorfall Aufsehen machte. Indessen war Gräfin Sisi-Visi klug genug, alle Schuld auf den Prinzen zu schieben, und ihn bey den übrigen Damen in einen Ruf zu setzen, der ihn um alle fernere Avancen brachte.

Der Prinz Fip-Fip selbst war durch diese unglückliche Probe gewaltig kopfscheu geworden. Er fieng an, sich mit einer Verachtung und einer Kleinmüthigkeit zu

betrachten, die bey dem ſchönen Geſchlechte eben nicht empfehlend ſind, und ſo ſchien die Hoffnung zu ſeiner Entzauberung immer mehr zu verſchwinden.

Die Königin bemerkte dieſes, und grämte ſich mehr als jemals darüber. — „Gütiger Himmel! — Was ſoll aus unſern theuern Fip-Fip werden?“ — ſagte ſie eines Tages zu ihrem königlichen Gemahl, dem großen Turlo-Kurlo.

„Mir iſt etwas eingefallen“ — gab dieſer zur Antwort. — „Wir wollen ihn an den kaiſerlichen Hof von Zulin — Kat — Schin ſchicken. Vielleicht gelingt es ihm ſich die Liebe der Prinzeſſin zu erwerben.“ —

Die Königin hörte das mit Entzücken an. In ihrer Seele schien ein neuer Strahl von Hoffnung aufzugehen, und sie eilte ihren Sohn davon zu benachrichtigen.

Zwölftes Capitel.

Abreise.

Der Prinz hatte zwar einige Bedenklichkeiten, aber seine königlichen Aeltern wußten sie bald zu heben. Seine Reise sollte so prächtig als möglich eingerichtet werden, daher wurde ihm eine zahlreiche Begleitung mitgegeben. Zwar fehlte es damals dem Nationalschatze an Gelde; allein da der Prinz zum Besten des Landes reißte, so wurden die Stände gezwungen ein freywilliges Geschenk von einigen Millio-

nen zu machen, und alles blieb in der Ordnung.

Kurz ehe der Prinz abreiſte, kam der Beichtvater der Königin noch mit einem Auftrage zu ihm. Er bat ihn nämlich, im Falle ſeiner Entzauberung, dieſes wundervolle Glöckchen ja ſorgfältig aufzuheben, damit man es als eine Reliquie verehren könnte. Der Prinz verſprach es, und der fromme Pater wäre beynahe in Verſuchung gekommen es zu küſſen.

Nachdem nun alles zur Reiſe fertig war, nahm Fip-Fip von ſeinen königlichen Aeltern Abſchied, und brach an einem

schönen Sommermorgen mit seiner zahlreichen Begleitung nach der Hauptstadt des Kaiserthums Julin — Kat — Schin auf.

Zweytes Buch.

Erstes Capitel.

Ankunft.

Die Ankunft des schönen Prinzen von Kicklikanien erregte allgemeine Aufmerksamkeit. Die Männer politisirten, die Weiber verliebten sich, und Prinz Fip-Fip war in aller Munde.

In der That konnte sich auch der Prinz in Zulin — Kat — Schin weit vortheilhafter zeigen. Die Geschichte von dem Glöckchen

war seit sechszehn Jahren längst vergessen, und überhaupt nur dem vorigen Kaiser bekannt geworden. Niemand ahndete, daß es der Prinz noch an sich habe, und Niemand ließ sich träumen, daß dieses die Absicht seiner Reise sey.

In kurzem sahe sich demnach der Prinz von allen Weibern um die Wette geliebt. Seine Figur war bezaubernd, sein Betragen hinreißend, sein Aufwand eines Königs würdig. Welches Weib hätte ihm widerstehen können!»

„Ich habe Hoffnung dieser fatalen Repitiruhr loszuwerden!“ — sagte er eines Abends zu seinem Kammerherrn. „Ich

glaube die Prinzessin Zoraide, wird mir am ersten davon helfen.“

„Ew. Königliche Hoheit werden die Herzen ihrer getreuen Unterthanen mit Freude erfüllen,“ gab der decorirte Lakay zur Antwort, und verbeugte sich.

Zweytes Capitel.

Zoraide.

Die Prinzessin Zoride war ein junges schönes Mädchen von höchstens funfzehn Jahren, der Fly-Fly in der That nicht gleichgültig zu seyn schien. Sie machte ihm so viel Avancen und sie pflegte ihn so oft zu loben, daß wirklich in kurzem kein Zweifel daran war.

Fly-Fly hielt sich für den glücklichsten Sterblichen von der Welt. Er hoffte sich von seinem Glöckchen zu befreyen, und nahm sich vor, diesem edlen Geschöpfe ewig

dankbar zu bleiben. Aber die Gelegenheit zu dieser Schäferstunde schien nur mit Mühe zu finden zu seyn.

Wahrscheinlich würde er sie noch lange vergebens gesucht haben, wäre nicht Zoraide, seinen Wünschen entgegen gekommen. Bey ihrem feurigen Temperamente hatte sie schon lange nach diesem Augenblick geseufzet, bis es ihr endlich gelang den Prinzen allein bey sich zu sehen.

Es war Abends, die Wachskerzen waren fast alle verloschen; der Prinz saß zitternd neben Zoraiden, und hielt sie bey der Hand. — „Theuerste innigst Geliebte Seele" — sagte er mit Wärme, und seine

Lippen näherten sich den ihrigen. Mit sanftem Widerstande schien sie ihn abzuwehren, aber sie drückte ihn nur noch fester an sich. Die letzte Wachskerze verlöschte, der Mond schien durch die hohen Fenster, und Zoraide sank seufzend auf die elastischen Polster hinab.

Drittes Capitel.

Kling! Kling! Kling!

Der Prinz glaubte seines Sieges gewiß zu seyn und überließ sich dem Entzücken der Liebe. Schon schienen ihre Seelen sich in einem Gefühle zu vereinigen, als auf einmal das Glöckchen zu stürmen anfieng — „Mein Gott!“ — rief Zoraide — „Was wollen Sie denn?“ — Aber der Prinz sprang auf, und schlug sich wüthend vor dem Kopf.

Die Prinzessin öfnete die Augen, und fieng unmäßig zu lachen an. — „Wie

Prinz Fix-Fix" — ſagte ſie — „Sind Sie der Mann nach der Uhr? Warum ſtellen Sie denn ihr Werk nicht lieber zurück?" — In dieſem Ton fuhr ſie fort, ihn unbarmherzig zu perſifliren, indeß der arme Prinz vor Aerger erſticken wollte.

So gern er die Probe noch einmal gemacht hätte, ſo wenig durfte er es wagen, da der Lärm des Glöckchens gar zu groß war. — „Theureſte Zoraide!" — ſagte er. — „Eine unglückliche Bezauberung!" — und die Thränen erſtickten ſeine Stimme — „Ach, wenn Sie mich geliebt hätten!" —

Zoraide wußte nicht, was er ſagen wollte, und fieng an ſich für beleidigt zu

halten. — „Rompons cela!“ — sagte sie kalt und höhnisch — „Es wird am besten seyn, sich nie wieder unter vier Augen zu sehen“ — Sie machte dem Prinzen eine tiefe Verbeugung, und ließ ihn allein stehen.

Viertes Capitel.

Neuer Versuch.

„Fassen Ew. Königliche Hoheit nur Muth!“ — sagte der Leibarzt — „Sie müssen doch endlich die Rechte finden!“ — und der Prinz nahm sich vor eine neue Probe zu machen.

Seine Wahl fiel auf eine gewisse Hofdame, die ihm nach Zoraiden am besten gefallen hatte. Er behandelte sie auch von diesem Tage an mit solcher Aufmerksamkeit, daß sie ihm kurz darauf alles bewilligte.

Der Anfang ließ sich vortrefflich an. Aber in dem bedeutenden Augenblicke — Kling! Kling! Kling! — „Verdammt wäre das Glöckchen!“ — rief der Prinz, und riß sich los. Die Dame fuhr erschrocken auf, und in dem Augenblicke stürzte das Kammermädchen herein, um nach ihren Befehlen zu fragen.

Sie sahen einander an; der Prinz hätte vor Scham vergehen mögen. Die beyden Weiber machten ihm Vorwürfe über Vorwürfe, und er hatte nicht einmal den Muth sich zu entschuldigen — „Ach ich bin ein unglücklicher Mann!“ — sagte er im Ausbruche seines Schmerzes. —

„Und ein Bosshafter ekendrein“ — fuhr die Hofdame fort, und schob ihn mit Hülfe des Mädchens ein wenig unsanft zur Thüre hinaus.

Fünftes Capitel.

Dito.

Der Prinz war außer sich. Er hätte den Augenblick abreisen mögen; aber seine Vertrauten beruhigten ihn — — „Nur immer probirt! Nur an alle Thüren angeklopft!“ — sagte ein alter Geheimerrath. „Endlich muß es doch einmal gehen!“ —

Auf diese Art hatte sich Fip-Fip überreden lassen, und war zu einem neuen Rendezvous gegangen. Die Dame hatte aus ihrer Leidenschaft für den Prinzen kein

Geheimniß gemacht, und ihn ſelbſt auf ihr Landhaus gebeten.

Er fand ſie in einem reizenden Boudoir mit Orangenbäumen umgeben, und alles athmete Wolluſt um ſie her. Ein ſanftes Entzücken bemeiſterte ſich aller ſeiner Sinne, und nie hatte er ſehnlicher und feuriger den Gürtel der Liebe gelöſt.

Auf aſiatiſchen Kiſſen hingeſunken, ſchienen ſie im ſüßen Rauſche des Vergnügens hinzuſterben — als ſich auf einmal das ungeſtüme Glöckchen hören ließ. Noch wollte der Prinz die ſcheidende Minute bey dem roſigen Fittig faſſen, aber eine höhere Macht trat mit dem Schmerze dazwiſchen.

Das Glöckchen lärmte unaufhörlich, und das Händchen der Dame fuhr wütend auf dem Prinzen zu. Er wollte es abwehren, es sprang nach ihm, und drohte ihn zu verwunden. Lachend mußte die Dame den Glockenstuhl von seinem Feinde befreyen — und mit verbissenem Aerger nahm der Prinz von ihr Abschied.

Sechstes Capitel.

Voyons.

Trostlos warf sich der Prinz auf seinem Sopha herum, und beklagte sein Unglück, als sein Kammerdiener hereintrat und ihm einen Vorschlag that. Er hatte ein Bürgermädchen entdeckt, die in den Prinzen verliebt war, und hoffte sie vielleicht zu der Probe zu bringen.

Prinz Fix-Fix faßte bey dieser Erzählung neuen Muth — „Wohlan!“ — sagte er — „Laßt uns zu dem dritten

Stande herunter steigen! Mancher meiner königlichen Abhörern ist ja vortrefflich dabey gefahren!“ — Zugleich gab er seinem Kammerdiener Befehl, die Sache zu beschleunigen, und sein Kummer war vergessen.

Der Kammerdiener hatte nicht viel Mühe das Mädchen zu überreden, und es wurde festgesetzt, daß sie der Prinz in einem gewissen Garten sprechen sollte. Wer war vergnügter als Hip Hip? und wer konnte stolzer seyn, als das Mädchen?

Der Abend brach an, der Prinz erschien und führte sie in eine Laube. Es war eine junge feurige Blondine, die wenigstens

eben ſo eitel als wollüſtig war — Fip-Fip ſchloß ſie in ſeine Arme; ſein Sieg war leicht, er glaubte ſeine Befreyerin gefunden zu haben. — Kling! Kling! Kling! Der Teufel hole das Glöckchen!“ —

Siebentes Capitel.

Der Bienenschwarm.

Sie riß sich los, und stieß ihn ziemlich unsanft von sich. — „Ach Gott!“ — seufzte der Prinz, und blieb unglücklicherweise mit seiner Gürtelschnalle hängen. Indessen lärmte das Glöckchen unaufhörlich fort, und das Mädchen wollte vor Wuth und Aerger sterben.

Sie befand sich nämlich in der Lage eines Tantalus, zu sehen was sie nicht genießen konnte. Der Prinz hielt indessen

die Vermittelung ſeines Kammerdieners für einen Wink des Schickſals, das groſse Werk von neuem zu beginnen. Schon war er in Begriff den ſüſsen Eingang zu begrüſsen, als der Lärm des Glöckchens einem ausgetriebenen Bienenſchwarm herbey zog, der ſich augenblicklich wie eine Traube anhieng.

Auſser ſich vor Entſetzen riſs ſich das Mädchen los, froh ihre Rettung mit einer Falbala zu erkaufen, aber Fip-Fip war von den Bienen umringt, und ſchrie vor Schmerz wie ein Wüthender auf.

Athemlos ſtürzten ſeine Begleiter hinzu, ohne zu wiſſen, was ſie thun ſollten. Und-

Ich besann sich der Kammerdiener auf das gewöhnliche Hülfsmittel, und bat den Prinzen um Erlaubniß, sich seiner tragbaren Spritze bedienen zu dürfen. Die Wirkung konnte nicht fehlen, die zudringlichen Gäste wurden zerstreut, und der Prinz sank ohnmächtig in das Gras.

Achtes Capitel.

Noch einmahl

„Wissen Sie was?“ sagte der Chirurgus der den Prinzen besorgte. — „In einigen Tagen ist alles vorbey, und dann will ich Ew. Königliche Hoheit eine Bandage machen. — Es muß doch vom Henker seyn, wenn man das verdammte Ding nicht zum Schweigen bringen könnte.“

Die Hofleute gaben den Chirurgus Recht, und munterten den Prinzen so fleißig auf, daß er endlich wieder Muth faßte.

Die Bandage wurde angelegt, und der Prinz beschloß auf neue Abenteuer auszugehen.

Kaum waren einige Tage vergangen, so lernte er auch wirklich eine allerliebste vollbusigte Brunette kennen. Sie blühte wie eine Rose, und ihre schwarzen Augen verkündigten ein Feuer, das aber kein Himmlisches war. — „Diese ist es!“ — dachte der ehrliche Fip-Fip, und machte sogleich seine Aprochen.

Man kann denken, ob er willkommen war. Die Brillanten an seinen Fingern sprachen zu stark für ihn, man antwortete mit äußerster Zärtlichkeit. Eine kurze Un-

terhaltung war hinreichend der Sache auf den Grund zu kommen, und man nahm Abrede ſich den Abend in ihrem Hauſe zu treffen.

Neuntes Capitel.

Herr Jesus!

„Meine alte Mutter ist glücklich zu Bette!“ —sagte das lose Mädchen, als sie den Prinzen zur Thüre hinein ließ, und er antwortete ihr mit einem feurigen Kusse. Sie führte ihn hierauf in ihr Zimmerchen, und setzte sich neben ihn.

„Sie haben da ein allerliebstes Bettchen!“ — sagte der Prinz, und schlang seinen Arm um sie — „Aber ich fürchte es ist viel zu schmahl!“

„Ach nein!“ — gab ſie lächelnd zur Antwort, als ob ſie ſagen wollte, daß die Dinge nicht gerade neben einander zu liegen brauchen.

„Und doch!“ — fuhr Fip-Fip fort — „Ich wette, wir beyde haben nicht Platz darin!“ —

„Je Sie! — Gehn Sie doch weg!“ — fiel ſie zärtlich ein, als er ſie auf den Buſen küßte.

„Laß uns doch einmal probiren Herzchen“ — fuhr er fort, und ſie ſchien nicht abgeneigt dazu zu ſeyn. Er ſchloß ſie feſt in ſeine Arme; ſie ſanken in die weichen

Leben, und er bewies ihr, daß zwey Körper auch über einander ruhen können.

Schon schlossen sich ihre Augen zur süßesten Extase, schon eilte Moment nach Moment dem letzten entgegen — als auf einmal das Glöckchen ertönte — „Herr Jesus!“ — rief Lorchen — „Wer klingelt?“ — Aber der Prinz riß sich wüthend aus ihren Armen, und in dem Augenblick ging die Stubenthüre auf. —

Zehntes Capitel.

Der Pantoffel.

Es war Mama. Sie hatte eine Lampe und ihren Pantoffel in der Hand. Wahrſcheinlich war ſie durch das Klingeln aufgeweckt worden, und wollte ſehen, was ihr Töchterchen machte.

Man kann denken, in welches Erſtaunen ſie über die ſchöne Gruppe gerieth. — Die Wuth verſetzte ihr den Athem, und es vergiengen einige Minuten, ehe ſie ſich Luft machen konnte. Aber kaum kam ſie

auch zu sich, so fieng sie an auf das zärtliche Pärchen mit ihrem Pantoffel los zu arbeiten, daß kein Schlag auf die Erde fiel.

„Hex! du gottloses Rabenaas! — He! Er Bankert“ — rief sie bald ihrem Töchterchen, bald ihrem ungebetenem Schwiegersohn zu — „Wart', ich will euch den Kitzel vertreiben! Wart' ich will euch abgerben, daß euch die Lust vergehen soll!“ —

Sie ließ sich auch in der That diese Leibesübung so angelegen seyn, daß der Prinz für gut befand das Feld zu räumen. Zwischen Schmerz und Schaam getheilt, das Herz mit Aerger und Verzweiflung erfüllt,

und der Rücken mit blauen Flecken bedeckt, kam er endlich in seinem Pallaste an, und verschwor es, je wieder ein Mädchen in Julin — Kat — Schin zu berühren.

Eilftes Capitel.

Entſchluß.

„Nein!“ — fuhr er fort — „hier iſt meines Bleibens nicht mehr. — Ich will fort von hier. Laßt uns nach Kiklikanien zurückreiſen. Dort will ich mich in ein Kloſter begraben! Dort will ich ſo lange Buße thun, bis es der heiligen Jungfrau gefällt, mir das verdammte Glöckchen abzunehmen!“ —

So gern die Hofleute auch noch in Zulin — Kat — Schin geblieben wären,

ſo wenig vermochten ihre Bitten und Ueberredungen bey dem Prinzen auszurichten. Sein Entſchluß war gefaßt; jede Stunde länger däuchte ihm ein Jahrhundert zu ſeyn.

Endlich brach der glückliche Morgen an. Zip-Zip hatte an dem kaiſerlichen Hofe Abſchied genommen; er hatte das höhniſche Lächeln der Damen, die mitleidigen Blicke der Herren bemerkt — aber er hatte das alles mit philoſophiſchem Muthe ertragen. — „Nur Geduld!“ — ſagte der alte Geheimerath — „Ich hoffe noch immer, daß Ew. Königliche Hoheit einmal die rechte finden werden!“

Zwölftes Capitel.

Rückreise.

Nach einer achttägigen Reise traf der Prinz Fip-Fip also wieder in der Residenz von Kikikanien ein. Seine Königliche Aeltern waren bereits durch Couriere von dem unglücklichen Ausgange seiner Reise unterrichtet, und die Königin schwamm in Thränen.

„O mein Sohn! Mein geliebter Sohn!“ — seufzte sie außer sich — „So hab ich dich geboren, um ewig unglücklich zu seyn!

Ach warum bin ich dieſen Zauber nicht ſelbſt zu löſen im Stande; mit Freuden wollte ich mein Leben darum geben.“

Der Prinz ſah ſtarr vor ſich nieder, und hatte nichts als Thränen zur Antwort. — „O!“ rief der groſse König Tur-Kurlo — „Wer nur eine Ukaſe deshalb geben könnte? Habe ich doch eine Jagt in eine Fregatte verwandelt!“

Die Königin lächelte zwiſchen den Thränen durch, aber der Prinz ſah ſeinen Herrn Vater mit dem Mitleid an, welches die Dummheit der Krone einflöſst.

Drittes Buch.

Erstes Capitel.

Maasregeln.

So war denn der Hof von Kicklikanien einer der traurigsten von der Welt geworden. Der große Turlo-Kurlo betrank sich in Aquaviten, der Prinz verschloß sich in seinem Pallast, die Königin überließ sich ihren Kummer.

Einige Monate waren auf diese Art verflossen, als ihr endlich einfiel, sich noch

einmal an die kluge Frau zu wenden. Dieſe befand ſich noch immer in ihrer Berghöle, und ſchien nach ſechszehn Jahren nur wenig gealtert zu haben. Da es blos eines Winkes bedurfte, um ſie in der Reſidenz zu haben, ſo war der Wunſch der Königin in kurzem erfüllt.

Die kluge Frau hatte den Zuſtand der Sache ſchon längſt gekannt, und wußte mehr als ihr die Königin ſagen konnte. Indeſſen hielt ſie es für nöthig, das Glöckchen ſelbſt in Augenſchein zu nehmen, und die Königin verſprach ihr den Prinzen dazu zu bringen.

Die Sache hatte einige Schwierigkeit; der Prinz war äußerst verschämt, und seine Abentheuer hatten ihn eben nicht dreister gemacht. Er wollte Anfangs um keinen Preiß einwilligen. Da man ihm aber vorstellte, daß diese Ocularinspektion vielleicht seine Entzauberung beschleunigen könnte, so ließ er sich endlich bewegen; nur bedung er sich aus, das Glöckchen nicht anders zu zeigen, als die Damen in den Harems ihre Zeugen. Das heißt durch ein Loch in einem Vorhange.

Zweytes Capitel.

Das Orakel.

Man war alles zufrieden, und die Stunde wurde angesetzt. Der Prinz war bereits hinter einem Vorhang postirt, und hatte das Glöckchen durch die Oefnung gehangen, als die kluge Frau in Begleitung der Königin hereintrat.

Die Gestalt war ein wenig monströs, und die Damen prallten Anfangs einige Schritte zurück. Aber die Verschämtheit wäre hier unrecht angewendet gewesen; sie

gungen daher bald beherzt darauf los. Die Alte sezte ihre Brille auf, die Königin nahm ihre Lorgnette ab, und die Sache wurde auf's sorgfältigste mit Augen und Händen untersucht.

Der Prinz war auf dieser Seite ein wenig kizlicht, man kann also denken, wie ihm dabey zu Muthe wurde. Wirklich sahe er sich auch genöthiget, die Damen um Abkürzung ihres Examen zu bitten, ob sie es gleich mit sichtbarem Vergnügen fortzusezen schienen. —

„Victoria!“ — rief endlich die kluge Frau — „ich finde das Glöckchen ein we-

nig kleiner, ein wenig lockerer; es bedarf jezt nur einen Augenblick, und es wird auf einmal verſchwinden! — Prinz" — fuhr ſie begeiſtert fort — indem ſie die Hände aufhob:

„Die Schönheit mit der Nacht vermählt,
„Wird Dir gewiß die Hülfe geben
„Die Deinem armen Herzen fehlt:
„Nur faſſe Muth, und wage fortzuleben!"

„Hörſt du es mein Sohn?" — ſagte die Königin mit Freudenthränen — indes der Prinz das Glöckchen zurückzog — „O heilige Jungfrau, ich gelobe dir ein zehnmal größeres vom reinſten Golde dafür!" —

Die kluge Frau wurde darauf reichlich belohnt, allein der Prinz war, wie es gewöhnlich geht, trotz ihres Orakels um nichts gebessert.

Drittes Capitel.

Die Preißfrage.

Indeſſen wurde dieſe Prophezeyung ein Gegenſtand der allgemeinen Aufmerkſamkeit. Hohe und Niedrige, Gelehrte und Ungelehrte, Alte und Junge, alles beſchäftigte ſich mit der Auslegung derſelben. Der groſſe Turlo-Kurlo legte ſie ſeinen Akademien vor, und ließ ſie als Preißaufgabe in ganz Europa bekannt machen; da nun die Prämie äußerſt anſehnlich war,

so lesen die Beantwortungen zu Tausenden ein.

Sie alle anzuführen würde unmöglich seyn, denn wer könnte dieses Verzeichniß von Thorheiten lesen? Dergleichen findet man in den Memoiren der Akademien ohnehin genug. Wir begnügen uns daher bloß eine Auslegung anzuführen, die uns aber so natürlich als richtig scheint, obgleich die gute alte Frau nichts neues damit gesagt haben dürfte.

„Die Schönheit mit der Nacht vermählt!“

Das heißt in gutem plattem Teutsch nichts weiter, als: Ein hübsches Mäd-

chen An einer Brautnacht. Wer dieſes nicht glauben will, den können wir es nicht wehren aber geſtehen wird indeſſen jeder, daß unſere Erklärung eben ſo wahrſcheinlich iſt, als irgend eine der Exegeten.

Hätte uns am Ende auch unſere Vorliebe für hübſche Mädchen und Brautnächte — die wir gar nicht verleugnen wollen — einen kleinen Streich dabey geſpielt, ſo haben wir doch immer den Preiß gewonnen, und können das gedruckte Zeugniß der Akademie zu unſerer Vertheidigung anführen.

Freylich iſt nicht zu läugnen, daß wie bey allen Preißſchriften die gekrönte auch

hier nur die Einäugigte unter den Blinden
seyn mag, aber in dieser Welt ist nun
einmal an keine Vollkommenheit, am we-
nigsten bey Akademien, und Preißfragen
zu denken.

Viertes Capitel.

Die Köhlerhütte.

Während dieſe Sache debattirt wurde, und ein ſchöner Geiſt über die vier Verſe zwey noch dickere, aber eben ſo langweilige Bände als Humboldt über Herrmann und Dorothea ſchrieb — mußte der Prinz auf Anrathen der Aerzte täglich auf die Jagd gehen. Man hatte Mühe gehabt ihn zu dieſer Zerſtreuung zu überreden, allein bald fand er ſich durch einen unbekannten Reiz unwillkürlich dazu gezogen.

Er hatte die Gewohnheit, sich bey solchen Gelegenheiten äuſerst simpel zu kleiden; wer ihn nicht kannte, muſte ihn für einen Leibjäger halten. Dieſes geſchahe denn auch eines Tages, als er bey Verfolgung eines Hirſches völlig von seinen Begleitern abgekommen war, und auf einmal vor einer Köhlerhütte stand.

Die Nacht brach an, er war hungrig und durſtig. Was blieb ihm übrig, als hier vorlieb zu nehmen. Er klopfte an; eine weibliche Stimme hieſs ihn hineintreten, und er sah ein Mädchen bey einer Lampe sitzen.

Fünftes Capitel.

Dialog.

„Guten Abend liebes Mädchen!“ — ſagte er bittend und höflich.

Das Mädchen. Guten Abend! Was willſt du? —

Der Prinz. Ich bin ein Jäger, der ſich verirrt hat, und komme her, dich um ein Nachtlager zu bitten.

Das Mädchen. Wie heißeſt du Jägersmann?

Der Prinz. Ich heiße Wilhelm. Und du liebes Mädchen?

Das Mädchen. — Marie! Ist das nicht ein schöner Name. — Aber lege doch die Flinte ab. — Mein Vater ist im Walde. — Wenn er kommt, wird er dir sagen, ob du da bleiben kannst. — Ja! Ja! du wirst schon bleiben können. — Du siehst ja so gut aus! —

Der Prinz lächelte, hieß sie seine liebe Marie, und drückte ihr die Hand, als der Vater hineintrat.

„Der arme Jäger hat sich verirrt!“ — sagte das Mädchen — „Nicht wahr ich soll ihm ein Abendbrod geben? Und dann hole ich ihm den neuen Modsack!“ —

„Thue das Miekchen!“ — gab der Vater zur Antwort, schüttelte dem Prinzen tüchtig die Hand, ließ ihn neben sich setzen, und sprach von Hirschen und Ebern.

Sechstes Capitel.

Das Souper.

Mielchen trug indessen das Abendbrod auf. Es war ärmlich, aber es war gern gegeben, und der Prinz aß mit einem Vergnügen, das er bisher noch nicht gekannt hatte.

Je mehr ihn Mielchen ansahe, je mehr schien er ihr zu gefallen, und Sie gab sich keine Mühe es zu verbergen. — „Sieh doch Vater!“ — sagte sie — „Was der Jägersmann für rothe Backen hat. — So

einen möcht ich schon haben!“ — setzte sie etwas leise dazu.

Der Prinz war entzückt. Ihr Antheil, ihre Sorgfalt für seine Bequemlichkeit entgieng ihm nicht. „O wenn Du es wärst!“ — seufzte er leise, und dachte darauf die Sache wahr zu machen.

Der alte Köhler wurde indessen immer schläfriger, und Mielchen eilte, ihn auf seinen Moossack zu führen. — „Wenn du auch schlafen willst!“ — fuhr sie hierauf zu dem Prinzen fort — „so sage es nur, ich will dir den Sack in den andern Winkel legen!“ —

Siebentes Capitel.

Das Nachtlager.

Die Lampe fieng an dunkler zu brennen, und Mielchen bekam das Herz sich näher an den Prinzen zu schmiegen — „Ich bin dir recht gut“ — sagte sie. — „Ich habe dich beinahe lieber als den Vater — Bist du mir aber auch gut, lieber Wilhelm?“ —

Der Prinz. Kannst du noch fragen, herzens Mielchen! Ohne dich hätte ich im Forste bleiben müssen! —

Er umarmte sie, seine Küsse schienen sehr zu gefallen, und sie erwiederte sie mit Lebhaftigkeit.

„Höre!“ — sagte sie endlich — „Ich will meinen Sack neben Deinen legen — da können wir immer fortschwatzen! — Ach ich habe dich gar zu gern!“ —

Sie legte die Säcke neben einander; verriegelte die Thüre, warf noch einen Schaafpelz auf ihren Vater, und flog hinzu ihren Plaz neben dem Prinzen zu nehmen.

„Gutes Kind“ — dachte Fip-Fip — „Wenn Du meine Befreyerin würdest — Wie königlich sollte dich mein Herr Vater

belohnen! Wie dankbar wollte ich an die Stelle der Hütte einen Pallast für dich erbauen!“ Aber Miekchen nahm ihn bey der Hand, und seine Betrachtungen verflogen auf ihren Lippen.

Achtes Capitel.

Fest.

Die Lampe war völlig verloschen, die Nacht schwamm traulich über der kleinen heimlichen Hütte, und außerhalb sangen die Nachtigallen. Miekchen seufzte, der Prinz fühlte das Klopfen ihres Herzens, und seine Küsse suchten es zu beruhigen.

„Liebst du mich auch so herzlich wie ich?“ — sagte sie mit sanftem Widerstande, um ihn gleich darauf inniger an ihr Herz zu drücken! —

„O gewiß!“ — antwortete der Prinz — „Ich bin noch nie einem Mädchen so gut gewesen, als dir!“ — Seine Küsse wurden feuriger, seine Bewegungen beredeter. Mirchen seufzte, und ihre Arme umschlangen ihn.

„Jetzt! — Oder Niemals!“ — dachte der Prinz, und fühlte sich stark wie ein Herkules. Die Nachtigallen sangen zärtlicher; die Schatten murmelten geheimnißvoller, alle Gewässer wichen, und ihre Herzen schlugen zusammen!

„Mein Wilhelm! Mein Alles!“ — seufzte Mirchen dem Entzücken entgegen fliegend — aber der Prinz hatte etwas bes-

feres als Worte zur Antwort. Schon berührte er den Punkt der Vollendung, schon eilten ihre Seelen sich zu vermählen, und ihre Lippen sich aneinander zu schließen —. „Jetzt!“ — dachte er halb freudig, halb zitternd — plötzlich durchfuhr es seine Nerven, wie ein elektrischer Schlag, sein Wunsch war vollendet, und er sank in den Rausch der Liebe. —

Neuntes Capitel.

Die Verwandlung.

Nun was ist das? Melodische Töne schlingen sich von den Gipfeln der Bäume herab, säuseln; ein leises Säuseln schwebt an den geöfneten Fenstern vorbey, Blumendüfte durchdringen die Hütte, und ein rosigtes Licht scheint über die Liebenden aufzudämmern.

Die sanfte Flötenmusik kommt näher; der Blumenduft wird stärker, das Licht vermehrt sich, der Prinz erwacht aus seinem

Schlummer und Marie öfnet die Augen, um sich anzulächeln.

Plötzlich scheint eine unsichtbare Macht die Hütte zu verändern, der Prinz fühlt sich emporgehoben, ein dunkler Flor scheint seine Augen zu verhüllen, er sieht Marien nicht mehr, aber er hört ihre Stimme, er fühlt ihre Hand in der seinigen, und er ist zufrieden. Plötzlich geschieht ein Donnerschlag; er erwacht, und findet sich mit Marien in einem erleuchteten Saale seines Pallastes.

Zehntes Capitel.

Der Palast.

Die Königin erschien an der Hand ihres Gemahls: sie sah das zauberische Glöckchen auf einem Kissen liegen, sie erblickte Marien mit Juwelen bedeckt, und sank vor [illegible]

„Ist es ein Traum“ rief der große Kurio-Kurio — „Oder hat meine Nase diese Gewalt gehabt?“ — „O heilige Jungfrau!“ — rufte die Königin — „Ein tausendmal größeres vom reinsten

Goldes! Dank! Ewigen Dank! daß du deine arme Magd erhört hast!“ —

Der Prinz stand indessen in Vergnügen versunken, und hielt Marien bey der Hand. Außer sich schlug das holde Mädchen, einen elysischen Engel gleich, ihre Augen nieder, und ihr Busen flieg ängstlich auf und ab.

In dem Augenblick näherte sich der Hofmarschall, um nach ihren Befehlen zu fragen; aber der Prinz sah ihn wüthend an, und eine unsichtbare Hand schien ihn zu Boden zu werfen.

Eilftes Capitel.

Proklamation.

Der Donner ließ sich zum zweytenmal hören, und ein leises Säuseln schien durch den Saal zu wandeln — „Sie ist größer, als ihr!“ — schallte es aus den vier Wänden und alle Anwesenden sanken auf die Kniee.

Der Prinz küßte hierauf seine Geliebte, und führte sie in die Arme seiner Mutter. Der große Turlo-Kurlo machte ihr einen Reverenz, und ernannte sogleich zwey Formosa Ritter zu ihren Kammerherren.

Indessen brach der Morgen an, und die Nachricht von des Prinzen Entzauberung war in wenig Stunden durch die ganze Stadt verbreitet. Alles strömte dem Schloßplatze zu, alle Läden wurden geschlossen, es schien ein allgemeiner Festtag zu seyn. Die Männer bewunderten die Prinzessin Maria, die Weiber wünschten sich den schönen Prinzen, und alle riefen dem glücklichen Paare ein lautes Vivat zu.

„Seht was eine Ulase kann!“ — sagte der große Turlo-Turlo — „Kaum hatte ich sie in dieser Nacht in meinem Kopfe entworfen als sie augenblicklich ihre Wirkung that.“ — „O!“ — dachte

die Königin. — Ueber die lächerliche Majestät meines Herrn Gemahls! Warum schlägt denn seine Nase nicht bey ihm selbst an?

Zwölftes Capitel.

Ende.

Alles war nun im Gleiche gebracht. Der Hofpoet machte eine neue Oper; der alte Köhler wurde Gouverneur einer Provinz, und verwaltete sie darum nicht schlechter; die Hütte wurde in ein Lustschloß verwandelt, und die Exvotos wurden richtig nach Loretto gesandt.

Das Glöckchen selbst war gleich Anfangs als eine Reliquie betrachtet worden. Der Beichtvater der Königin ließ es daher in

Gold fassen, und in der Hofkirche verwahren. Drei Jahrtausende [illegible] heißt man es den Reisenden, und es pflegte in allen Fällen von Impotenz von vortrefflicher Wirkung zu seyn.

Aber um endlich einmal zu schließen, der Prinz war mit Marien so glücklich als es ein Prinz seyn kann. Uebrigens wolle uns der Himmel vor solche Glückchen bewahren, denn solche Kohlenmädchen sind rarer als weiße Sperlinge.

Dramatiſche Tändeleien

von

Chriſtian Althing.

Mit einem Kupfer.

Leipzig, 1801.

In Commiſſion bey Heinrich Gräff.

Ex
Biblioth. Regia
Berolinenfi.

Die Kostschule.

In zwey Aufzügen.

Personen:

Madam Röllig, Vorsteherin.

Gustchen,
Frizchen,
Jettchen,
Fiekchen,
} Kostgängerinnen der Madam Röllig.

Mehrere Kostgängerinnen.

Ein Unbekannter.

Erſter Auftritt.

Mad. Röllig. Guſtchen. Frizchen. Jettchen. Fiekchen. Andere Koſtgängerinnen (an der Thür.)

Mad. Röllig.

Nun! Wie vielmal ſoll ichs noch ſagen! Es wird ſpät! Die Nachtluft verdirbt den Teint — (Die jüngeren Koſtgängerinnen gehen hinein) (zu Guſtchen) Was haben Sie denn da in Ihrer Taſche?

Guſtchen. Nichts liebe Madam!

Mad. Röllig. Nichts? — Kommen Sie doch einmal her. (Sie greift in die Taſche und findet einen Roman.) Hab

ich's nicht gedacht! Wieder eins von diesen Teufelsbüchern — von diesen Lafontain's. 'Sist eine Sünde und Schande, daß die Policey kein Einsehen hat.

Gustchen. Es ist aber doch so hübsch.

Mad. Röllig. Hübsch! — Was verstehen wir davon, Mamsell Naseweiß. Man stecke die Nase in das Kochbuch — Nehmen Sie sich in Acht —

Gustchen. Gewiß liebe Madam.

Mad. Röllig. Gehn Sie hinauf! (Zu Jettchen die mitgehen will) Halt Mamsell Jettchen, was haben Sie denn in ihrem Halstuche.

Jettchen. Ach liebe Madam! Ein ganz charmantes Liedchen! Hören Sie nur! (sie singt)

„Ach was iſt die Liebe für ein ſüßes Ding!“

Mad. Röllig. (hält ihr den Mund zu und reißt ihr das Liedchen weg) Wollen Sie — Wollen Sie — Was? Ein wohlgezogenes Frauenzimmer — Sie verdienten — Laſſen Sie mich das noch einmahl hören, und Sie ſollen ſehen — (Sie zerreißt das Liedchen)

Jettchen. Meinetwegen! Ich weiß es auswendig!

Mad. Röllig. Warten Sie — (zu Frizchen) Nun wie ſtehts mit dem Strumpfe? — (Frizchen giebt ihr ihren Arbeitsbeutel, und Mad. Röllig findet ein Bilboquet darinne —) Großes Kind! haben Sie noch nicht ausgeſpielt? — Hinauf! hinauf! Und die Ferſe muß dieſen Abend noch fertig werden. (Frizchen geht fort) (zu Liekchen) Liek-

chen bleib hier! Ich habe dir noch etwas zu sagen.

Zweyter Auftritt.

Mad. Röllig. Fiekchen.

Fiekchen. Was befehlen Sie liebe Madam Röllig?

Mad. Röllig. Ich muß einen Gang ausgehen liebes Kind! Gieb ja recht Achtung.

Fiekchen. O Sie wissen ja.

Mad. Röllig. Wenn sich Fritzchen untersteht jemanden aufzumachen!

Fiekchen. Gewiß! Aber bringen Sie mir auch was mit.

Mad. Röllig. Ja doch ja! — Geh nur! Ich habe keine Zeit mehr übrig! Schieb ja den Riegel vor — Adieu.

Fielchen. (aus der halbgeöffneten Thüre) Adieu liebe Madam Röllig! Und ein Mandeltörtchen.

Dritter Auftritt.

Der Unbekannte allein.

Sie ist fort! Nun so wollen wir einmahl sehen. (Er nähert sich dem Hause) Es ist alles still! (er pocht an)

Vierter Auftritt.

Frizchen (am Fenster). Der Unbekannte.

Frizchen. Wer klopft?

d. Unbek. Ein armer Pilger, mein schönes Mamsellchen, der vor Müdigkeit nicht weiter kann.

Frizchen. Lieber Himmel! Aber hier dürfen keine Mannsleute herein.

d. Unbek. Und doch! — Es koſtet mir nur ein Wort, ſo müſſen ſich die Thüren von ſelbſt aufthun.

Frizchen. Herr Jeſus! Sind Sie vielleicht ein Zauberer?

d. Unbek. Erſchrecken Sie nicht! Ich werde, ich kann Ihnen nichts thun.

Frizchen. Iſt's auch wahr?

d. Unbek. Gewiß! — Sehen Sie dieſe Schnur da?

Frizchen. Ja! Was —

d. Unbek. Mit der allein mache ich alles möglich.

Frizchen. Der Tauſend! Wie denn ſo?

d. Unbek. Ich darf nur zwey oder

dreymal an eine Thüre damit schlagen, gleich geht sie auf!

Frizchen. Das ist ja erstaunt, aber um Gotteswillen! Thun Sie es ja nicht bey unserer.

d. Unbek. Warum mein liebes schönes Mädchen? Wovor ist Ihnen bange?

Frizchen. Sehen Sie nur ich habe die Wache als Aufseherin — Wenn nun — (sie stockt)

d. Unbek. Wenn nun — Was denn mein kleiner Engel?

Frizchen. Wenn nun die alte Madam Röllig einen Mann im Hause fände, dann müßte ich's ausbaden.

d. Unbek. Seyn Sie unbesorgt, mein englisches Kind! Lieber will ich vor ihrer Thür sterben, als ihnen einen Augenblick Ungelegenheit machen.

Frizchen. Es sollte mich doch schmerzen wenn ich an Ihrem Tode Schuld seyn müßte.

d. Unbek. Und doch ist das sehr wahrscheinlich, wenn Sie mich nicht herein lassen dürfen — Ach ich muß mich setzen — (er seufzt und stöhnt)

Frizchen. Lieber Gott! wenn ich nur wüßte, wenn Madam Röllig — Sie muß doch bald wieder kommen — Sie wird Mitleiden mit Ihnen haben und Sie aufnehmen.

d. Unbek. Ist sie mitleidiger als mein freundlicher Engel?

Frizchen. Ach nein! Nein! Gewiß Nicht!

d. Unbek. Nun so stehe mir Gott in meinem Tode bey! — Ich fühle, der letzter Augenblick ist gekommen, nur

einen Tropfen Waſſer! Gütige Mutter Gottes! Bitte für mich!

Frizchen. Ach um Gottes Willen! Sterben Sie nicht! Sterben Sie ja nicht! Lieber will ich alles — Mag Madam Röllig auch toben — Ich müßte ja keine Chriſtin ſeyn! —

d. Unbek. Gott belohne es Ihnen.

Frizchen. (kommt heraus) Kommen Sie, kommen Sie!

d. Unbek. Gott im Himmel! wie ſchön und wie gut.

Frizchen. Wenn Madam Röllig es wüßte, ſie würde einen ſchönen Lärmen machen.

d. Unbek. Seyn Sie unbeſorgt mein liebes Kind! Ich will mich verſtecken wohin Sie wollen, und morgen mit Tages Anbruch ſetze ich meinen Stab weiter.

Frizchen. So kommen Sie nur geschwind.

d. Unbek. Seyn Sie nur so gut und fassen Sie mich bey meinem Rosenkranze an; man kann keinen Stich sehen — (Sie gehen hinein, und die Thüre wird verschlossen.)

Zweyter Aufzug.

Zimmer von Madame Röllig mit drey Thüren.

Erster Auftritt.

Mad. Röllig, Gustchen, Frischen, Jettchen, Fiekchen, der Unbekannte (unter dem großen behangenen Tische.)

Mad. Röllig. (die fortspricht) Ungeheuer sind es! Die ganze Männerbrut denket auf nichts, als auf unser Unglück. Immer suchen sie uns um unsere Tugend zu bringen.

Frizchen. Unsere Tugend? Was ist denn das liebe Madam Röllig?

Mad. Röllig. Unsere Tugend! — Was für eine alberne Frage! — Unsere Tugend ist das, was wir am Theuersten — am — kurz was die Männer so gern bey uns haben. — Ein Mädchen, die ihre Tugend verlohren hat, macht sich vor aller Welt verächtlich.

Frizchen. Und woran kann man das denn sehen?

Mad. Röllig. An ihrem Betragen! — An ihrem — Kurz damit sie frühzeitig darauf halten lernen — Geben Sie einmal Achtung, (sie nimmt ein Paquet mit gläsernen Ringen) Sehen Sie die Ringe hier?

Frizchen. Ja liebe Madam.

Mad. Röllig. Sie ſind äußerſt zerbrechlich, aber unſere Tugend iſt es noch tauſendmal mehr. Hier will ich jeder von ihnen einen geben! Bewahren Sie ihn ja recht ſorgfältig! Laſſen Sie ihn niemand anſtecken, nicht einmal angreifen. — Ich werde alle Tage darnach fragen, und wenn ihn eine verſchenkt und zerbrochen hat — Aber es iſt ſpät! — Gehen Sie auf ihre Zimmer! Legen Sie ſich ruhig nieder, und beſonders nehmen Sie Ihre Ringe in Acht. (alle ab.)

Zweyter Auftritt.

Der Unbekannte, der unter dem Tiſche hervorkriecht.

Die Ringe! Hahaha! Die Ringe! Nun wir wollen ſehen, ob ich die Wette gewinne; hier ſind die Thüren! Eins,

zwey, drey, vier! Wir wollen bey Nummer Eins anfangen. (klopft an die erste Thüre, zärtlich) Gustchen, Liebes Gustchen.

Dritter Auftritt.

Gustchen (innerhalb) Der Unbekannte.

Gustchen. Wer ruft? (Sie öffnet die Thüre und guckt heraus) Herr Jesus! Ein Mann!

d. Unbek. Seyn Sie unbesorgt mein bestes Gustchen! Es ist ihr zärtlichster Freund, der um ihrentwillen sein Leben wagt.

Gustchen. Und was wollen Sie denn von mir?

d. Unbek. Sehnt sich Ihr sanftes liebevolles Herz nach keinem Verwandten?

Gustchen.

Gustchen. Ach warum wollen Sie meine Ruhe stören. Wer sind sie denn?

d. Unbek. Ihr feurigster Liebhaber?

Gustchen. Mein Liebhaber?

d. Unbek. Ja, Ihr Liebhaber, der zu Ihren Füßen sterben will.

Gustchen. Herr Jesus! Um Gottes, willen nicht!

d. Unbek. Schönste Deines Geschlechts, für die Liebe geschaffen, überlaß Dich ihr.

Gustchen. Aber mein Gott! Wer sind Sie denn? Wie sind Sie denn hierhergekommen. Was wollen Sie denn eigentlich?

d. Unbek. Ich wohne in Ihrer Nachbarschaft. Ich habe Sie einigemal auf der Promenade gesehen; das war genug um Sie anzubeten. Ich hätte alles

gewagt um Sie zu sprechen — wenn Sie mich verachten — Diesen Dolch — (er zieht einen Dolch hervor).

Gustchen. Ach Herr Gott! Herr Gott! Was wollen Sie machen! Ich höre Sie ja an! Was kann ich denn mehr?

d. Unbek. Liebes bestes Gustchen! — Wenn Du wüßtest —

Gustchen. Aber Madam Röllig sagt, daß alle Männer Verräther sind, und daß sie einen den Augenblick wieder ungetreu werden.

d. Unbek. Wer mein Gustchen gesehen hat kann das nicht mehr.

Gustchen. Also wollen Sie mir treu seyn? — Hören Sie?

d. Unbek. Ewig — Ewig — Aber

englisches Mädchen? — Sind Sie mir denn auch recht gut?

Gustchen. Ach Gott ja!

d. Unbek. Woran soll ich's denn sehen?

Gustchen. Woran? Herr Jemine! Sehen Sie denn nicht, wie ich roth dabey werde?

d. Unbek. Aber Sie müssen mirs beweisen mein süßer Engel.

Gustchen. Beweisen? Womit denn?

d. Unbek. Sie werden's nicht thun wollen.

Gustchen. Ich! Gewiß und wahrhaftig — Wenn ich kann!

d. Unbek. Sie haben da ein gläsernes Ringelchen bekommen?

Gustchen. Ach Herr, Gott! Was

verlangen Sie von mir. — Alles, nur das nicht.

v. Unbek. Ich hab's gedacht! — Gehen Sie, daß Sie mich nicht lieben — Leben Sie wohl, ich muß fort — Es greift mich zu sehr an.

Gustchen. Herr Jesus! Wo wollen Sie denn hin?

v. Unbek. In die weite Welt, um mich umzubringen —

Gustchen. Ach Gott! wenn sich nur dürfte —

v. Unbek. Ich sehe, Sie fürchten sich mehr vor Madam Röllig, als vor meine Verzweiflung — Adieu! Leben Sie wohl! (Er will fort)

Gustchen. (hält ihn zurück) Wenn es denn nicht anders seyn kann. — Aber Sie müssen ein bischen warten. — Nicht

wahr, Sie ſind mir nun auch wieder gut. Sie ſehen, daß ich Sie liebe.

v. Unbek. (giebt ihr einen Kuß) Wie mein Leben! Mein Alles! Nur geſchwind mein Engelchen, den Ring!

Guſtchen. (ab) Gleich! Gleich! Nur einen Augenblick Geduld.

Vierter Auftritt.

Der Unbekannte allein.

Bravo, das geht gut! Nur immer vorwärts — Jetzt Nummer Zwey, und ein anderes Regiſter! — (Er klopft an die zweyte Thüre) Jettchen! Jettchen! Liebes Jettchen!

Fünfter Auftritt.

Jettchen. (kommt heraus) Hier! hier! Was gibts denn? (für ſich) Ha, ha! ein Herr!

d. Unbek. Ja mein reizendes Kind — Aber um Himmelswillen machen Sie keinen Lärm!

Jettchen. Es ist wahr. Aber was wollen Sie? Wer sind Sie? Wo kommen Sie her?

d. Unbek. Ein junger Mann aus der Nachbarschaft, der Sie anbetet, und um Ihrentwillen mit der größten Gefahr hier hergekommen ist.

Jettchen. Also lieben Sie mich?

d. Unbek. Ja mein holdes Jettchen! — Aufs feurigste.

Jettchen. Gottlob! So ist doch endlich mein Wunsch erhört! Es soll so herrlich seyn, sich lieben zu lassen.

d. Unbek. O gewiß mein englisches Kind! Aber Sie müssen mich auch lieben.

Jettchen. Ist denn das so nöthig?

v. Unbek. Allerdings! Ohne Gegenliebe ist an keine Treue zu denken.

Jettchen. Gut! Ich liebe Sie!

v. Unbek. Aber bestes Mädchen die bloße Versicherung ist nicht genug.

Jettchen. Das ist wahr — Aber was wollen Sie mehr?

v. Unbek. Proben mein theuerstes Jettchen! Proben!

Jettchen. So! — Was denn für welche?

v. Unbek. Ein kleines Geschenk.

Jettchen. Geschenk? Was denn für ein Geschenk?

v. Unbek. Ihr liebes Kleinod.

Jettchen. Aha! den Ring! Wollen Sie den?

v. Unbek. Gerade den Ring!

Jettchen. Nun wenn Ihnen der Ring Vergnügen machen kann — Warten Sie nur einen Augenblick! Ich will ihn holen.

d. Unbek. Nur bald!

Jettchen. So geschwind als möglich. (ab)

Sechster Auftritt.

Der Unbekannte allein.

Bravissimo! Die hat Feuer. Jetzt Nummer Drey! (er klopft an die dritte Thüre) Frizchen! Liebes bestes Frizchen!

Siebenter Auftritt.

Frizchen. Der Unbekannte.

Frizchen. (kommt heraus) Ach! Sind Sie es Herr Pilger? Was wollen Sie denn noch haben?

v. Unbek. Endlich mein beſtes Frizchen muß ich mich entdecken. — Der Zwang wird mir unerträglich! — Ich bin kein Pilger! Ich bin Ihr Liebhaber.

Frizchen. Mein Liebhaber! Was iſt denn das?

v. Unbek. Ein Mann, der ſein ganzes Glück in den Beyfall ſeiner Freundin ſucht.

Frizchen. Und wenn er ihr gefällt?

v. Unbek. So iſt er der glücklichſte Mann von der Welt.

Frizchen. Nun ſo ſind Sie der glücklichſte Mann, denn Sie gefallen mir außerordentlich.

v. Unbek. O wie ſehr entzückt mich dieſe Verſicherung. Aber —

Frizchen. Sie zweifeln! — Nein Sie können sich gewiß darauf verlassen.

d. Unbek. Sie wollen mich also würklich für Ihren Liebhaber annehmen?

Frizchen. O gewiß.

d. Unbek. Aber hören Sie mein gutes Frizchen! Die Geliebte darf Ihrem Liebhaber nichts abschlagen.

Frizchen. Das will ich auch nicht! — Gewiß nicht.

d. Unbek. Nun mein englisches Kind so geben Sie mir auch ihr Ringelchen.

Frizchen. Mein Ringelchen?

d. Unbek. Ja mein gutes Mädchen! Ich bitte Sie inständigst darum.

Frizchen. Aber was wollen Sie damit machen?

d. Unbek. Ihn als ein Andenken aufheben.

Frizchen. Aber —

v. Unbek. Ich würde Sie ewig dafür lieben.

Frizchen. Aber ist denn meine Versicherung nicht hinreichend? Ich glaube Ihnen ja auch. Sehen Sie denn, daß ich etwas verlange.

v. Unbek. Ach Sie können Alles verlangen, mein Blut — mein Leben — Alles! Alles!

Frizchen. Und — Und — Ihren Rosenkranz?

v. Unbek. Hier mein englisches Kind! — Mit dem größten Vergnügen von der Welt.

Frizchen. (betrachtet den Rosenkranz) Ach! — Da! behalten Sie ihn.

v. Unbek. Nun liebes Frizchen! den Ring!

Frizchen. Ach nein! Madam Röslig hat mir's gar zu sehr verboten —

d. Unbek. Wie? Frizchen versagt mir —

Frizchen. Ich muß —

d. Unbek. Sie lieben mich also nicht —

Frizchen. Und doch —

d. Unbek. Und Sie wollen mir gleichwohl Ihr Ringelchen nicht geben.

Frizchen. Nein — Aber — Sehen Sie (indem sie ihm dasselbe zeigt)

d. Unbek. Nun —

Frizchen. (leise) Aber mein Gott! — Können Sie mir ihn denn nicht nehmen.

d. Unbek. Charmantes Mädchen! (indem er sie küßt)

Achter Auftritt.

Gustchen. Jettchen. Frizchen.
Der Unbekannte.

Gustchen. (Die schüchtern hereintrat) Hier! — Ich hätte Dir besser widerstehen sollen! Nimm ihn — Aber es kostet mir Thränen —

d. Unbek. Könnte es Sie je gereuen theures Mädchen, ihren zärtlichsten Freund glücklich gemacht zu haben —

Jettchen. (die freudig gelaufen kommt) Hier Herzensjunge ist mein Ring.

d. Unbek. Er wird mich auf ewig glücklich machen.

Frizchen. Was? Sie geben Ihnen alle ihre Ringe?

d. Unbek. Wie Sie sehen.

Gustchen. Was ist das?

Jettchen. Himmel!

Gustchen. Wir sind alle betrogen!

Jettchen. Ueber den Schelm!

Frizchen. Also lieben Sie die auch?

d. Unbek. Warum nicht? Ihr seyd ja alle Drey so allerliebst, so charmant —

Jettchen. Mir zu Gefallen — Aber was einem recht ist — Ich behalte mir Revanche vor Herr Allerweltsliebhaber —

Gustchen. Verräther! Gieb mir meinen Ring zurück.

Frizchen. Warum sagten Sie mir denn das nicht gleich?

d. Unbek. O mein Herz ist groß genug für Euch alle Drey.

Neunter Auftritt.

Die Vorigen. Fiekchen.

Fiekchen. Herr Jeſus! Herr Jeſus! Ein Mann — Ein Mann! — Feuer! Feuer! — Hülfe! Hülfe! — Madam Röllig! Madam Röllig!

Zehnter Auftritt.

Die Vorigen. Madam Röllig.

Mad. Röllig. Was denn? Was denn? Was giebts denn?

Guſtchen. Wir ſind verlohren.

Mad. Röllig. Ein Kerl! Ein Kerl! Um der Wunden —

Jettchen. (ihr nachſpottend) Ja ein Kerl! Ein Kerl! Der uns allen Dreyen unſere Ringe genommen hat.

Mad. Röllig. Eure Ringe! Eure

Ringe! — Was hör' ich? Wäre es möglich? Fort! — Fort ihr Satanskinder! Wartet ich will ein Exempel statuiren. (Sie jagt sie ort)

Eilfter Auftritt.

Der Unbekannte. Madam Röllig.

Mad. Röllig. Nun Er unverschämter — Jetzt will ich nach der Wache schicken —

d. Unbek. Verzeihung! Verzeihung! Theuerste Madam Röllig! Nur einen Augenblick Gehör!

Mad. Röllig. Nun geschwind!

d. Unbek. Mein ganzes Verbrechen ist die Liebe.

Mad. Röllig. Pfuy.

d. Unbek. Die Liebe — Aber glauben

ben Sie ja nicht etwa zu dieſen jungen Dingern — zu dieſen —

Mad. Röllig. Zu wem denn?

d. Unbek. (mit Wärme, indem er ihre Hand ergreift und ihr zu Füßen fällt) Nur zu Ihnen! Nur zu Ihnen! Theuerſte Madam!

Mad. Röllig. (bey Seite) Wenn's ſein Ernſt wäre.

d. Unbek. Nur Sie, nur Sie liebenswürdige Frau waren der Gegenſtand meiner Wünſche. Nur um Ihrentwillen kam ich hieher! Nur um Sie zu ſehen, trotzte ich allen Gefahren, und nur Sie will ich ewig lieben.

Mad. Röllig. (ſanft) Aber mein Gott — Mein Gott! So ſtehen Sie doch nur wenigſtens auf — Stehen Sie doch auf.

d. Unbek. Nein ich will zu Ihren Füßen sterben! Ich will mein Verbrechen — O warum mußte ich Sie gefährlichste und schönste aller Frauen kennen lernen!

Mad. Röllig. Sie sind ein loser Mensch! Stehen Sie nur auf! Ich bin nicht so böse als ich aussehe —

d. Unbek. Nur ein Wort des Trostes nur ein leises Wörtchen der Hoffnung von Ihren Rosenlippen.

Mad. Röllig. Sie können auf mich rechnen! Ich bin —

d. Unbek. O Entzücken! Aber wer verbürgt mir —

Mad. Röllig. Unbescheidner! Ungnügsamer!

d. Unbek. Ich kenne meine Unwürdigkeit — Ich weiß meine Nebenbuhler —

Mad. Röllig. Was wollen Sie denn aber eigentlich?

d. Unbek. Einen kleinen Beweiß! — Eine ſüße Probe!

Was die Männer doch — Giebt man ihnen eine Hand — Aber was wollen Sie denn eigentlich haben?

d. Unbek. Ihre Doſe! Ihre ſchöne Tabaksdoſe. —

Mad. Röllig. Meine Doſe —

d. Unbek. Ja beſte liebe Madam, ich will ſie zum Andenken aufheben. Ich will —

Mad. Röllig. Nun ſo nehmen Sie ſie nur —

Zwölfter Auftritt.

Alle Kostgängerinnen stürzen herein.

Ha! ha! ha! ha! ha! ha! Madam Röllig! — Sieh doch! Sieh doch!

(Sie umringen sie, und machen sich lustig. Indem nähert sich der Unbekannte der Thür, und sagt:)

Ich habe meine Wette gewonnen! Hütet euch vor den Schmeicheleyen ihr Damen! Jetzt will ich machen, daß ich fort komme.

Das Wunderglas.

Posse in einem Aufzuge.

Personen:

Herr von Hoppensack, Rittergutsbesitzer.

Fritz, sein Sohn.

Magister Zippelius, dessen Hofmeister.

Martin, Pachter des Herrn von Hoppensack.

Herr von Silk.

Herr von Galmey.

Sophie, Tochter des Herrn von Galmey.

Tobias, Gärtner des Herrn von Galmey.

Lise, seine Frau.

Die Scene ist hinter dem Herrnhause auf dem Guthe des Herrn von Hoppensack

Erſter Auftritt.

Pächter Martin. Sophie. Liſe.

Martin.

Nä das geht er nicht! Das geht er nicht! Das geht er mein Seel nicht.

Sophie. Bitte! Bitte.

Martin. Hol mich der Deutſchel! da wird nichts draus!

Liſe. So ſey er doch nicht ſo ein Tyrante.

Martin. Das iſt meine Pflicht! Was kann ich en davor?

Sophie. (ſchmeichelnd) Nur bis auf den Abend.

Martin. 'S geht er nicht! Ich darf nicht, wenn ich gleich wollte.

Lise. Aber um Jesus willen, warum denn nicht?

Martin. Weil der Herr das Weibsvolk nicht leiden kann.

Lise. Wird er doch! Ich dachte was mich bisse.

Martin. 'S ist mein Seel' wahr. Er ist'n spinnefeind! Ich glaube er würf mich aus dem Pachte.

Sophie. Aber mein Unglück! Meine Stiefmutter! Meine Thränen —

Martin. Sein Herz ist wasserdicht! Das läuft alles ab.

Lise. Und ihr hübsches Gesichtchen! Und ihre milchweißen Patschgen. Seh er einmal nur.

Martin. Ach ich ſeh's wohl, aber 's geht doch nicht.

Sophie. Wenn ich nur wenigſtens mit dem jungen Herrn ſprechen könnte.

Martin. (in Eifer) Mit dem jungen Herrn! Mit dem jungen Herrn! — Hol mich — Was? — Peſtilenz! Das iſt's ja eben! — Ja mit dem jungen Herrn! — Wart bis übermorgen! — Eben drum! — He Mamſellchen! — Was zum Kukuk! — mit dem jungen Herrn! — Sieh doch! —

Liſe. (einfallend) Nun da werd' 'nmal eins klug! Er redt ſo verwirrt, wie mein Bruder ſeel'ger, als ſie ihn verbanirten.

Martin. Ho! Seht 'nmal an! — Nun ſperr ſie die Ohren auf, ich will ihr's mal zu wiſſen thun. (Nimmt ſie bey

dem Kopfe, und schreit ihr in die Ohren) „Weil dem Junker kein Weibsgeschmeiß zu nahe kommen soll.“ Hat sie's nun verstanden?

Lise. Das glaub mal eins. Warum denn nicht? —

Martin. Warum? Warum? — Je so sey sie mal nicht so dumm! — Kann sie sich denn das nicht am Fingern abzählen? — Weil er nicht will — Der Junker weiß den Henker davon — Mein Seel' 's ist zum Todtlachen. Er glaubt steif und fest, die ganze Welt hat Hosen an.

Lise. (lacht)

Sophie. (unruhig) Aber lieber Herr Pachter, warum hat denn der gnädige Herr so eine große Aversion vor uns?

Martin. Das kommt von der gnädigen Frau her. Gott hab sie seelig. Das war einmal ein Weibsstück! Die hat ihn tanzen lassen — Du mein Gottchen du! — Todtgeschlagen hätte ich sie, so wahr ich gesund hier stehe. — Keine ruhige Stunde ließ sie ihm — So ein Drache kann nicht wieder gefunden werden.

Lise. Und darum soll der Junker wie ein Stück Vieh aufwachsen, und nicht wissen wie oder wenn?

Martin. Mag er! Der gnädige Herr wills einmal haben. Besser er weiß gar nichts, als daß es ihm 'nmal der Quere geht. Kurzum! Weibsvolk und Raubvögel! beyde dürfen nicht ins Revier.

Sophie. Aber hat denn der arme Junker noch gar kein Frauenzimmer gesehen?

Martin. Was will er? — Mein Seel' er ist so dumm, daß er einen dauert. Er weiß weder aus noch ein! Hab ichs denn nicht gesagt, er denkt, daß die ganze Welt behost ist. — Aber nun ist's genug! Marsch! Macht 'nmal nur daß ihr fort kommt.

Sophie. Herr Martin!

Martin. Was denn?

Sophie. Einen schönen Dukaten —

Martin. Ich darf nicht! 'S geht er nicht!

Lise. Wir wollen uns gar nicht rühren.

Martin. Wenn ers erfährt.

Sophie. Da hab ich noch einen ganz neuen —

Martin. Mir zu gefallen könnte ſie gern da bleiben — aberſt —

Liſe. Wir verſtecken uns!

Sophie. Ich lege noch einen zu —

Martin. Es iſt ein verdammtes Ding. Wenn ich nur wüßte —

Liſe. Thu er's man immer

Sophie. Sieht er — drey ſchöne Dukaten. — Sey er doch nur ſo gut!

Martin. Hol mich — Wenn ich nur nicht ſo weichherzig wäre!

Sophie. Lieber guter Herr Martin!

Martin. Er wirft mich aus dem Pachte, ich ſeh's voraus, aberſt — Wenn ich's nur nicht ſehen ſollte.

Sophie. Mach' er die Augen zu! Wart er! Ich will sie ihm zudrücken! (sie legt ihm auf jedes einen Dukaten) Nun?

Martin. Je nun! (indem er die Dukaten mit den Händen andrückt) Bloß das Rechte! Da hab ich noch einen kleinen Schein!

Sophie. Da wollen wir noch ein Pflaster drauf legen. (Indem sie ihm einen dritten Dukaten giebt) Und auf das Linke obendrein! (indem sie einen vierten darauf drückt)

Martin. So! So! Nun meinetwegen! Ich bin blind, stockblind! Ich sehe nichts! Was gehts mich an? Mir zu Gefallen! — Versteckt euch! — Ich habe nichts darwider! Was ich nicht weiß — macht mich nicht heiß! Adieu.

— Freue dich o meine Seele! (singend ab.)

Zweyter Auftritt.

Sophie. Liſe.

Sophie. Aber wo ſollen wir uns denn nun verſtecken?

Liſe. Dort in das Pachterhaus — liebes Fräulchen.

Sophie. Wenn ich nur den Junker ſehen ſollte.

Liſe. Sieh doch! Nun ich hab's gedacht, lieb's Fräulchen!

Sophie. Er dauert mich doch, daß er ſo einfältig bleiben ſoll.

Liſe. Je! Je! liebes Fräulchen. Ich weiß was ich weiß —

Sophie. Was weißt du?

Liſe. Daß 's Fräulchen in ihn verliebt iſt.

Sophie. Du weißt nicht, was du willſt.

Liſe. Ach ja doch ja! Warum wollten ſie denn den großen Schlagetodt nicht haben. Gelte?

Sophie. Du weißt mehr als ich. — Freylich Herr von Galmey iſt mir unausſtehlich. (Pauſe) Und der Junker —

Liſe. Ach ja der Junker! — Wenn er nur nicht —

Sophie. Gerade darum! — Deſto mehr wird er mich lieb haben.

Liſe. Herr Jeſus was iſt das? — (Man hört Tobias hinter dem Theater rufen. Er kommt aber erſt zum Vorſchein, wenn Martin und Magiſter Zippelius allein ſind)

Dritter Auftritt.

Tobias. (Hinten) He! He! He!

Sophie. Himmel wer ruft da?

Tobias. (hinten) He! He! He!

Liſe. Es iſt Tobias, der Sappers ment!

Sophie. Geſchwind! Geſchwind ins Haus. (In dem Augenblicke tritt ihnen Martin in den Weg.)

Vierter Auftritt.

Sophie. Tobias. Martin. Liſe.

Martin. Wohin? Wohin? Rechts zur Hinterthür hinaus!

Sophie. Tobias Liſens Mann —

Martin. Der gelehrte Herr Magiſter Zippelius.

Tobias. (hinten) Heda! Holla!

Liſe. Um Gotteswillen! Wenn er uns fände.

Fünfter Auftritt.

Sophie. Liſe. Mag. Zippelius. Martin. Tobias.

Mag. Zippelius. (in der Ferne) He! Martin! He Martin!

Martin. Hört ihrs! Wir ſind verleſen, wenn er uns ſieht.

Sophie. Um Gotteswillen!

Martin. Ins Haus! Und keinen Mucks! Hört ihrs? (er ſchiebt ſie hinein)

Sechſter Auftritt.

Mag. Zippelius. Martin. Tobias.

Mag. Zippel. Wer ſchreyt denn ſo?

Martin. Ich weiß nicht Herr Magiſter. Es muß ein Fremder ſeyn, der ſich verirrt hat.

Tobias. (der jetzt kommt) Eh! Seyd ihr denn ſtumm ihr Herrn!

Mag. Zippel. Keinesweges.

Tobias. Oder taub.

Mag. Zippel. Mit nichten.

Tobias. Nun was gebt ihr denn keine Antwort?

Mag. Zippel. Weil es uns nicht gefällig iſt.

Tobias. Bravo! Ihr ſeyd meine Leute! (indem er den Magiſter umarmen will)

Mag. Zippel. Seit wenn kennen wir uns denn?

Tobias. Ich weiß nicht! Ich denke aber erſt ſeit dieſen Augenblick.

Mag. Zippel. (trocken) So kommt es mir auch vor.

Tobias. Tausend über das Wunder.

Mag. Zippel. Ueber den Hasenfuß.

Tobias. Ja! ja ich sehe es schon an ihrer gelehrten Miene, Sie werden mirs sagen können, wo ich suchen muß.

Mag. Zippel. Was suchen? Was suchen wir guter Freund?

Tobias. Meine Frau. Haben Sie sie vielleicht? —

Mag. Zippel. Ueber unsere Gränze dürfen weder Weibsleute noch Spitzbuben.

Tobias. Potz Krautsallat! Sie ist mir aber echappirt! Können sie denken mit unsers allergnädigsten Herrn gnädigen Fräulein, die den Herrn von Gal-

mey, wie in parforce partout heirathen ſollte. Weis der Kukuk wie ſie das angefangen haben. Liſe lag neben mir; und kaum — kurz wie's zu gehen pflegt — ich war marode, und ſchlief ein — Wie ich aufwache — fort iſt ſie über alle Berge.

Mag. Zippel. Ein Raptus Virginum! Ein Raptus Virginum. Zu deutſch ein Jungferraub! Ein Jungferraub!

Tobias. Jungfer? — Nein Herr! bey Liſen! — Da hab ich er für geſorgt! Die andere! die Fräulchen (er ſtreicht ſich mit den Finger über den Mund) das iſt noch ein friſches Birnchen.

Mag. Zippel. Alſo iſt an ſeiner Frau nichts zu verderben.

Tobias. Excuſiren! Excuſiren! Ja

meinem Garten; auf meinem Grundstück! Sie verstehen mich —

Mag. Zippel. Es ist freylich ein möglicher Fall. Indessen kann man das hinterdrein.

Tobias. Gelt wenn wir sie nur erst wieder hätten.

Mag. Zippel. Ich meyne man könnte das leicht erfahren.

Martin. Was?

Tobias. Ob — Hab ich Recht? — Ob sie die Gartenthür verschlossen gehalten hat.

Mag. Zippel. Richtig. Dieses könnte man —

Tobias. (einfallend) Im Ernste! Aber wie denn? Wie ließe sich das untersuchen?

Mag. Zippel. Sehr leicht, durch den gnädigen Herrn sein Wunderglas.

Tobias. Ein Wunderglas? Was der Tausend, was ist das für ein Ding?

Mag. Zippel. Ein Glas, das die besondere Eigenschaft hat die Treue oder Untreue der Weiber zu erkennen zu geben.

Tobias. Ists ein Trinkglas oder ein —

Mag. Zippel. (einfallend) Ein Trinckglas ists. Man schenkt es voll, und der Mann muß es an den Mund bringen. Ist seine Frau treu, so geht es gut, wo nicht, so bleibt kein Tropfen Wein darinn.

Tobias. Der Tausend! Warte Lise! Warte! Aber wo hat denn der gnä-

dige Herr das sonderbare Zauberglas hergekriegt?

Mag. Zippel. Er hat es von einem orientalischen Doctor gekauft.

Tobias. Warum denn?

Mag. Zippel. Als ein physikalisches Curiosum.

Tobias. Hm! Hm! Er war gewiß auch verheirathet?

Mag. Zippel. Allerdings!

Tobias. Hm! Hm! Jetzt merk ich's. Er wollte gewiß auch sehen ob die gnädige Frau —

Mag. Zippel. Kann wohl möglich seyn!

Tobias. Nun und wie wars? — Lief der Wein?

Mag. Zippel. Mit nichten!

Tobias. Das heiß ich Glück! Erfuhrs denn die gnädige Frau?

Mag. Zippel. Allerdings!

Tobias. Nun, wie nahm sie's auf.

Mag. Zippel. Vier Wochen drauf—

Tobias. Machte er die Probe noch einmal.

Mag. Zippel. Richtig!

Tobias. Und? —

Mag. Zippel. Der Wein lief.

Tobias. Ey! Ey! Was fing er denn an?

Mag. Zippel. Er ließ sich scheiden, und beschloß, immer auf seinem Gute zu bleiben.

Tobias. Mit dem Wunderglase?

Mag. Zippel. Allerdings!

Tobias. Wozu braucht er's denn nun?

Mag. Zippel. Um seine Herren Brüder kennen zu lernen.

Tobias. So! So! Hat 'er denn viel in diesem großen Orden entdeckt?

Mag. Zippel. O Legion!

Tobias. So! So!

Martin. Da kommt er eben!

Tobias. Er sieht struppicht genug aus, ganz wie ein Hörnerträger.

Siebenter Auftritt.

Herr von Hoppensack. Mag. Zippelius. Tobias. Martin.

Hr. v. Hoppf. (sehr erhitzt) Ach liebwerthester Herr Magister! Ach liebwerthester Herr Magister!

Mag. Zippel. Was denn? Mein gnädigster Herr von Hoppensack!

Hr. v. Hoppf. Ach ich bin außer

mir — Ich weiß gar nicht — Wer ist der Mann?

Mag. Zippel. Er sucht seine Frau, und will das Wunderglas probiren.

Tobias. Ja ja das Wunderglas! Ich will nur erst die Patientin holen.

(ab)

Achter Auftritt.

Die Vorigen, ohne Tobias.

Hr. v. Hoppf. Ach! Ach!

Mag. Zippel. Aber um Gotteswillen.

Hr. v. Hoppf. Ach ich bin des Todes. Ich habe —

Mag. Zippel. Was denn?

Martin. Sollte er das Weibsvolk —

Hr. v. Hoppf. Ich habe — (bemerkt Martin und giebt ihm eine Ohrfeige —) Was

machst du hier Halunke? Fort an deine Arbeit — (Martin ab)

Neunter Auftritt.

Herr von Hoppensack. Mag. Zippelius.

Mag. Zippel. Mein gnädigster Herr Patron, haben Sie die Gnade, sich gnädigst zu expliciren zu gethan.

Hr. v. Hoppf. Ich habe eben — Ach!

Mag. Zippel. Haben Sie die Gnade sich gnädigst zu fassen, ich bitte unterthänigst —

Hr. v. Hoppf. Ich habe so eben eine Unterredung mit Friz gehabt.

Mag. Zippel. Und wie fanden ihn mein gnädigster Herr Patron?

Hr. v. Hoppf. Ach mein liebwer-

theſter Herr Magiſter. Ich weis gar nicht was ich ſagen ſoll. Er fängt an — er wird — neugierig.

Mag. Zippel. Freilich! Freilich! Der Caſus iſt ganz natürlich. Ich habe es längſt gedacht. Nun mein gnädigſter Herr Patron?

Hr. v. Hoppf. Wenn ich nur noch wiſſen ſollte, woher der Donnerjunge die teufliſchen Gedanken bekömmt. Können Sie glauben, er fragte mich gerade zu, ob die Mama ſeeliger auch Hoſen angehabt hätte?

Mag. Zippel. Das ſind die Ideae innatae! die angebohrnen, die in uns gepflanzten Ideen — Aber — Ja! ja! — Er iſt's, dort kömmt er aus dem Hauſe! — Haben Sie die Gnade mich einen Augenblick mit ihm allein zu laſſen,

gnädigster Herr! Ich will verſuchen —

Hr. v. Hoppſ. Ja verſuchen Sie, ob Sie ihn die böſen Gedanken vertreiben können — ich will gewiß erkenntlich ſeyn. (ab)

Zehnter Auftritt.

Friz. Mag. Zippelius.

Friz. Warum geht denn der Papa fort?

Mag. Zippel. Er hat zu thun. Wollen Sie was?

Friz. Ich weiß nicht.

Mag. Zippel. Sie wiſſen's nicht?

Friz. Nein! Es iſt mir ſo kurios —

Mag. Zippel. Wie denn?

Friz. So laulich, ſo langweilig, ſo

kalt — ich weiß nicht, wie ich mich ausdrücken ſoll.

Mag. Zippel. Weil man ein indolenter junger Menſch iſt, der ſeinen Geiſt nicht mit den ihn umgebenden Schönheiten beſchäftigen kann.

Friz. Was denn für Schönheiten?

Mag. Zippel. Feuer, Luft, Waſſer, Erde, Sonne, Mond und Sterne, Blumen, Kräuter und Bäume —

Friz. Ach das iſt alles recht ſchön! Aber lieber Herr Magiſter! Ich wollte gern —

Mag. Zippel. Was denn?

Friz. Sie werden nicht wollen.

Mag. Zippel. Nur heraus! Was denn?

Friz. Verſprechen Sie mir, daß ſie wollen.

Mag. Zippel. Wir wollen ſehen.

Friz. Ich wollte gern ein bischen weiter ſpazieren gehen. So ins Feld! oder auf's andere Dörfchen.

Mag. Zippel. (ernſthaft) So?

Friz. Ach! hab' ich's nicht geſagt, Sie würden nicht wollen.

Mag. Zippel. Weiß man nicht, daß es der gnädige Herr Papa verboten hat?

Friz. Ach! Das iſt es eben! Ich weiß recht gut — Aber warum will nur der Papa, daß ich die Sachen nicht ſehen ſoll?

Mag. Zippel. (vor ſich) Der kleine Spitzbube.

Friz. Lieber Herr Magiſter! Hören Sie — Seyn Sie doch ſo gut, und ſagen Sie mir, was das für Sachen ſind?

Mag. Zippel. Sachen.

Friz. Ja, was nicht hier iſt, und ich nicht ſehen ſoll.

Mag. Zippel. Nichts.

Friz. Gehen Sie doch Herr Magiſter!

Mag. Zippel. Man kann es glauben!

Friz. Ich weiß wohl, daß ichs nicht wiſſen ſoll! Warum leſen denn Sie und der Papa in Büchern und warum ich nicht?

Mag. Zippel. Kommt Zeit, kommt Rath.

Friz. Aber es iſt mir ſo laulich, ſo langweilig; ich kanns nicht länger mehr aushalten.

Mag. Zippel. Geduld! Geduld!

Friz. Aber mein Himmel, wenn

nun der Papa ſtürbe! Wiſſen Sie noch, wie's der Mama ging, daß ſie ſie fort trugen?

Mag. Zippel. Dann wäre ich ihr zweyter Vater.

Friz. Sie? Ach Sie wollen mich zum Beſten haben. Nein, mein Vater iſt mein Vater! Wie können Sie's denn hinterdrein werden?

Mag. Zipp. Gnug! Man laſſe mich mit Frieden! — Nichts als albernes Zeug — Man nehme ſeine Violine, und geige —

Friz. Wenn nur jemand mit mir ſpielte —

Mag. Zippel. Man kann ſich beſchäftigen. (ab)

Friz. Nun wart nur! Ich will ſchon

dahinter kommen! Ich will ſchon dahinter kommen!

Eilfter Auftritt.

Sophie. Liſe. Friz.

Liſe. Wahrhaftig da iſt er Fräulchen.

Sophie. (freudig) Wo?

Liſe. Dort bey der Thür.

Sophie. Wie er traurig ausſieht. — Wir wollen doch ſachte hinſchleichen —

Friz. (ohne ſie zu ſehen) Der Papa iſt doch kein guter Mann! Er ſollte mir was lernen laſſen —

Liſe. Wir müſſen ihm nicht gleich ſagen wer wir ſind.

Sophie. Was wett' ich! Er wirds errathen.

Friz. (erblickt sie) Tausend was ist das? — Ein charmanter junger Bursche! — Aber was er für curiose Kleider hat — Hosen so weit wie mein Ueberrock. (Sophie und Lise verneigen sich) Mein Himmel, was machen sie denn für sonderbare Complimente!

Sophie. (laut aus der Ferne) Wir wagen nicht —

Friz. Sie reden wie ich! — Nun was ich die fragen will.

Sophie. Sie scheinen über uns erstaunt zu seyn?

Friz. Ach ich habe in meinem Leben noch nichts so hübsches, so allerliebstes, so schönes, so charmantes —

Lise. He! Der hats Maul am rechten Flecke!

Friz. Wo kommen sie her? Wer

hat ſie hierher gebracht? Zu wem wollen Sie? Zu meinem Vater oder zu mir? Ach reden Sie doch ja nicht mit ihm! Bleiben Sie lieber bey mir!

Sophie. Haben Sie uns denn ſo gern bey ſich.

Friz. Ach für mein Leben gern!

Liſe. Das klingt ſchön.

Sophie. Und was glauben ſie wohl? —

Friz. Was ich glaube?

Sophie. Ja, wer wir ſind?

Friz. Sie ein charmantes junges Bürſchchen.

Liſe. Und ich?

Friz. Ein Herr Magiſter.

Sophie und Liſe. (lachen) Das iſt artig.

Friz. Nun habe ich da nicht recht?

Liſe. Da ließe ſich viel drüber ſchwatzen.

Friz. Schwatzen? — Ach ja, wir wollen mit einander drüber ſchwatzen. Fangen Sie nur an.

Liſe. Wir ſind nicht was Sie ſind.

Friz. Was bin ich denn?

Liſe. Ein Mann.

Friz. Und ihr?

Liſe. Gerade das Gegentheil.

Friz. Das Gegentheil? Ich verſtehe Sie nicht.

Liſe. Werdens ſchon einmal lernen! Aber laſſen Sie 'nmal hören! Wen von uns beyden haben Sie nun am liebſten?

Friz. (auf Sophien zeigend) Den da!

Sophie. Iſt's wahr?

Friz. Wahrhaftig! Soll ich ſchwören? —

Sophie. Alſo ſind Sie mir gut?

Friz. O für mein Leben!

Sophie. Aber was denken Sie denn?

Friz. Tauſend Dinge, die ich vorher nicht gedacht habe.

Sophie. Können Sie mir nichts davon ſagen?

Friz. Ach es iſt mir ſo wunderlich zu Muthe, ſo wunderlich! Ich kanns gar nicht beſchreiben. —

Sophie. Womit wollten Sie mir denn ihre Liebe beweiſen?

Friz. Mit allem in der Welt.

Sophie. Wollten Sie mit uns kommen?

Friz. O ja! ja! wohin Sie wollen.

Zwölfter Auftritt.

Mag. Zippelius. Sophie. Liſe. Friz.

Friz. (äußerſt vergnügt) Ach mein theuerſter Herr Magiſter! Die Freude! Die Freude!

Sophie. O Himmel!

Mag. Zippel. Was iſt das? Nun Gott ſtehe uns bey.

Friz. Sehen Sie, habe ich nicht Recht! Sehen Sie, daß es noch andere Menſchen giebt. Was ſie für ſchöne weite Hoſen anhaben.

Mag. Zippel. (Das Lachen verbeißend) So?

Liſe. (bey Seite) Er ſieht aus wie unſer Schulmeiſter.

Mag. Zippel. Und ihr — ihr — wer der Henker hat euch hergeführt?

Friz. Liebſter Herr Magiſter! —

Mag. Zippel. Fort!

Liſe. Was er für Augen macht.

Sophie. Pfuy! Ueber den häßlichen Menſchen!

Mag. Zippel. Wer hat euch hierherkommen heißen? Ihr — Was wollt ihr? —

Liſe. Er ſieht aus wie ein Wehrwolf.

Friz. Liebſter Herr Magiſter! Erſchrecken Sie ihn doch nicht!

Mag. Zippel. Was kleiner — Man unterſteht ſich — (bey Seite) Sie iſt doch ſo übel nicht! —

Sophie. Wenn wir gefehlt haben

— Es iſt ein unglücklicher Zufall — Wir wollen gewiß ſobald als möglich —

Liſe. Hätten wir gewußt, daß Sie da wären — wir hätten's wohl bleiben laſſen.

Friz. Nicht wahr lieber Herr Magiſter! Es iſt ein charmantes Bürſchchen? —

Mag. Zippel. Eine charmante — Was verſtehen wir davon!

Liſe. Wie ihn der Kamm ſchwillt. Er ſieht aus wie ein Puterhahn!

Friz. Kommen Sie lieber Herr Magiſter! Wir wollen ihn zum Papa führen.

Mag. Zippel. Zum Papa! — Was? — Jetzt machen Sie daß Sie fort kommen! Und ihr — ihr — den Augenblick Marſch! — Oder —

Friz. Ich will aber nicht.

Mag. Zippel. Fort ſage ich Ihnen — (heimlich zu Liſen) Verſteckt euch nur in meiner Stube! — Hier iſt der Schlüſſel! —

Liſe. (zu Sophien) Hören Sie einmal!

Mag. Zippel. (zu Friz) Fort! den Augenblick, (zu den beyden) Links! So geht doch!

Friz. (zu beyden) O mein Himmel! Bleiben Sie doch! Wir wollen mit einander ſchwatzen! — Nur einen Augenblick. Ich will zum Papa laufen! Ich will ihn um Erlaubniß bitten — (drohend) Sie ſollen ſchon ſehen Herr Magiſter! Sie ſollen ſchon ſehen! — (ab)

Dreyzehnter Auftritt.

Sophie. Liſe. Mag. Zippelius.

Mag. Zippel. Aber ihr Kinder! — Wißt ihr wohl, wo ihr ſeyd, und was euch bevorſteht?

Sophie. Wir wiſſen alles, was Sie ſagen wollen, aber wir hoffen alles von Ihrer Güte —

Mag. Zippel. (zu Sophien) Nur um Ihres hübſchen Geſichtchens willen — aber hören Sie, laſſen Sie ſich ja nicht mit dem Bürſchchen ein! Er könnte alles verderben. — Sein Vater will die Familie mit ihm ausſterben laſſen, und wird nie zugeben —

Sophie. (einfallend) Liebſter Herr Magiſter! bringen Sie uns nur in Sicherheit — Nur in ein Zimmerchen, daß

wir Ihnen unser Unglück weitläuftig erzählen können.

Mag. Zippel. Mein Zimmer! ja! — Erzählen — Ich will's Ihnen zu Gefallen gern auf mich nehmen, aber Sie müssen auch — Kommen Sie nur! —

Vierzehnter Auftritt.

Sophie. Lise. Mag. Zippelius. Martin.

Martin. (der sie überrascht) Ha! Ha! Nun geben Sie mir auch was ab Herr Magister!

Mag. Zippel. Daß du! Ich wollte, daß er beym Henker wäre.

Martin. Nun weil Sie sie mit in Ihre Stube nehmen wollen. Gott Lob! wenn's an's Hängen kommt, werde ich doch Gesellschaft haben —

Mag. Zippel. Willſt du das Maul halten?

Martin. Potz Fickerlot! Nä! Nä! wahrhaftig nicht! bis ich die Sache vom Halſe habe —

Mag. Zippel. Was für eine Sache?

Martin. Das Hängen meyne ich! — daß Sie mirs abnähmen!

Mag. Zippel. Kerl! —

Martin. Sie ſind ja ein ſo gelehrter Herr! Sie werden's gewiß beſſer verſtehen.

Mag. Zippel. Was will er denn?

Martin. Mein Antheil (auf Liſen zeigend) oder ich verrathe Alles!

Liſe. Herr Jeſus! wer huſtet denn dort!

Martin. Geſchwind wieder ins

Haus! — Aber Herr! — (Liſen anfaſſend) Wenn er nicht Wort hält!

(Sophie und Liſe gehn ins Haus)

Funfzehnter Auftritt.

Herr von Hoppenſack. Mag. Zippelius. Friz. Martin.

Friz. (immer noch begeiſtert) Ja Papa! Wenn Sie ihn nur erſt werden geſehen haben — Kommen Sie nur! Wo iſt er? Nun Herr Magiſter —

Mag. Zippel. Was wollen der Junker?

Hr. v. Hoppſ. Ich weiß nicht.

Friz. Wo iſt er hin Martin?

Martin. Wer denn?

Friz. Sagen Sie's Herr Magiſter! oder wahrhaftig! —

Mag. Zippel. Ey! ey! Junker Friz! Was kömmt Ihnen an!

Friz. (zu Martin) So sag doch! oder —

Martin. Sapperment! Erdrosseln Sie mich nicht! (für sich) Dort steht auch noch einer.

Friz. Ach Papa! Wenn ich ihn nicht wieder finde so sterbe ich.

Hr. v. Hopps. Aber in aller Welt — liebwertheſter Herr Magiſter — Ich begreife gar nicht. Was ſucht er denn?

Mag. Zippel. Vermuthlich einen Sperling, gnädigſter Herr Patron!

Friz. Nur keinen Sperling! Keinen Sperling!

Martin. (faßt ihn an) Nun ſo kommen Sie, wir wollen ihn ſuchen. (Er führt ihn grade nach der entgegengeſetzten Seite ab.)

Sechszehnter Auftritt.

Hr. v. Hoppenſack. Mag. Zippelius.

Hr. v. Hoppſ. Ich glaube wahrhaftig es rappelt mit meinem Jungen.

Mag. Zippel. Freilich, mein gnädigſter Herr Patron, die Ideae innatae! — die an- und eingebohrnen Ideen! Ich wollte wetten, er fantaſirt von lauter Weibern.

Hr. v. Hoppſ. Weiber? Sie ſpaßen liebwertheſter Herr Magiſter! Kann man von dieſem Geſchmeiße phantaſiren?

Mag. Zippel. Haben mein gnädigſter Herr Patron niemals die Gnade gehabt vom Teufel zu träumen?

Hr. v. Hoppſ. Das iſt wahr, — aber Friz?

Mag. Zippel. Ich fürchte! Ich fürchte! Hier steckt etwas dahinter.

Hr. v. Hopps. Was?

Mag. Zippel. Irgend ein Kunstwerk des Satans! der umhergeht wie ein brüllender Löwe —

Hr. v. Hopps. Und suchet welchen er verschlinge! Gut gesagt! Das gilt vortrefflich von diesen höllischen Geistern, Weiber genannt.

Mag. Zippel. Immer sperren sie den Rachen auf.

Hr. v. Hopps. Zum Verderben!

Mag. Zippel. Sie sind unersättlich.

Hr. v. Hopps. Wie ein bodenloser Abgrund

Mag. Zippel. Wer weiß, ob sich nicht ein solches höllisches Geschöpf hat sehen lassen; so daß es der Junker —

Hr. v. Hoppf. Wär es möglich! Sie zünden mir ein Licht an!

Mag. Zippel. Ich habe Vermuthung —

Hr. v. Hoppf. Was iſt zu thun?

Mag. Zippel. Ich weiß es nicht.

Hr. v. Hoppf. Gut! ſo ſoll mein Sohn dieſes verderbte Geſchlecht nur kennen lernen um es zu haſſen! Aber aber mein Gott was kommt da für Geſellſchaft?

Mag. Zippel. Der Bauer mit ein Paar Herren, um das Glas zu probiren.

Siebzehnter Auftritt.

Hr. v. Hoppenſack. Mag. Zippelius. (vorne) Herr v. Galmey. Herr v. Glick. Tobias. (hinten) Sophie und Liſe. (am Fenſter des Häuschens)

Liſe. (zu Sophien) Der charmante junge Herr iſt nicht da! Sie können es glauben.

Sophie. Was wird das für ein Ende nehmen? Ich weiß mich nicht vor Angſt zu laſſen.

Hr. v. Galmey (zu Hr. v. Glick) Ja! ja! ich ſag es Dir! Ich — Du biſt ein Schaafskopf.

Sophie. Herr Gott mein Vater und mein Onkel!

Tobias. (zu Hr. v. Galmey) Bedenken Ihro Gnaden, Ihr Herr Schwager.

Hr. v. Silck. Es ſollte mir leid thun meinen Stamm ſo zu bemakeln.

Tobias. (zu Hr. v. Silck) Bedenken Ihro Gnaden, Ihr Herr Schwager.

Hr. v. Galmey. Du könnteſt nicht mehr geehrt werden.

Hr. v. Silck. Still! Das Gegentheil! Das Gegentheil! Gott verzeih mirs!

Tobias. Aber meine gnädigen Herren! (bey Seite) Ich glaube wahrhaftig, ſie gerathen einander noch in die Haare. (Alle drey kommen vor)

Hr. v. Hoppſ. Ich meine Herren! Meine Herren! Ich bitte! Nicht doch! Nicht doch! Menagieren Sie ſich doch!

Hr. v. Galmey. Denken Sie einmal: Ich thue meinem Schwager die Ehre an, ſeiner Tochter meinen Sohn

zum Manne zu geben; und eben, wie die Hochzeit seyn soll — läuft das Mädchen davon. — Nun schiebt er die Schuld auf mich, und ich sage, daß das Mädchen wohl weiß was es thut.

Hr. v. Silk. Was? Wenn es erlaubt ist — Hä!

Hr. v. Galmey. Daß es seine Unmündigkeit fühlt.

Hr. v. Silk. Der Donner und das Wetter, Herr Schwager! Zwanzig Tausend Thaler! Der Henker! Ich weiß es besser! Sie mag den Bräutigam nicht! Der lange dünne — Gott verdamm mich! Ich hätte auch klüger seyn sollen. Und dann erst vierzehn Jahr! — Verdammt war der Einfall!

Hr. v. Galmey. Was will der Hahnrey reden.

Hr. v. Silk. Hahnrey selbst! Der Donner soll ihm in Magen fahren.

Hr. v. Hoppf. Keine Anzüglichkeiten, meine Herren! Die Sache kann gleich ins Reine kommen.

Tobias. Ja, mit dem Glase! Mit dem Glase!

Hr. v. Silk. Bravo! Ich fürchte nichts, Tobias hat mir davon gesagt.

Hr. v. Galmey. Ich auch nicht!

Hr. v. Silk. Und ich noch weniger — Her damit! —

Hr. v. Hoppf. Liebwerthester Herr Magister! —

Mag. Zippel. Gleich! Gleich! (geht ab, und kommt mit dem Glase wieder) Nun Tobias! Laß sehen!

Hr. v. Silk. Her! her damit! Auf meine Frau kann ich Felsen bauen. (Er

will trinken! indem er aber das Glas an den Mund setzt, läuft der Wein heraus. Alle lachen) Ach! Ach! — Ich bin des Todes! —

Hr. v. Galmey. Gratulire! Gratulire!

Hr. v. Silk. Tausend Sapperment! Hätte ich's doch in meinem Leben nicht gedacht.

Hr. v. Hopps. Eine Scheidung! Eine Scheidung!

— Mag. Zippel. Strafe! Strafe!

Tobias. Eine derbe Tracht Prügel!

Hr. v. Galmey. Nun wünsche wohl zu bekommen! Pfuy dich! — Was ich sage. — Jetzt sollt ihr sehen! Wo ist das Glas? — (Man giebt es ihm, er will trinken, der Wein läuft augenblicklich heraus, er erstarrt)

Hr. v. Silk. Ey das ist charmant!

Hr. v. Galmey. Ich habe es nur zu ſchief gehalten.

Hr. v. Silk. Haha! Schief? — Nun noch einmal!

Hr. v. Galmey. (der es mit nicht beſſerm Erfolge probirt) Ich zittere! —

Hr. v. Silk. Ja mit dem Geweihe! Laß er's nur gut ſeyn!

Hr. v. Hoppſ. Das allgemeine Loos der Menſchheit ſchwach zu ſeyn.

Mag. Zippel. Solamen miſeris ſocium habere —.

Tobias. Gott behüte einen in allen Gnaden.

Hr. v. Galmey. Ich will mich nur erholen. (ab)

Achtzehnter Auftritt.

Hr. v. Hoppenſack. Hr. v. Silk. Tobias. Mag. Zippelius. Sophie und Liſe am Fenſter.

Hr. v. Hoppſ. Auf Wiederſehn!

Mag. Zippel. Nun Tobias!

Liſe. Herr Jeſus!

Sophie. Was ſagſt du?

Liſe. Wenn der Teufel ſein Spiel hat!

Sophie. Aber —

Liſe. Ach wir ſind allzumahl — Ich — Ach wie mir das Herz ſchlägt —

Mag. Zippel. Nun Anſtalt!

Tobias. Ach ich bin nicht durſtig —

Hr. v. Silk. Mach' er keine Umſtände! Durſt oder nicht! — (bey Seite)

Hole der Teufel das Glas! Es iſt am Ende doch nur zum Verliren.

Tobias. Nein! Ich trinke nicht! Mein Seel nicht! — Was gehts mich an, wer durch die Thür geht! — Wenn ich — hole der Teufel das ganze Ding — Was ſoll ich mich mit ſolchen teufliſchen Künſten einlaſſen?

Liſe. Gottlob! der hält doch noch auf meine Ehre!

Hr. v. Silk. (bey Seite) Der iſt klüger als ich.

Mag. Zippel. So will ich's auch machen.

Hr. v. Hoppſ. Das iſt ein Muſter von Ehemannsgeduld!

Liſe. Nein ich muß heraus! Es iſt gar zu rührend! Ich muß ihn um den Hals fallen. (eilt heraus, ſchlägt ihn auf die

Schulter) Höre herzens Tobias! Biſt ein braver Kerl!

Hr. v. Hoppſ. Feuer! Feuer! — Weiber! Weiber! Hülfe! Hülfe!

Hr. v. Silk. (erſtaunt) Liſe? — Wo iſt das Fräulein?

Sophie. (ſtürzt ihm zu Füßen) Hier lieber Vater! Verzeihung! Verzeihung!

Letzter Auftritt.

Die Vorigen. Friz und Martin.

Martin. (ihn aufhaltend) Nä! Nä! Er iſt dorthin geflogen!

Friz. Laß mich! Ich ſeh ihn aber! — Ach lieber Vater! Da iſt er (ſpringt auf Sophien zu und umarmt ſie) Ach wie herrlich!

Hr. v. Hoppſ. Was iſt das? Wie? — Muß ich das erleben?

Hr. v. Silk. Vergebet, ſo wird euch vergeben! — (zu Sophien) Aber Kind, warum ſeyteſt du mich in ſolche Angſt?

Sophie. Der lange häßliche Menſch — Ach wenn ſie wüßten —

Hr. v. Silk. Ich weiß wohl, dieſer da! Nicht wahr? — O das Glas! —

Mag. Zippel. Seyn Sie unbeſorgt! Es iſt blos zum Vexiren.

Hr. v. Hoppſ. Ich werde raſend.

Hr. v. Silk. Nicht doch! Machen Sie's wie ich, und lachen Sie dazu.

Mag. Zippel. Ich trete auf Ihre Seite!

Hr. v. Hoppſ. Aber was denn?

Hr. v. Silk. Ich mag mit den Galmeys nichts mehr zu thun haben.

Sophie. Ich auch nicht.

Friz. O mein lieber Bruder!

Hr. v. Silk. Es ist ein Mädchen!

Fritz. Ein Mädchen! Was ist das? Ach das wird das Gegentheil seyn! (machen sich Liebkosungen)

Tobias. Richtig! Das Gegentheil, ist's.

Hr. v. Silk. Nun Herr von Hoppensack? (nimmt ihn bey der Hand) In Jahr und Tag! —

Hr. v. Hoppf. Wenn ich nur wüßte —

Hr. v. Silk. Was denn?

Hr. v. Hoppf. Mit dem Glase! —

Mag. Zippel. Es ist zum Verieren, verlassen Sie sich darauf; denn Ihre Frau Gemahlin seelige — nun ich will Ihnen das alles documentiren — Es ist ein Geheimniß gewesen — Aber nun darf ich es bekannt machen.

Hr.

Hr. v. Hoppf. Nun wenn das iſt.

Hr. v. Silk. (nimmt ihn bey der Hand und führet Sophien und Friz zuſammen) In Jahr und Tag! Heute iſt Verlobung!

Hr. v. Hoppf. In Gottes Namen! Wenn es denn nicht anders ſeyn kann, aber nur kein Glas.

Mag. Zippel. Mein gnädigſter Herr Patron werden auch in Gnaden an mich denken!

Hr. v. Silk. Gewiß! Gewiß!

Friz. Liebes Mädchen! } umarmen
Sophie. Lieber Junge! } ſich.

Martin. Nun Gottlob! daß man auch wieder wie ein ordentlicher Menſch leben kann. Nun will ich auch gleich meine Frau kommen laſſen.

Tobias. (in Eile) Blitzkröte, du — warte, ich will dich lehren mir aus dem Bette laufen. — Nun Gott gebe seinen Segen dazu! Und das Beste ist: — Was ich nicht weiß macht mich nicht heiß.

Der Tausch.

Eine Skizze.

Personen:

Martin. Miekchens Bräutigam.

Töffel. Röschens Bräutigam.

Miekchen.

Röschen.

1.

Martin allein.

Ja! ja! Es iſt doch das geſcheuteſte, was man thun kann! Wer nicht in der Jugend freit der laß es doch ja bleiben!

2.

Martin. Töffel.

Töffel. Nun Herr Bruder Glückauf!

Martin. Eben ſo viel!

Töffel. Biſt du zufrieden?

Martin. Und du?

Töffel. Ich meyne mit deinem Miekchen!

Martin. Und ich mit deinem Röschen.

Töffel. Ob du zufrieden biſt?

Martin. Ob du deinen Wunſch erreicht haſt?

Töffel. Nun ſo ſag' doch!

Martin. Sag' du zuerſt!

Töffel. Röschen — nein du zuerſt!

Martin. Miekchen.

Töffel. Nicht wahr?

Martin. He?

Töffel. Röschen iſt mir zu wild.

Martin. Miekchen iſt mir zu blematiſch.

Töffel. Röschen ſteht mir gar nicht an!

Martin. Miekchen gefällt mir gar nicht.

Töffel. Nun Herr Bruder!

Martin. Was?

Töffel. Laß uns tauſchen!

Martin. Wie du willſt?

Töffel. Von Herzen gern!

Martin. Gut laß uns tauſchen!

Beyde. Fort! fort! wir tauſchen!

3.

Martin. Röschen. Töffel. Miekchen.

Martin. Sieh da Röschen!

Töffel. Eh liebes Miekchen.

Röschen. (zu Martin) Du verkennſt mich!

Martin. Nicht doch!

Röschen. So laß mich doch gehn.

Miekchen. (zu Töffel) Ach Herr Jesus! das iſt ja Töffel!

Röschen. Miekchen wird eifersüchtig.

Miekchen. Röschen wird ſchmollen.

Martin. Laß uns!

Töffel. Es hat nichts zu ſagen.

Röschen. Aber ums Himmelswillen!

Miekchen. Aber mein Gott!

Martin. Wir tauſchen.

Töffel. Du wirſt meine Frau.

Röschen. (zu Miekchen) Hörſt du?

Miekchen. Was wollen Sie?

Röschen. Laß mich nur machen.

Miekchen. Was denn?

Röschen. Wir wollen ſie ſchon —

Miekchen. (zu Töffel) Nun wenn du willſt.

. Röschen. (zu Martin) Ja! ich bin dann —

4.

Röschen. Martin.

Martin. Nun liebes Kind! (umarmt ſie)

Röschen. (giebt ihm eine Ohrfeige) Nicht zu plump!

Martin. Ahi!

Röschen. Geld her!

Martin. Geld? —

Röschen. Ja Geld! Zu neuen Hauben und Mützen, Schürzen und Bändern! Geld! Geld! Geſchwind oder — (ſie faßt ihn bey den Haaren)

Martin. Sapperment!

Röschen. Was du willſt nicht? (Sie

hebt einen Stock auf und fängt an ihn zu prügeln.) So merke dirs! In einer Viertelstunde komme ich wieder, und wenn ich kein Geld finde, so gnade dir Gott!

5.

Martin allein.

Gott bewahre einem! Lieber den Teufel! Ach Miekchen! Miekchen! Ach sie war doch besser.

6.

Martin. Töffel.

Martin. Nun Herr Bruder!

Töffel. Nun?

Martin. Sie ist verdammt hitzig!

Töffel. Sie ist zu blematisch!

Martin. Sie hat mich geschlagen.

Töffel. Sie iſt ſtumm wie ein Fiſch!

Martin. Laß uns tauſchen Herr Bruder!

Töffel. Ich bin dabey!

7.

Die Vorigen. Röschen. Miekchen.

Röschen. He! he! he! Ein andermal kommt mir nicht wieder.

Miekchen. Hi! hi! hi! Ein andermal nehmt uns auch dazu!

Töffel. Biſt du böſe Röschen?

Martin. Biſt du böſe Miekchen?

Röschen. Wenn du nicht gut thuſt.

(Sie küßt ihn)

Miekchen. Wenn ich dich kriege!

(küßt ihn)

Töffel. Nicht wahr Herr Bruder?

Martin. Beſſer iſt beſſer.

Röschen. Behaltet was ihr habt lieben Freunde. Es iſt das Allergeſcheuteſte.

Folgende interessante Bücher für Eigene- und Lesebibliotheken sind bey Heinrich Gräff seit Jahr und Tag erschienen.

Rinaldo Rinaldini. Der Räuberhauptmann. Eine romantische Geschichte unsers Jahrhunderts. 3te verbesserte Auflage in 4 Theilen, welche die 6 Theile der erstern Auflage in sich fassen. Mit 48 Kupfern 8. geheftet.

Dasselbe ohne Kupfer roh.

Aurora. Ein romantisches Gemälde der Vorzeit. In 6 Büchern. Von dem Verfasser des Rinaldo Rinaldini. 2 Theile. Mit 6 Kupfern. 3te verbesserte und verschönerte Auflage. Taschenformat.

Geheimniß, das, ein Trauerspiel vom Verf. des Rinaldo Rinaldini. 8.

Bonaparte und seine Gefährten in Aegypten. Aus authentischen Urkunden und Nachrichten nebst Bemerkungen und Anmerkungen des Herausgebers. Vom Verf. des Rinaldo Rinaldini. Mit Bonapartens Bildniß und Abbildungen des Obelisk der Kleopatra und der Säule des Pompejus. 8. brochirt.

Suworow und die Kosaken in Italien. Nebst einer kurzen Lebens- und Thatenbeschreibung, einer Charakteristik und Anekdoten aus dem Leben Suworows und einer Nachricht von den Kosaken. Vom Verf. des Rinaldo Rinaldini. Mit Suworows Portrait und 4 historischen Kupfern. 8. brochirt.

La Roche, Sophie von, mein Schreibetisch. An Herrn G. R. P. in D. 2 Bände. Mit Kupf. 8. brochirt.

Derselben Schattenrisse abgeschiedener Stunden in Offenbach, Weimar und Schönebeck im Jahr 1799. 8.

Derselben Schönes Bild der Resignation. Eine Erzählung. 2 Bände. 2te verbesserte und mit Kupfern von Jury verschönerte Auflage. 8. geheftet.

Derselben Fanny und Julia. Eine romantische Geschichte. 1ter Theil. Mit 1 Kupfer von Penzel. 8. geheft.

Erzählungen von guten und für gute Seelen. Von der Verfasserin der Familie Hohenstamm. 2 Bände. 8. brochirt.

Henriette, oder das Weib, wie es seyn kann. Aus der Familie Hohenstamm. Von der Verfasserin derselben. 8. geheft.

Arndts, E. M. Reisen durch einen Theil Deutschlands, Italiens und Frankreichs in den Jahren 1798 und 1799 1ter bis 3ter Band, davon der 1te Band enthält:
Bruchstücke aus einer Reise von Baireuth bis Wien im Sommer 1798. 8. geheft.
Der 2te und 3te Band enthält:
Bruchstücke aus einer Reise durch einen Theil Italiens im Herbst und Winter 1798 und 1799. 2 Bände geheftet.

Gustavs Verirrungen. Ein Roman in fünf Büchern. Mit Kupfern von Jury. 8. geheft.

Vierzehn Tage in Paris. Von dem Verfasser von Gustavs Verirrungen. Mit Kupf. 8. geheft.

Die beyden Marillo's. Eine italienische Geschichte von C. F. W. R....r. Verfasser von den Zöglingen meiner Phantasie. Mit Kupfern von W. Arndt. 8. geheftet.

Dasselbe Buch ohne die Kupfer, roh.

Die Grafen Strozzis. Von dem Verfasser der beyden Marillo's. Mit Kupfern von Penzel. 8. geheftet.

Natalis, oder die Schreckensscene auf dem St. Gotthard. Eine Geschichte zur Beherzigung aller, denen Gewalt auf Erden verliehen ist. Von dem Verfasser des Zauberers Angelion. Mit Kupfern von Penzel. 8. geheftet.

Dasselbe Buch ohne die Kupfer, roh.

Sayonarola. Der Märtirer in Florenz. Eine Wundergeschichte aus dem 15ten Jahrhundert. Von dem Verfasser des Natalis u. s. w. Mit 1 Kupfer von Penzel. 8. geheftet.

Emilie von Nordberg, oder die Gefahren am Hofe. Mit Kupfern. 8. geheftet.

Leben und Meinungen des Johannes Steifruck und seines Vaters Martin. Karrikaturroman aus den Papieren des lachenden Philosophen. Mit 6 Kupfern von Jury. 1r und 2r Band. 8. geheftet.

Sophie und Ottokar. Ein Roman von Gustav Moll. Mit Kupfern. 8. geheftet.

Merkel, G. die Letten vorzüglich in Liefland am Ende des philosophischen Jahrhunderts. Ein Beytrag zur Völker- und Menschenkunde. 2te sehr vermehrte und verbesserte Aufl. Mit Kupfern. 8. geheftet.

Kattfuß, J. H. Choregraphie, oder vollständige und leicht faßliche Anweisung zu den verschiedenen Arten der heut zu Tage beliebtesten Tänze, für Tanzliebhaber, Vortänzer und Tanzmeister. 1r Theil. Mit Kupfern. Taschenformat gebunden und roh.

Untersuchung, ob dem Kriegsrath Zerboni zu viel geschah, als er nach Glatz, nach Spandau und nach Magdeburg auf die Festung gebracht wurde. Nebst Prüfung der von ihm herausgegebenen Aktenstücke. 8. geheftet.

Prisen aus der hörnern Dose des gesunden Menschenverstandes 8. geheftet.

Geschichte der 7. Stücke von Ch. Althing. Mit 1 Kupfer von Jury. 12. geheftet.

Hahn, der, mit neun Hühnern. Von Christian Althing. Mit 1 Vignette. 8. (in Commission).

Von Christian Althing sind noch folgende 2 kleine Piecen:

Ueber die Posteriora. Eine physiol. histor. philos. littera: handlung. 8. 4 gr.

Ueber die Priora als Nachbarn der Posteriora. Ein Gegenstück zur erstern Abhandhandlung. 8. 4 gr.

Naphanhs
sieben Verwandlungen
und
sechs Stürme aufs Ehebette.

Seitenstück zu Hannchens Hin= und Herzügen rc.

Mit 1 Kupfer.

Leipzig,
bey Johann Gottlob Heinrich Richter.
1801.

Ex .
Biblioth. Regia
Berolinenſi.

Erſtes Kapitel.

Eheſtandsmaximen und eine Adoption.

Der Schulmeiſter in Eichbuſch, Herr Joſias Napahn, führte ein ſehr glückliches Leben. Der gnädige Herr ſchätzte ihn als einen redlichen und thätigen Mann, mit ſeinem Pfarrer ſtand er, wider die Gewohnheit der Schulmeiſter, in freundſchaftlichem Verhältniſſe, von den Bauern wurde er wegen ſeiner Gutmüthigkeit und Dienſtfertigkeit geliebt, und da er, als ein in der Witterung und Welthändeln wohlerfahrner Mann, ihnen oft

guten Rath gab, seiner Einsicht wegen gar hoch geehrt. Sein Amt war einträglich genug, ihm ein gemächliches Leben zu verschaffen; er bewohnte ein nettes, geräumiges Haus, hatte in seinem Garten eine beträchtliche Aurikel- und Nelkenflor, die von jedermann bewundert wurde und auf die er sich nicht wenig einbildete, und die Interessen von einigen hundert Gülden, die er während seiner Amtsführung erspart und ausgestehen hatte, setzten ihn in den Stand, Sonntags ein Gläschen Wein zu trinken und sein Varinas zu rauchen.

Diesem Glücke setzte seine Hausehre, Frau Dorothea Naphahn, die Krone auf. In einer zwanzigjährigen Ehe hatte er alle ihre Tugenden kennen zu lernen Gelegenheit gehabt, und von alle den Fehlern, ohne die man sich das weibliche Geschlecht gewöhnlich nicht zu denken pflegt, keinen an ihr bemerkt, da er wohlweislich manches, zum Beyspiele ein wenig Neugierde, Plauderhaftigkeit, Eigensinn und dergleichen, nicht für Fehler zu halten pflegte, sondern

ſie weibliche Eigenſchaften und Pertinenzien nennte, mit denen ein Mann Geduld haben müſſe, wenn er berechtigt ſeyn wollte, von ſeinem Weibe reciprocirliche Nachſicht gegen ſeine Acceſſorien — ſo betitelte er die Fehler, die man dem männlichen Geſchlechte zur Laſt legt — zu verlangen.

Durch dieſe Grundſätze, die auch ſeine Frau ſich eigen gemacht hatte, bereitete er ſich ein ruhiges und glückliches Leben und ſtrafte das alte Sprichwort „Eheſtand iſt Weheſtand" durch ſein Beyſpiel Lügen, ſtritt auch jedesmal mit Händen und Füßen darwider, wenn jemand behauptete, daß es in der Ehe ohne Zänkereyen nicht ablaufen könnte, und ſo nach ſeiner Meinung dieſelbe heruntersetzte. Geduld und Freundlichkeit, ſagte er, wären die Haupttugenden, derer ſich zwey Ehegatten befleißigen müßten; wer dieſe nicht beſäß, taugte zum Eheſtande eben ſo wenig, als zum Schulmeiſter und müſſe alſo lieber davon bleiben. Wenn der Mann polterte und die Frau beiferte, ſo gäbe das ein garſtiges, ärgerli-

ches Wesen, und verursachte eine Dissonanz in der Ehe, die auch durch die nachfolgende Versöhnung nicht wieder in Harmonie aufgelöst werden könnte.

In wie weit er Recht hatte, ist etwas schwer zu entscheiden, da die Erfahrung lehrt, daß mancher Ehemann mit aller Freundlichkeit, womit er seine schöne Hälfte und ihre Freunde behandelt, und mit aller Geduld, womit er Rechnungen bezahlt und jährlich seinen Namen dem Taufregister einverleiben läßt, sich kein ruhiges Leben erkauft, und daß selbst die musterhafte Elise bey allen ihren Ehestandstugenden nicht glücklich seyn konnte, wie ihre Historie des mehrern besagt. Herr Raphahn dachte aber einmal so, und auf seine eigne Erfahrung gestützt, war ihm dieser Grundsatz unumstößlich.

Nur eins fehlte noch zu seinem völligen Glücke, er hatte keinen Leibeserben und auch nicht die mindeste Hoffnung noch im Alter einen zu erzielen. Dies verursachte

ihm zuweilen einige trübe Augenblicke, jedoch meinte er, was nicht wär, das könne nicht seyn, und was nicht seyn könne, darüber müsse man sich nicht grämen, und mit diesem Satze tröstete er nicht nur sich selbst, sondern suchte auch seine Frau zu beruhigen, der ihre kinderlose Ehe noch mehr als ihm zu Herzen gieng.

Einst saß er mit seinem Dorchen vor der Gartenthür, rauchte sein Abendpfeifchen in Ruhe und Frieden und sah den Spielen der muntern Bauernknaben zu. Die Wünsche seiner Frau erwachten aufs neue heftiger als je; mit Thränen in den Augen blickte sie auf die Kinder. „Wenn wir doch auch so einen Knaben hätten!“ — seufzte sie — „Wir werden alt und niemand ist um uns, der unsern Namen führt.“

Er. Liegt dir denn so viel drau, daß ein Kind meinen Namen führe? — Der Wunsch kann befriedigt werden.

Sie. Wie so?

Er. Ein leibliches Kind können wir nicht haben, dazu sind wir zu alt, aber ein fremdes können wir adoptiren, wenn du willst.

Sie. Aptiren? Was ist das?

Er. Adoptiren mußt du sagen, und das heißt so viel, wir nehmen ein fremdes Kind als das unsrige an, wir erziehen es, ich bin sein Vater, du seine Mutter, es führt unsern Namen und ist, wenn wir sterben, unser Erbe.

Sie. O lieber Mann, nimm eins an, ich will für dasselbe sorgen, als wär ich seine leibliche Mutter, du sein leiblicher Vater. — Aber wer wird uns eins geben? Weißt du eins?

Er. Es giebt der armen Kinder viele hier und in der Nachbarschaft, wähle du eins, Dorchen, das dir gefällt, ich bins zufrieden.

Sie. I nun, wenn du es mir überlässest, so dächt' ich, der kleine Zeidler ver-

diente es wohl, daß wir uns seiner annähmen — du konntest ihn immer so gut leiden. —

Er. Wohl, der Junge hat ein gutes Herz, ich hoffe, wir werden Freude an ihm erleben. Ueberdies ist seine Mutter blutarm, krank und wird so nicht lange mehr leben, ihr geschieht gewiß der größte Gefallen, wenn wir ihren Karl als unsern Sohn annehmen. Willst du also, so mache ich morgen die Sache richtig.

Sie. O recht gern. Aber es ist ein uneheliches Kind. —

Er. Was thut das? Ehelicher oder unehelicher Geburt, genug, er ist gebohren und kann eben so gut ein brauchbarer Mann werden, als wenn seine Mutter mit seinem Vater getraut gewesen wäre. Auch muß ich dir sagen, daß mir eben das nicht unlieb ist.

Sie. I warum denn?

Er. Erstlich, weil ers deswegen um so mehr bedarf, daß sich Fremde seiner annehs

men, da der Scheim von Vater ihn ganz verlassen hat, und zweytens, weil Kinder der Liebe an Geist und Körper immer besser sind, als eheliche. Wenigstens habe ich das oft gelesen, und in meiner Erfahrung sind mir Exempel davon vorgekommen.

Sie. Nun, das mußt du verstehen, du bist ein Gelehrter. — Wir wollens mit ihm wagen, ich will gewiß mütterlich an ihm handeln.

Er. Und ich väterlich. Vergilt ers uns einst mit Undanke, so mags ihm Gott verzeihen.

Herr Raphahn und seine gute Frau entwarfen nun zusammen den Erziehungsplan ihres künftigen Adoptivsohns, und Frau Dorothea voller Freuden bald Mutter genannt und als Mutter geliebt zu werden, hatte schon mit der Garderobe des werdensollenden Söhnleins vollauf zu thun. Sie sang diesmal ihr Abendlied nur mit halber Andacht und die Nacht vergieng ihr unter süßen

Träumen, denn schon sah sie ihren lieben Sohn, gegen den sie von jeher als eine vaterlose Waise viel Mitleid, und als einen frommen, fleißigen und höflichen Knaben viel Zuneigung gehabt hatte, als angehenden Gottesgelehrten unter dem mit vollblütigen Englein gezierten Himmel der schön gemalten und vergoldeten Kanzel der Kirche zu Eichbusch stehen, und mit dem Leibrocke angethan, mit dem Amtsschildlein geschmückt, das Haupt mit blendenden Locken verbrämt, das erstemal die andächtige Gemeine erbauen; sie sah Männer und Weiber sich mit den Schnupftüchern die Thränen von den Wangen trocknen; sie griff im Traume nach dem ihrigen, ein gleiches zu thun, stieß sich bey diesem Manöver an ihres Mannes Ellenbogen, erwachte mit ihm zugleich, und bat ihn, da der Morgen nicht mehr fern war, aufzustehen, um vor Anfange der Schulstunden der Mutter des Knabens den Vorschlag zu thun. Herr Naphahn, der seiner lieben Frau selten etwas abschlug, und dem ohnes dies an der Adoption eben so viel lag, willfahrte auch hier, und ehe noch die lernbegie-

rige Jugend mit geiſtlicher und leiblicher Ahung bepackt in der Schule eingerückt war, führte er den Knaben in ſeine Wohnung, und nach Verlauf einer kurzen Zeit war die Annahme an Kindes Statt mit allen Formalitäten auf das zu Recht beſtändigſte geſchloſſen.

Zweites Kapitel.

Erzählt, wo und von wem der Held dieser Historie gezeugt und gebohren worden und thut Meldung welcherley Fata er in seiner Kindheit gehabt hat.

Karl Zeidler genannt Naphahn war ein schöner Knabe von dem besten Herzen und bewundernswürdigen Fähigkeiten. Auf diese Art bestätigte er die Meinung des Schulmeisters von den Vorzügen der Kinder der Liebe vor den Kindern der Ehe. Seine Mutter war eine arme Soldatenwitwe, die sich in Eichbusch aufhielt und von ihrer Hände Arbeit und den Wohlthaten der dasigen Gemeine, besonders des Schulmeisters lebte. In der Blüthe ihrer Jugend diente sie als Junge

magd in Freystadt und erregte durch ihre Reize, die überall Bewunderung fanden, alten und jungen Herren Engbrüstigkeit, Herzklopfen und Wünsche nach Genusse. Wo sie sich nur blicken lies, machten ihr lüsterne Anbeter die tiefsten Reverenze und bombardirten sie mit schmachtenden Blicken und schmelzenden Seufzern, und wer so glücklich war, bey ihrer Herrschaft Zutritt, oder wohl gar für sein gutes Geld eine Wohnung zu haben, wurde allgemein beneidet.

Das schöne Christelchen müßte einfältiger als schön gewesen seyn, wenn sie die gewaltigen Zerstörungen, die ihre schwarzen Augen, ihr voller, wogender Busen, ihr schlanker Wuchs und ihr niedlicher Fuß unter den Männern anrichteten, nicht hätte bemerken wollen. Ob sie es aber dabey bewenden lies, sich blos mit der Anbetung, mit dem Weihrauche, den man ihr streute, mit den Blicken und Seufzern, die man legionenweis ihr opferte, begnügte; oder ob sie auch dann und wann einen vor Liebe hinsterbenden Innamorato mit etwas mehr als Küssen ins in

bische Leben zurückrief, und also die Aeusserungen ihrer Freundinnen, (deren sie ihrer Schönhrit wegen natürlicherweise viele haben mußte) sie sey nicht unerbittlich, so wie die Behauptung manches schönen und häßlichen süßen Herrn, er habe das rechte Mittel, sie zu erobern, gefunden, wahr und gegründet waren, darauf kommt hier weiter nichts an, auch wagt es der Biograph nicht hierüber zu entscheiden, da er schon oft Gelegenheit zu der Bemerkung gehabt hat, daß das schöne Geschlecht bey Beurtheilung des Charakters einer ihrer Mitschwestern aus allzustrenger Tugend allzustreng ist, und daß die Betheurungen der Mannspersonen die Gunst dieses oder jenes Mädchens genossen zu haben, gemeiniglich eben so viel Glauben verdienen, als die ersten Zeitungsberichte von gewonnenen Schlachten und von der Anzahl der Verwundeten und Todten. Uebrigens stritte auch die wohlthätige rechtliche Vermuthung „jedes Mädchen ist für keusch und züchtig und für eine Jungfrau zu halten, bis das Gegentheil bewiesen ist," für Christelchen, bis auf die Zeit, da ein Student aus einer reichen und

angeſehenen Familie in das Haus ihrer Herrſchaft zog. Er war vielleicht der ſchönſte und liebenswürdigſte unter den damals ſtudirenden Jünglingen. Chriſtelchen hatte ihn zu bedienen, ſie ſahen einander oft und allein, und die ganz natürliche und faſt unvermeidliche Folge davon war, daß nach und nach des Mädchens ſchlanker Wuchs nicht mehr derſelbe blieb. Sie verlies den Dienſt und gieng zu einer Verwandtin aufs Land, dort kam ſie mit einem Knaben, dem Helden unſrer Geſchichte, nieder, erhielt von ſeinem Vater dreyhundert Thaler unter der Bedingung den Knaben nicht auf ſeinen Namen taufen zu laſſen, und erfüllte ſie treulich. Der Studente gieng in ſeine Vaterſtadt zurück und erfuhr nie wieder etwas weder von ſeiner weiland Geliebten noch von ſeinem Sohne, ob er ſich gleich oft nach beyden erkundigte, um ſie aus der Ferne insgeheim zu unterſtützen, da er es öffentlich vor ſeinen Aeltern nicht wagen durfte. Er hatte den ſonderbaren und allerdings etwas veralteten Grundſatz, daß er eben die Verbindlichkeit gegen ſein Kind habe, als wenn er es mit einer durch prieſter-

liche Kopulation ihm angetrauten Frau gezeugt hätte, und Herr Naphahn, dem dieses freylich unbekannt war, that ihm sehr unrecht, wenn er ihn einen Schelm nennte, der sein Kind ganz verlassen hätte.

Die Ursache, warum er seines Nachforschens ungeachtet von Mutter und Kinde keine weitere Nachricht erhalten konnte, war, daß diese einen Unteroffizier heyrathete und mit ihm in ein weit von Freystadt entlegenes Städtchen zog, wo er in Garnison stand. Nach dem Tode ihres Mannes, der zwey Jahre vor der Adoption ihres Sohnes erfolgte, begab sie sich nach Eichbusch und starb bald darauf mit der süßen Hoffnung, ihr Karl, in dem sie noch seinen schönen Vater liebte, werde durch die Sorgfalt seiner neuen Aeltern einst ein glücklicher Mann werden.

Drittes Kapitel.

Karl wird dem Dienste der Musen gewidmet.

Karl war eben zwölf Jahr alt, da er vom Schulmeister und seiner Frau als Kind angenommen wurde. Auch ohne die Vorstellungen und Ermahnungen seiner leiblichen Mutter war er klug genug um einzusehen, daß er seinen nunmehrigen Aeltern sein ganzes gegenwärtiges und künftiges Glück zu verdanken habe, und daß er folglich ihnen diese Liebe durch unbedingten Gehorsam zu vergelten suchen müsse.

Schon vorher hatte er Herrn und Frau Maphahn lieb gewonnen, denn sie hatten

seiner dürftigen Mutter und ihm viele Wohlthaten erwiesen. Der erstere hatte ihn unentgeltlich in der Religion, im Schönschreiben, in der welschen Practica, selbst im Singen und Klavierspielen unterrichtet; von der letztern hätte er jeden Morgen sein Frühstück, manche Tasse Kaffee und sogar jedesmal ein kleines Weynachtsgeschenk erhalten; ihr, da er von beyden als Sohn behandelt wurde, hieng er mit ganzer Seele an ihnen. Hiezu kam noch, daß sein verstorbner Pflegevater, der Unteroffizier, der ihn wie sein eignes Kind liebte, und seine Mutter schon von seiner frühen Kindheit an für seine gute Erziehung gesorgt hatten. Der Unteroffizier, der ehedem Theologie studirt, aber wegen Mangel an Unterstützung den Soldatenstand hätte wählen müssen, war selbst sein Lehrer gewesen, hatte strenge Aufsicht über ihn geführt, seine Vergehungen soldatisch bestraft und ihn dadurch zu einer Folgsamkeit gewöhnt, die ihm die Liebe seiner itzigen Aeltern täglich mehr erwarb. Die Armuth seiner Mutter hatte ihn gelehrt, vielem zu entsagen, folglich dünkte ihm sein gegenwärtiger Zustand der

glücklichste von der Welt, da ihm der Gehorsam, den er seinen Aeltern bewies, nichts Neues war, und er mehr genießen konnte, als er vorher Bedürfnisse gefühlt hatte.

Seine Aeltern bestimmten ihn zum Studiren, und diesem Plane zufolge fieng der Vater sein Erziehungswerk an. Dieser entdeckte bald sehr große Talente in seinem Sohne, denn mit der größten Geschwindigkeit lernte er in kurzer Zeit ganze Seiten lateinischer Vokabeln aus Cellarii liber memorialis, begriff bald die Anfangsgründe dieser Sprache aus Rhenii Donatus und Langens Grammatica, war bald im Stande die Colloquia zu exponiren und die darinnen vorkommenden Wörter zu resolviren, übersetzte in doppelter sächsischer Frist den Speccius und in verhältnißmäßiger Zeit Rombergs zierliche Exercitien und Lichts syntaktische Briefe, und brachte es nebenbey in kurzen in der Rechenkunst zu einer solchen Fertigkeit, daß ihm kein Exempel aus der verkehrten Regula de tri oder aus der Regula quinpue zu schwer war. Dieses hielt nun Herr Raphahn für

den deutlichſten Beweis der ungeheuern Fähigkeiten ſeines Sohnes; denn wer rechnen kann, ſagte er, der hat judicium, wer judicium hat, der taugt zum Studiren, und wer dazu taugt, der muß ſtudiren, damit kein Mangel an Gelehrten entſtehe.

Operae illiberales, ſo nennte Herr Maphahn, ein großer Freund und Gönner des Lateiniſchen, jede Verrichtung, die nicht in Leſen, Schreiben, Rechnen, Lernen, Ueberſetzen und Muſik beſtand, durften Karln gar nicht aufgetragen werden, weil er dadurch zerſtreut würde, und die Mutter verlangte deshalb auch nicht die geringſte Handreichung von ihm bey ihren häuslichen Geſchäften; ja ſie verbot ſie ihm ſogar, um ſich keinen Vorwurf machen zu dürfen, wenn er einſt kein grundgelehrter Pfarrer würde.

Karl belohnte die Mühe ſeines Vaters mit Aufmerkſamkeit und unermüdeten Fleiße, las, lernte und überſetzte den ganzen Tag, und ſo trocken auch die Regeln der Grammatik, die angehängten Geſpräche und die ſchö-

nen Phrasen des Donats „hole mir ein Nösel Bier oder Wein, ich will dir auch einen neuen Hering dafür holen“ und dergleichen seyn mochten, so fand er doch bald an der lateinischen Sprache Geschmack und freute sich innig, wenn er aus seiner Rüstkammer von lateinischen Vokabeln und Sentenzen einige herausholen und seinem Vater etwas in dieser Sprache sagen konnte.

So vergiengen zwey Jahre, binnen welchen er erstaunenswürdige Fortschritte in Humanioribus machte, — welchen Namen Herr Nayhahn ausschlußweise dem Lateinischen und Griechischen gab — so daß er sogar den Kornelius Nepos, von dem ihm der Vater eine in glänzendes Pergament mit rothgesprenkeltem Schnitte gebundne Ausgabe ad modum Min—ellii zur Belohnung seines Fleißes verehrte, in schönes Deutsch vertirte, und aus Wellers kleiner Grammatik die Anfangsgründe der griechischen Sprache inne hatte. Sein Vater war vor Freude ausser sich, als sein geliebter Sohn ihm das Regimen der griechischen Präpositionen in dem schönen Verse

ἀντι, ἀπο, προ, ἐκ, ἐν, συν nebst εἰς, ἀνα, die stehen allezeit mit einem Casu da; διὰ, κατα, μετα, ὑπερ regieren zwo, und drey ἀμφι, ἐπι, περι, προς, παρ' ὑπο,

hersagte. „Du wirst mir zu gelehrt, der Schüler kommt über seinen Meister — sagte er mit gefälliger Miene — bey mir kannst du nicht länger bleiben. Auf eine Schule will ich dich thun, hic Rhodus, hic salta, dort wirst du zur Akademie reifen.“

Er hielt Wort und brachte ihn auf die Schule zu Rochau, welches nur drey Meilen von Eichbusch entfernt war, in das Haus eines alten Bekannten, des Weißbeckers Eichelmanns.

Zärtlich und rührend war der Abschied der liebenden Aeltern von dem guten Sohne; besonders konnte die Mutter, deren Zuneigung er sich durch seine kindliche Liebe und durch seinen Gehorsam im höchsten Grade erworben hatte, sich kaum fassen. Unter tausend zärtlichen Küssen und unzähligen Thrä-

neu ließ sie ihn aus den Armen, schluchzte ihm ein Lebewohl über das andre nach, und beneidete ihren Mann, daß er so glücklich sey, ihn bis in die Stadt zu begleiten. Mit stummen Schmerze trennte sich Karl von seiner liebevollen Mutter, Seufzer erstickten ihm die Stimme, weinend küßte er ihr Mund, Wange und Hände und blickte bey jedem Schritte, den er vorwärts that, nach ihr zurück, so daß der gerührte Vater im Herzen Gott für das Geschenk eines solchen Sohns dankte und, in seinen frölichen Hoffnungen bestärkt, schon den Tag herbeywünschte, an welchem er ihn wieder von der Schule abholen könnte.

Sie kamen in Rochau an. Der Becker, ein schon bejahrter, freundlicher Mann, empfieng seinen alten Freund und Landsmann nebst seinem Sohne mit Jubel und versprach für letztern väterlich zu sorgen. Karl bezog seine kleine Wohnung, ward vom Rektor examinirt, der seinem beym Examen gegenwärtigen Vater wegen seiner Erziehung viele Lobsprüche gab, kam nach Tertia, eine Ehre,

die ihm nie im Traume eingefallen war, und fieng noch denselben Tag an, die Schulstunden mit dem ihm eignen Eifer und Aufmerksamkeit zu besuchen.

Nach zwey Tagen mußte der Vater ihn wieder verlassen. Beym Abschiede drückte er ihm vier Laubthaler und einen glänzenden Ducaten, worauf die Worte standen: Wohl dem, der Freude an seinen Kindern hat! in die Hand. „Gebrauche, lieber Karl — sprach er — dieses Geld zu deinem Vergnügen; den Ducaten bewahre als ein Andenken an deine gute Mutter, die ihn dir durch mich schickt; für deine Bedürfnisse werden wir schon sorgen, und mein Freund, dein Wirth, wird wie ich, sich deiner annehmen. Sey fleißig und tugendhaft, so wird dirs wohlgehen."

Hiermit wollte er ihn verlassen.

Vater! guter Vater! — rief Karl im Uebermaße des Schmerzes und hieng an seinem Arme. — O, nehmen Sie erst meinen Dank. — —

„Laß das, lieber Sohn! — unterbrach ihn der Schulmeister. — Dein Fleiß, deine Tugend und dein künftiges Glück sollen mir und deiner Mutter der beste Dank seyn.“ — Mit diesen Worten riß er sich von ihm los, drückte dem Becker die Hand und verließ traurig die Stadt.

Viertes Kapitel.

Probate Mittel wider die Liebe.

Karl erfüllte die Hoffnungen seiner Aeltern, erwarb sich den vollen Beyfall seiner Lehrer und die Zufriedenheit seines Wirths und seiner erwachsenen Tochter, welche beyde die besondre Aufsicht über ihn, seine Garderobe und sein Finanzwesen führten. Seine Lebensweise war ziemlich einförmig, er gieng in die Schule, studirte zu Hause gar ämsig, vervollkommte sich unter Anweisung des Kantors, der Behagen an ihm fand, im Sin-

gen, Klavier- und Violinspielen, lernte bey einem Hautboisten, dessen Sohne er zu seiner Uebung im Rechnen Unterricht gab, die Flöte, führte seines Wirths Rechnungen und besuchte alle hohe Feste seine Aeltern, deren einzige Freude er war. Wochenlang freuten sich diese biedern Leute auf seine jedesmalige Ankunft; der Vater gieng ihm immer eine halbe Meile entgegen, während daß die sorgsame Mutter ihres Karls Leibgericht bereitete und zwanzigmal aus der Küche auf die Straße lief, um zu sehen, ob er noch nicht käme. Ueberraschte er sie dann, sie, die ihn jeden Augenblick erwartet hatte, so drückte sie ihn sprachlos und für Freude weinend an ihr Herz. Ueberglücklich fühlten sich die redlichen Aeltern im Umgange mit ihrem braven Sohne, überglücklich fühlte er sich in den Umarmungen seiner theuern Aeltern.

Er war ein zärtlicher Sohn. Mit Rührung und Dankbarkeit sprach er von seinem ersten Pflegevater, dem Unteroffizier, dem er seine erste Bildung dankte; dem An-

denken an seine gute unglückliche Mutter, deren Grab er jedesmal besuchte, wenn er in Eichbusch war, und ihrer Liebe zu ihm, die er ihr nie vergelten zu können bedauerte, widmete er manche Thräne, und seine itzigen Aeltern betete er an: kein Wunder also, daß auch ihre Liebe und Zärtlichkeit gegen ihn den höchsten Gipfel erreichten. Nie schmeckte Herrn Raphahn der Varinas so gut, als in Gegenwart seines Sohnes, nie war Frau Dorothea geschäftiger, als wenn er sie besuchte. Sie verlies ihn alle Augenblicke, lief Treppe auf Treppe nieder, ihm dies und jenes zu holen, und bedauerte dabey doch immer, daß ihr gar keine Zeit, ihn zu genießen, übrig blieb. Kehrte er dann in die Stadt zurück, so wars im Hause seiner Aeltern einige Tage wie verödet, und er selbst fand nur Aufheiterung in seinen Büchern und im Umgange mit seinem Busenfreunde Anton Waller.

Dieser war der Sohn eines Kaufmanns in Rochau, ein guter Jüngling, der sich dem Studieren gewidmet hatte, Karls Nachbar in der Klasse und von seinem Alter.

Nach und nach war zwischen beyden eine so enge und feste Freundschaft entstanden, daß keiner einen Tag mehr ohne den andern zubringen konnte. Karl hatte freien Zutritt in seines Freundes Hause, seine Aeltern waren ihm gewogen, sie ließen ihn an allen Familienvergnügungen Antheil nehmen, und suchten die Freundschaft dieser beyden edlen Jünglinge auf alle Art zu nähren.

So verlebte Karl drey volle Jahre, zwar auf die einfachste Art von der Welt, aber desto zufriedener und glücklicher. Itzt war er siebenzehn Jahre alt und schon zog er durch seine schöne Gestalt die Augen der Damen in Rochau in eben dem Maase auf sich, als er durch seinen edlen Anstand, durch sein artiges und gefälliges Betragen, durch seinen Fleiß und seine Kenntnisse sich die Zuneigung seiner Lehrer und die Achtung jedes, der ihn kannte, erworben hatte. Manches heurathsfähige Mädchen blickte mit innerm Wohgefallen auf den werdenden Mann, dessen körperliche Eigenschaften schon itzt so viel versprachen, und noch mehr für die Zukunft hoffen

ließen, wünschte ihm noch sechs Jahre zu seinem Alter, eine Pfarre, Amtmannsstelle oder die Doktorwürde, um ihm mit Fug und Recht auf das erwartete Geständniß seiner Liebe das süße Bekenntniß der Gegenliebe erröthend zuflüstern zu können; denn das schien jedem Mädchen, daß seine Reize kannte — und welches kennt wohl die nicht? — ausgemacht, daß er nur sie lieben, nur für sie brennen werde, und es fehlte also weiter nichts, als für ihn ein Amt um ihn zu dem ihrigen zu machen. Auf diese Weise hätte der glückliche Karl schon manchen wonnigen Genuß haben können, man würde selbst gar kein Bedenken getragen haben ein Eheverlöbniß auf den Fall, wenn er einst Pfarrer, Doktor, Amtmann, oder auch nur Aktuar seyn würde, mit ihm zu schließen, und er hätte bey seinem künftigen Abgange von der Schule schon eine zärtlichliebende und girrende Braut in Rochau zurücklassen, und so Gelegenheit zu Thränen, Seufzern, Liebesbriefen, Oden und Unterhaltungen mit dem Monde haben können, wenn er den Eindruck, den er

auf die zarten weiblichen Herzen machte, bemerkt hätte.

Zwar ist es nicht zu läugnen, daß er ausser den lobenswürdigen geistigen und körperlichen Eigenschaften, die ihm von seinem Vater her angebohren schienen, auch dessen heftige Neigung zum schönen Geschlechte mit bekommen hatte; allein diese war durch seine bisherige Erziehung, durch seine Beschäftigungen so sehr unterdrückt worden, daß sie sich nur selten und in keinem höhern Grade äusserte, als daß der Anblick eines schönen Weibes oder Mädchens, eine sanfte melodische weibliche Stimme, ihm Vergnügen machte, weshalb wir auch das fleißige Studium der lateinischen, griechischen und hebräischen Sprache, vorzüglich aber die Uebung in der Arithmetik und Geometrie als ein sicheres und kräftiges Mittel gegen die erwachende Liebe und Zubehör anempfehlen können. Was ein Kuß von schönen Lippen für Wirkungen hervorbringe, welche Zerrüttung ein entblößter junonischer Arm, ein unbedeckter schwellender Busen oft im

Gehirne und im Herzen eines Jünglings verursachen könne, dies alles wuste er vor der Hand noch nicht, denn noch hatte er keines Mädchens Lippe geküßt, und von andern Reizen waren ihm noch keine enthüllt worden, weil, als er die Frauenzimmer ein wenig genauer zu betrachten anfieng, ihre Kleider kraft einer neuen aus Leipzig gekommenen Mode so beschaffen seyn mußten, daß sie die widerstrebenden und nicht widerstrebenden Busen völlig bedeckten, freylich zum großen Aergerniß der jungen Herren und der Damen, die sich ihrer Vorzüge in diesem Punkte bewußt, dem andern wißbegierigen Geschlechte nicht Muthmaßungen für Wirklichkeit geben wollten, dagegen aber auch zu einem kräftigen Troste der Weiber und Mädchen, die eines Busenfreundes bedurften, um Kopien für Originale zu produziren, und nicht für doppelte Amazonen angesehen zu werden. Diese letztern gaben daher auch der Keuschheit die Ehre, detretirten sehr für die neue Mode und erklärten sie für ein Bollwerk wider Augen- und Fleischeslust, welchem der Autor als

dem größern Theile des schönen Geschlechts nicht zu widersprechen wagt, ob gleich nach seinem unmaßgeblichen Dafürhalten dieses Mittel wider Aufwallung des Blutes und Muskel- und Nervenerschütterung dem Studium der Philologie weit nachsteht.

Fünftes Kapitel.

Naturam expellas furca, tamen usque recurrit. — Ein verunglücktes Abentheuer.

Der Weißbecker, Meister Eichelmann, bestätigte das Sprüchlein: Alter hilft vor Thorheit nicht, durch sein eignes Beyspiel, denn als seine Tochter, die bisher die Wirthschaft geführt hatte, heurathete, entschloß er sich zum zweytenmale in den heiligen Ehestand zu treten und erkieste, als ein sechzigjähriger Mann zu seiner Haus-, Tisch-, und Bettgenossin ein achtzehnjähriges Mädchen trotz alles Widerrathens seiner Freunde und Gevattern, selbst seines Busenfreundes des Herrn Schulmei-

sters Raphahns, der als ein gar sehr belesner Mann, ihm unter andern Luthers Worte: „Wenn ein alter Mann ein junges Mägdlein „nimmt, das ist ein häßliches Spektakel, „denn an einem Alten kann keine Hoffart noch „Lust seyn, weil die Gelegenheit hinweg ist. „Es ist nichts Schönes und Starkes an ihm „mehr, darum ist ein alter Mann und ein „junges Weib wider die Natur, gleich und „gleich paart sich am besten zusammen," vergebens ans Herz legte.

Da hier das Wort Busenfreund zum andernmale und zwar in einer Bedeutung vorkommt, die von der, welche es im vorigen Kapitel hatte ganz verschieden zu seyn scheint, so nimmt sich der Autor die Freyheit zum richtigen Verständnisse dieses Worts eine kleine Anmerkung einzuschalten, worinnen er zeigen wird, daß in Rücksicht der Freundschaft, die der eine oder der andre Busenfreund seiner Besitzerin erzeigt, kein Unterschied ist, wohl aber eine Eintheilung der Busenfreunde in lebendige und leblose Statt findet.

Busenfreund nennten unsre Vorfahren vor uralten Zeiten einen Verwandten im zweiten Grade der Seitenlinie, da sie, um sich die Grade der Verwandtschaft zu versinnlichen, keinen Baum, sondern ein Bruchstück von einem Männlein mahlten. Ob es nicht auch ein Fräulein hätte seyn können, weis der Autor nicht zu bestimmen, jedoch vermuthet ers und hält es schon des Busens wegen, wo nicht für besser, doch für gleichviel. Der Kopf des Männchens deutete den Vater an, der Busen die Kinder, die Schultern die Enkel und so fand jedes Gelenk des Armes und der Hand einen entferntern Grad, bis man mit dem siebenden Grade auf den Nagel kam, wo sich die Sippschaft endigte. Aus dieser Busenverwandtschaft leitete man nun Busenfreundschaft ab, welches soviel als enge, vertraute Freundschaft hieß, die unter so nahen Verwandten vorausgesetzt wurde Da aber auch nichtverwandte Personen Herzensfreunde von einander seyn können, es auch gewöhnlich seit dem Ende des ehernen Zeitalters mehr zu seyn pflegen, als die eigent-

lichen Busenfreunde, das Geschwister, wie uns Herr Ovidius Naso des mehrern berichtet, so erhielten auch solche den Ehrentitel, so wie zum Beyspiele Herr Raphahn ihn in Rücksicht Meister Eichelmanns verdiente. Die Hauptpflicht eines jeden Busenfreundes ist aber, den andern zu schützen, seine Fehler und Mängel zu verstecken: ein kleineres oder größeres Kissen, welches die Damen in Rochau damals auf den Busen oder an die Stelle desselben auf seinen Grundriß legten, verdiente daher schon durch seine Lage und noch mehr durch seine Dienste, indem es sie wärmte oder die etwanigen Defekte verbergen und erfüllen half, bey ihnen mit allem Rechte den Namen Busenfreund, und es ergiebt sich also hieraus unwidersprechlich, daß auch leblose Dinge der Freundschaft fähig und also auch des Namens Freund würdig sind.

Nach dieser Erläuterung kehren wir zu unsrer Erzählung zurück.

Das achtzehnjährige, schöne, muntere und rasche Suschen, nunmehrige Frau Ei-

chelmann, hatte ſich zwar von ihrem itzigen Eheherrn zu ſeinem ehelichen Gemahle wählen laſſen, auch bey der feyerlichen Verlobung und in der Trauung ein lautes und vernehmliches Ja ausſprochen; demungeachtet hatte ſie ihn nicht zu ihrem Manne gewählt, ſondern bloß zugegeben, daß man ſie mit ihm verbände, um, wie ſie ihren vertrauten Freundinnen unter dem Siegel der Verſchwiegenheit geſtand — denn wie hätte es der Autor ſonſt erfahren ſollen? — als Frau leben zu können, das hieß in ihrer Sprache, der Liebe pflegen und doch nicht fürchten dürfen, bey vorfallender Unachtſamkeit aus der Liſte der züchtigen Jungfrauen ausgeſtrichen zu werden, da ſie auf geſetzliche Art das Jungfernkränzchen am Hochzeitabende ſträubend abgelegt hatte und nun bey künftig ſich ereignender Veränderung der Taille niemand etwas Arges von ihr ſagen durfte.

Sie hatte ſchon ſeit ihrem ſechzehenden Jahre mehrere Liebſchaften gehabt und war mit Furcht und Zittern in den ſichern Hafen der Ehe eingelaufen. Itzt hatte ſie nichts

mehr zu fürchten; ihr Mann war ein guter Mann, das heißt, der volles Vertrauen auf ihre Treue setzte, weil sie schüchtern und geschämig bey seinen Bewerbungen um sie gar großen Widerwillen gegen die Liebe bezeigt und erst nach langen jungfräulichen Widerstreben ihr Jawort gegeben hatte. Mit der möglichsten Zärtlichkeit behandelte sie ihn, sah ihm jeden Wunsch an den Augen ab, und ließ es an Schmeicheln und Liebkosen nicht fehlen, so daß der alte Meister freudetrunken in jeder solchen zärtlichen ehelichen Minute zehnmal den Wunsch äusserte, noch dreißig Jahre ein so seliges Leben mit ihr zu führen, in welchen das verliebte Weibchen von Herzen einstimmte.

Sollten meine Leser zweifeln, daß dieß ihr Ernst gewesen sey, so belieben sie nur zu bemerken, daß das nach Liebe dürstende Suschen blos aus dem Grunde des reichen und alten Beckers Weib geworden war, um sorgenfrey ein Liebesabentheuer nach dem andern bald mit diesem bald mit jenem Ritter ungestört bestehen zu können.

Da nun ihr gegenwärtiger Zustand alles dieses gewährte, so mußte sie nothwendig als ein kluges Weib dessen lange Dauer wünschen. Aus eben diesem Grunde schrieb sich auch die Liebe und Treue her, die sie gegen ihren alten Eheherrn heuchelte, um ihn vor Eifersucht und vor der daraus entstehenden Wachsamkeit kräftig zu bewahren. Dieser war auch vollkommen selig, wurde geliebkost und gepflegt, schlief in ihren weichen Armen ein und erwachte des Morgens ohne die geringste Empfindung an der Stirne zu haben, an ihrer Seite wieder.

Suschen, die ihre Augen überall nach schönen Männern, neuen Gegenständen ihrer nie zu befriedigenden Liebe, rekognoszieren ließ, hatte gleich beym ersten Eintritte in ihres Mannes Haus den liebenswürdigen Jüngling bemerkt und sich Glück gewünscht, einen solchen Adonis gleich in der Nähe zu haben. Am Hochzeitabende hätte sie sich freylich lieber in sein Stübchen verirrt, als mit allen in Rochau üblichen Feyerlichkeiten das hochaufgethürmte hochzeitliche

Bette bestiegen; allein ihrem Plane getreu legte sie einige Monate ihren Wünschen Zaum und Gebiß an und behandelte ihn blos mit Höflichkeit und Güte als den Quasipflegesohn und Liebling ihres Eheherrn, der sehr erfreut darüber war, daß seine Gattin gleiche Sorgfalt für den Sohn seines alten Freundes trug, als ehedem seine Tochter. In müßigen Stunden, besonders wenn ihr Mann abwesend war, gieng sie auf Karls Stube, nähte oder strickte und bat ihn, ihr die Zeit mit dem Klaviere zu vertreiben. Dieß that er denn sehr gern und freute sich herzlich, seiner gütigen Wirthin eine kleine Gefälligkeit erzeigen zu können.

An einem Sonntage reißte Eichelmann eines Getraidehandels wegen zu einem Pachter aufs Land und sagte seinem Weibchen, er müsse daselbst übernachten. Ihn zu begleiten war unmöglich, denn von dem Augenblicke an, da er erklärte, daß er diesen Abend nicht zurückkommen könnte, hatte sie unausstehliche Zahnschmerzen, seine Reise

ließ sich nicht aufschieben, also empfahl er dem leidenden Suschen eine Menge Hausmittel, Rainfarrenwurzel, Isop in Essig gekocht und dergleichen mehr, und bat zugleich Karln höflichst und inständigst bey seiner Frau zu bleiben — versteht sich von selbst, am Tage, denn die Nacht meinte er sey für eine Ehefrau in Abwesenheit ihres Mannes bloß zum Schlafen gemacht — damit ihr die Zeit nicht lang würde. Karl versprachs, Eichelmann gieng und — war es die Wirkung des Abschiedskusses oder eines warmen Tuchs, welches der mitleidige Karl der Patientin an die Wange hielt — der wüthende Zahnschmerz verlor sich bald.

Der Zähnepein wär sie nun quitt und ledig, meinte Frau Eichelmann, aber sie würden schreckliche Langweile haben, wenn ihr lieber Hausgenosse sie verließ. Dieser wiederholte sein Versprechen zu Hause zu bleiben und ihr nach Möglichkeit die Zeit vertreiben zu helfen. Dafür küßte sie ihn, und Karl, der bis unter den Zopf errörhete, wurde durch diesen Kuß, den ersten,

den ein weiblicher Purpurmund wie Suschens auf den seinigen drückte, wie elektrisirt.

Warum werden sie roth, Lieber? — fragte sie ihn lächelnd. — Fürchten Sie, daß ich Sie mit meinen Zahnschmerzen anstecken werde? O, die sind vorbey.

Karl. (Verlegen) Nein, gar nicht — aber — ein —

Suschen. (Welche die Kunst Perioden zu ergänzen sehr wohl verstand.) Sie haben Recht, ein Kuß ist so viel wie keiner, und auf einem Beine geht niemand.

Hiermit drückte sie noch einen schönern, langen, künstlichen Kuß auf seine Lippen, der ihn vollends ganz ausser Fassung brachte. Zitternd hieng er an ihrem Munde, die Sinne vergiengen ihm und er blieb unbeweglich auf seinem Platze stehen, als Suschen die Stube verließ und ihm vertraulich lächelnd: „Ich will ein Frühstück für uns holen," zulispelte.

Beschämt und in der größten Verwirrung, denn der süße Kuß brannte ihn noch auf den Lippen, behauptete er noch immer seinen Posten, als sie mit Kuchen und Weine hereintrat. — „Hier bringe ich etwas zum Zeitvertreibe, kommen Sie, langen Sie zu!“ Mit diesen Worten führte sie ihn zum Kanapee, setzte sich neben ihn und schenkte ein.

„Auf fernere Freundschaft! Stoßen Sie an!“ — sagte sie, indem sie mit der einen Hand das Glas in die Höhe hob, mit der andern die seinige faßte und sich nach ihm hinbog.

Karl ergriff sein Glas und wollte anstoßen. Als er sein Gesicht gegen sie wendete, erblickte er ihren vollen Busen, der halbentblößt — von ungefähr mochte ihr die Nadel aus dem Busentuche entfallen seyn — ihm entgegenbebte; neuer Schwindel, neues Zittern bemächtigte sich seiner, statt anzustoßen goß er ihr den Wein auf den Busen und auf das Tuch, das ihn bedecken sollte. Erschrocken sprang er auf, stotterte, die Augen be-

ständig auf die niegesehenen Reize geheftet, etwas von Verzeihung und von Flecken her, die der rothe Wein auf dem Tuche machen würde, verwünschte seine Dummheit und Ungeschicklichkeit, ergriff ein andres weißes Halstuch, das eben auf dem Kanapee lag, um von dem, das Suschen umhatte, die Flecken abzuwischen, trocknete statt dessen den Wein von ihrem Busen, ward bald roth bald blaß und zitterte dabey am ganzen Leibe. Nur mit Mühe ließ er sich beruhigen, und erschrack aufs neue über seine Blindheit, da Suschen, die indeß ihr Tuch wieder in Ordnung gebracht hatte, ihm sagte, daß blanker Wein keine Flecken mache, und er nun seinen Irrthum einsah. Freundlich zog sie ihn wieder zu sich aufs Kanapee, stellte sich, als hätte sie seine Verlegenheit gar nicht bemerkt, und fieng, völlig zufrieden mit diesem Anfange und mit der Wirkung, die ihre Reize schon gethan hatten, ein Gespräch von Musik, Schauspielen und Romanen an. Von Karls Seite wurde es aber freylich sehr wenig unterhalten, da er, seiner immer noch nicht ganz bewußt, unaufhörlich nach dem Orte hinschielte, dem er

ein stärkendes Weinbad bereitet hatte. Freylich gab es da vor der Hand nichts mehr zu sehen, denn an die Stelle der desertirten Nadel war eine andere avanciret; doch behagte ihm itzt das wellenförmige Steigen und Fallen des quistionirten Tuches, und zwar um so mehr, da er es bisher weder bey Suschen, noch bey einer andern weiblichen Grazie, bey der es zu bemerken gewesen wäre, wahrgenommen hatte. Dieser Vorfall hatte auch auf seine Augen den Einfluß, daß sie in der Folge, wenn ein Weib ihm gegenüber stand, sich jedesmal maschienenmäßig nach dieser Gegend des Körpers hinrichteten.

Unter abwechselnden Gesprächen, häuslichen Beschäftigungen, Essen, Kaffeetrinken, Klavierspielen und Singen, rückte der Abend heran. Karl, der den ganzen Tag über wie im Traume gelebt hatte, konnte kaum begreifen, daß es schon Zeit zum Abendessen sey. Als ihm aber Suschen an der Stubenuhr zeigte, daß es sieben geschlagen hatte, so glaubte ers, und da sie ihm versicherte, er müßte hungern, so schiens ihm selbst so.

Ihr Souper war bald genossen; unter Scherzen nöthigte sie ihn wieder zu sich aufs Kanapee, und mit einem „Ich habe Ihnen „ja noch nicht gesegnete Mahlzeit gewünscht,“ erhielt er den dritten Kuß, der ihm aufs neue durch alle Nerven drang. Die Nadel, die Vormittags zu dem glücklichen Posten, Suschens widerstrebenden Busen vor neugierigen Blicken zu schützen, erhoben worden war, ward treulos. Vielleicht hatte sie dem heftigen Aufstreben desselben nicht mehr widerstehen können; vielleicht hatte Suschens schnelle Bewegung, als sie Karln küßte, vielauch ihre eigne Hand sie daraus vertrieben; genug, sie war weg, das Tuch ward von den schwellenden Halbkugeln verdrängt, Karls Augen erblickten sie aufs neue in ihrer vollen Schönheit, sein Mund sank auf sie hernieder. Noch nie gekannte Gefühle erwachten in ihm. Suschen, die dieß wohl bemerkte, unterstützte sie auf alle Art; schon sah er im Taumel seiner Empfindungen mehrere Reize ihres Körpers enthüllt, als plötzlich ein Jubelgeschrey im Hause entstand, und mehrere Personen die Treppe heraufstürmten, wodurch die Wollustrunke-

nen aus ihrer gefährlichen Lage aufgeschreckt wurden.

„Der Meister hat das zweyte Loos ge„wonnen, zehntausend Thaler!“ — schrien „Wirkmeister, Gesellen und Mägde, die sich „in die Stube drängten, durcheinander — „sein Kollekteur hat einen reitenden Boten „geschickt.“

Karl stand beschämt, erschrocken, wie aus den Wolken gefallen; Suschen, der die Eilfertigkeit des Kollekteurs diesmal eben nicht viel Freude machte, empfieng die Nachricht von dem Gewinnste ziemlich gleichgültig, versprach vorläufig jedem ein ansehnliches Geschenk für die frohe Nachricht, und entfernte sich auf kurze Zeit, um den Boten zu bewirthen und zu belohnen. Als sie zurückkam, fand sie Karln nicht mehr. Er war indessen auf seine Stube geschlichen, hatte anfangs Lotterie und Boten verwünscht, nachher aber, als der Sturm der Leidenschaft sich ein wenig gelegt, und er eingesehen hatte, daß er im Begriffe gewesen war, mit dem Weibe seines

Freundes und Wohlthäters einen Ehebruch zu begehen, seinem guten Genius von Herzen für die wunderbare Errettung gedankt. Ihr schämte er sich vor sich selbst, vor jedem Gegenstande, der ihm auf seiner Stube in die Augen fiel. Den Kopf auf die Hand gestützt, saß er über die greulichen Unbilde, die er schon begangen hatte und noch hatte begehen wollen, nachdenkend, und wagte es nicht das hereintretende Suschen anzusehen.

Sie, der an der Sinnesänderung, die sie sogleich an ihm bemerkte, nichts gelegen war, suchte auf alle mögliche Art ihn zu beruhigen und aufzuheitern, denn es stand ihr die lange Nacht bevor, die sie, wenn Karl nicht wieder auf den rechten Weg gebracht wurde, allein — verschlafen mußte, weil sie voller Hoffnung, die sie schon am Morgen geschöpft, keine Maasregeln wegen eines nächtlichen Vergnügens mit einem andern begünstigten Liebhaber genommen hatte. Und — was vermag nicht der Zauber eines schönen Weibes! — nach und nach gelang es ihr, den unerfahrnen und reizbaren Jüngling wie-

der in die vorige Stimmung zu verſetzen. Schon ſpielte er mit ihrem ſchwarzen lockigen Haare, ſchon küßte er ihr abwechſelnd Wange, Mund und Buſen, und ließ ſich von ihr, ſie feſt umſchlingend, in ihr Schlafgemach führen. Itzt ſtand ſie beynahe ganz entkleidet vor ihn, ſchloß ihn mit wilden Feuer in die Arme, und ſank mit ihm, der vor Wolluſt berauſcht, keines Gedankens fähig war, aufs Bette nieder, als Meiſter Eichelmanns Stimme und das wiederholte Freudengeſchrey ſeiner Leute, die ihren Herrn von ſeinem Glücke wetteifernd benachrichtigten, ſie verhinderten, das ſchon einmal verunglückte Liebesabentheuer zu beſtehen.

Geſchwind ſchlüpfte ſie ins Bette, deckte ſich gar züchtiglich zu und hüllte den Kopf ins Kiſſen, denn das Zahnweh hatte auf Ordre ſich ſchnell wieder eingeſtellt. Karl wollte in der Angſt ſeines Herzens ſich entfernen. „Bleiben Sie — rief ſie ihm lächelnd zu — ſehen ſie nicht ſo erbärmlich aus, und laſſen Sie mich nur machen, mein Mann, der mir und auch wohl Ihnen zu ſehr ungelegener Zeit

kommt, soll sich bey Ihnen bedanken, daß Sie einem Patienten Gesellschaft leisteten.“ Karl blieb erwartungsvoll, wie das Abentheuer ablaufen würde. Zitternd und bebend setzte er sich auf Suschens Geheiß auf einen Stuhl an ihr Bette. Meister Eichelmann erschien und erhob ein zärtliches Lamentoso, als er sein Weibchen von Zahnschwerzen geplagt im Bette fand. Die plötzliche Freude über den Gewinn in der Lotterie hatte ihre Nerven so erschüttert, daß der Zahnschmerz verstärkt wiedergekommen war. Sie hatte ihre Gegenmittel vergebens versucht, am Ende nicht mehr ausdauern können und Heren Nasphahn gebeten, ihr etwas zu erzählen, welcher auch so gefällig gewesen war, itzt fühlte sie schon wieder Linderung. Was Suschen vorhergesagt hatte, geschah. Der alte Herr überhäuft Karln mit Danksagungen, freute sich der Besserung und erzählte von seinem guten Handel und von der Eile, mit der er ihn abgeschlossen hatte, um noch diese Nacht bey seinem lieben Suschen schlafen zu können, wofür sie ihm keusch erröthend — da er in Ge-

genwart eines Junggesellen solche Reden führte — den Mund zuhielt. Karl rückte den Stuhl an seinen Ort, wünschte beyden eine gute Nacht und gieng zu Bette.

Sechstes Kapitel.

Karl macht Bemerkungen verschiedener Art und verliebt sich zum erstenmale.

Ob er selbst eine geruhsame Nacht hatte oder nicht, läßt sich wohl leicht errathen. Er hatte an diesem Tage zu viel gesehen, als daß sein Blut nicht hätte in die heftigste Wallung kommen sollen; die Einleitung zum Genusse der Liebe hatte zu sehr auf seine Sinne gewirkt, als daß er nicht die heißeste Sehnsucht nach völligem Genusse hätte empfinden müssen. Auf der andern Seite beunruhigte ihn das Gefühl der Beleidigung, die er seinem ehrlichen Wirthe zugefügt hatte, und noch mehr ärgerte ihn Gus-

chens Schalkheit, mit der sie das unbegrenzte Vertrauen ihres Mannes misbrauchte, und die List, mit der sie seine eingeschläferten Triebe geweckt hatte, um ihn wider Willen zum Substituten ihres Mannes zu machen; denn das sah er nun wohl ein, daß sie die Verführerin, er selbst der Verführte gewesen war, und daß er ihr nichts abzubitten hatte.

Itzt gieng ihm auch über manches andre in Suschens bisherigen Betragen sowohl gegen ihn als gegen andre junge Mannspersonen ein Licht auf. Oft hatte sie Besuche auf ihrer Stube von jungen Vettern, die aber nie eher kamen, als bis der Alte in der Kirche, im Schießhause, oder sonst wo ausser seinen vier Pfählen war. Der alte Perückenmacher, Herr Focke, der Erbauer und Wiederhersteller von ihres Mannes Azeln, durfte sie nicht frisiren, sondern mußte seinen jungen, flüchtigen Gesellen alle Morgen schicken, und das traf freylich allemal, wenn Meister Eichelmann in der Backstube war um aufs Recht zu sehen, oder wenn er auf den Kornmarkt gieng, weil der Friseur — nicht

eher und nicht ſpäter Zeit hatte. Der alte Wirkmeiſter erhielt ſeinen Abſchied, und an ſeine Stelle rückte ein junger rüſtiger, der — thätiger war. Alles dieſes weislich erwägend, zog Karl nunmehr den Schluß, daß ſein Wirth in puncto des Geweihs mit dem größten Theile der Ehemänner gleiches Schickſal und vielleicht noch einige Enden mehr, als jeder andre, zu zählen Fug und Macht habe. Dies brachte ihn in Ingrimm, und ſchon ſann er auf Mittel ihn von den Ausnahmen, die ſeine Ehehälfte in puncto poſt quintum machte, zu überzeugen. Aber ein wenig Nachdenken, daß es unmöglich, daß es ſogar eine Ungerechtigkeit gegen ihn ſeyn würde, ihn in dem guten Glauben an die Treue ſeines geliebten Süßchens wankend und dadurch unglücklich zu machen, und endlich eine neue Aufwallung ſeines Blutes, die durch den Gedanken an Suschen, an welchen ſich die Nebenidee ihrer Zauberküſſe und ihrer ihm enthüllten Reize anſchloß, erregt worden war, beſänftigten und beſtimmten ihn, ſie und den Alten zu ſchonen, ſich aber vor fernern Fallſtricken in Acht zu nehmen.

Mit diesem wackern Entschlusse stand er am andern Morgen auf, griff ernsthaft nach dem Cicero, um sich zur Schule vorzubereiten, blätterte darinnen und hatte am Ende in Ovids Büchern von der Liebe die Elegie „Aestus erat“ aufgeschlagen. Er wunderte sich zwar über diese Verwechselung, doch die war leicht möglich, die Bücher hatten einerley Band, und hatte er doch gestern in noch größern Irrthümern gesteckt. Weil aber diese Elegie einmal aufgeschlagen war, so las er sie zum Spaße zweymal durch und fand, daß sie sehr schön war, und daß er sie bisher gar nicht verstanden hatte. Zwar hatte er sie schon ehedem mit gehöriger Aufmerksamkeit gelesen, war auch dabey gar sehr philologisch zu Werke gegangen, und hatte doch keinen Sinn weder heraus noch hinein bringen können, welches er als ein guter Philolog sonst meisterlich verstand. Itzt begriff er das Warum sehr wohl. Die meisten Stellen waren ihm aus Mangel an Sachkenntniß böhmische Dörfer gewesen, und er sah deutlich ein, daß ein ächter Philolog nicht

nur Wörter wissen, sondern auch Baumeister, Soldat, Töpfer, begünstigter Liebhaber, Jäger und Maler, mit einem Worte alles seyn müsse, wenn er die klassischen Schriftsteller verstehen wolle.

Kaum war er mit der Elegie zu Ende gekommen, deren Schlußseufzer „Proueniant medii sic mihi saepe dies“ er als ein fertiger Versemacher — denn die Poesie wurde auf der Rochauer Schule jedem ohne Unterschied, ob er Sinn dafür hatte oder nicht, mächtig eingekeilt — eilig und schleunig in „Prouenient tales sic mihi saepe dies“ umzuwandeln und auf sich anzuwenden sich nicht entbrechen konnte: so brachte ihm Suschen, seine Quasicorinna, selbst mit der unbefangensten Mine von der Welt den Kaffee. Ein Paar Küsse von ihr, deren er sich in der Geschwindigkeit nicht erwehren — wollte, hätten seinen Entschluß wegen des in Achtnehmens beynahe vernichtet; zum guten Glücke verließ sie ihn aber gleich wieder, und ihre Worte: „Was gestern vorgieng, bleibt unter uns. Nicht wahr, Lie-

ber? Ein ardermal wollen wir nicht so lange zaudern!“ jagten ihn troz Elegie und Küſſen aufs neue in heftigen Unwillen und ſtärkten ihn in ſeinem guten Vorſatze.

Der Gewinn der Lotterie wurde ausgezahlt. Karl erhielt von ſeinem Wirthe zwanzig blanke Louisd'or und eine goldne Uhr, die als eine Erinnerung an die Lotterie in ihm jedesmal zugleich auch die Rückerinnerung an den beabſichtigten Ehebruch und an ſeinen Entſchluß in Anſehung ſeiner ſchönen wollüſtigen Wirthin hervorbrachte. Dieſem Entſchluſſe getreu vermied er weislich jede Zuſammenkunft unter vier Augen mit ihr in Abweſenheit ihres Mannes und ſicherte ſo ſeine Unſchuld.

Aber widerſtand er gleich Suschens mächtigen Reizen und Lockungen ritterlich, ſo hatte doch jener Vorſchmack von den Süßigkeiten der beglückten Liebe eine neue Art von Ideen und Wünſchen in ihm rege gemacht. So lange er noch kein Mädchen

geküßt, keinen entschleyerten Busen gesehen und berührt hätte, war ihm das andre Geschlecht ganz gleichgültig gewesen, und er hatte das Sprüchlein „Ignoti nulla cupido," zu deutsch: „Was einer nicht weis, macht ihm nicht heiß," bestätigt. Allein jener Vorfall, der seine Kenntniß der Naturgeschichte auf das weibliche Geschlecht ausdehnte und durch Anschauung bereicherte, lies auch einen Stachel in seinem Herzen zurück, er fühlte ein Sehnen nach Weiberliebe, sah jedem Mädchen, das ihm gefiel — Weibern nicht, denn diese durften ihn ja ex officio nicht lieben — schüchtern ins Auge, und suchte so etwas von Liebe darinnen für sich zu entdecken. Dabey war er aber doch so vernünftig seine Augen nur auf solche Mädchen zu werfen, die jünger als er und noch mit keinem erklärten Liebhaber versorgt waren, denn mit dem Gedanken an Liebe verband er auch den an eine künftige Ehe, welche er, auf das Beyspiel seiner braven Aeltern und der seines Freundes Antons gestützt, für das größte Erdenglück hielt. Schade,

daß die Zauberflöte damals noch nicht exi-
stirte, ihm würde der schöne Reim „Mann
und Weib und Weib und Mann reichen
an die Gottheit an“ für eine unumstößli-
che Wahrheit gegolten haben. Freylich hät-
te er bey etwas mehr Beobachtung wohl
manche Ausnahme von dieser Regel finden
können, allein er hatte noch keine unglück-
liche Ehe gesehen, und die des Meister
Eichelmanns hielt er der zu großen Ungleich-
heit der Jahre wegen für gar keine rechte
Ehe.

Wer sucht der findet. Dies war auch
der Fall bey unserm Karl. Er suchte in
den blauen Aeuglein Amaliens, der sechzehn-
jährigen Schwester seines Antons und fand,
daß sie gar freundlich und liebreich auf ihn
blickten. Unzählichemal war er in ihrer
Gesellschaft gewesen und nie hatten ihre
wachsenden Reize den mindesten Eindruck
auf sein Herz gemacht: ihr Klavierspiel
gefiel ihm, aber eben so würde es ihm von
einem alten Organisten gefallen haben; ihre
Stimme kitzelte sein Ohr, aber sie hätte die-

nämliche Wirkung gethan, wäre sie aus der Kehle eines dicken Kastraten gekommen. Itzt hatten sich die Umstände geändert, er hörte weniger auf ihre Stimme und ihr Spiel, als er auf ihren Mund und ihre Hände sah. Stundenlang saß er bey ihr und sprach viel oder wenig, sang gut oder schlecht, je nachdem der Drang seiner Empfindungen mehr oder weniger heftig war. In dem Gedanken, Amalien einst als Gattin zu besitzen, lag seine größte Seligkeit, auf diesem Zweck arbeitete er mit Anstrengung aller seiner Kräfte hin, lies jeden seiner Mitschüler weit hinter sich zurück, und schien auf diese Art die alten Sentenzen von Pfarre und Knarre, vom Stalle und Pferde zu widerlegen, die man jugendlichen Liebschaften entgegensetzt und die im Vorbeygehn gesagt, dem Autor schlecht gewählt zu seyn scheinen, da es eine Hauptunhöflichkeit ist, eine schöne Ehegenossin mit einem Pferde zu vergleichen, oder ihr von einer Eigenschaft neuer Schuhe und verrosteter Wetterfahnen einen Namen zu geben.

Bey alledem wagte unser Held doch nie, seine Liebe und den Wunsch nach Gegenliebe nur auf die allerentfernteste Art zu äussern; zehnmal schüchterner war er gegen sie, als gegen jedes andre Mädchen, für einen Kuß von ihr hätte er seine ganzen philologischen Hefte, selbst seinen hervorkeimenden Bart willig hingegeben, aber einen zu verlangen oder zu rauben, darzu fehlten ihm die Phrasen und der Muth. Er sprach blos mit dem Augen, wenn er sie nicht niederschlug, und das war zum größten Unglück fast immer der Fall.

Natürlich konnte Amalie bey so bewandten Umständen die Liebespein ihres Ritters, der wie ein andrer Don Quixote blos seufzte und schmachtete, ohne je seiner Dulzinee seine Liebe mit einer Sylbe zu entdecken, durchaus nicht bemerken, konnte auch nicht, von seinen Herzensqualen gerührt, mitleidig ihn trösten, und folglich ist es dem Autor schlechterdings unmöglich ihr Mitleid — so leicht es auch sonst immer seyn soll — in Liebe übergehen und

seinem Helden die sehnlich gewünschte Süßigkeit der Gegenliebe schon auf der Schule schmecken zu lassen. Amalie war ihm gut, aber auch nichts mehr, und ohne einen Kuß von ihr empfangen, ohne ein beseligendes Wörtchen von Liebe von ihr gehört zu haben, verließ der furchtsame Liebhaber in seinem achtzehnten Jahre die Schule und mit ihr die Stadt, die so glücklich war, den Gegenstand seiner Liebe einzuschließen. Als ein in alten und neuen Sprachen, in Antiquitäten und andern köstlichen Wissenschaften wohlerfahrner Jüngling kam er nach Eichbusch zurück, wo ihm ein wiederholtes frohes „Io triumphe!“ von Seiten des Vaters, und ein herzliches mit Freudenthränen begleitetes „Willkommen, mein Karl!“ von Seiten der Mutter entgegenschallte, und wo er unter den Umarmungen beyder zu ersticken Gefahr lief.

Siebentes Kapitel.

Karl bezieht die Akademie. — Eine Predigt mit Accompagnement. — Liebesgluth und Trost bey gestrandeter Liebe. — L. 5. ff. de in ius voc. Pater est, quem nuptiae demonstrant.

Die Osterferien giengen zu Ende, und Karl trat mit seinem Freunde Anton die akademische Laufbahn in Freystadt an.

Er hatte sich dem Studium der Theologie gewidmet, weil schon von Anfange her, da sein Vater den Grund zu seinem künftigen Studiren legte, von nichts anderm die Rede gewesen war. Deshalb hatte er auch auf der Schule das Griechische mit allem Eifer

getrieben und im Hebräischen gar wichtige Progressen gemacht.

Anton studirte die Rechte, doch that diese Verschiedenheit ihrer Beschäftigungen ihrer Freundschaft keinen Eintrag; sie bezogen zusammen eine Wohnung und fühlten sich einer im Umgange mit dem andern glücklich. Karls Aeltern sorgten nach Möglichkeit dafür, daß er nicht mit Nahrungssorgen zu kämpfen hatte, und ansehnliche Geschenke von Meister Eichelmann, vielleicht von Suschen veranlaßt, die ihren ehemaligen Liebling nicht so leicht vergessen konnte, nebst einem beträchtlichen Stipendium, das der gnädige Herr in Eichbusch ihm ausgewirkt hatte, setzten ihn sogar in den Stand, nicht allein seine Bibliothek von Zeit zu Zeit zu vermehren, sondern auch an mancherley Arten von Vergnügungen Theil zu nehmen.

So verfloß ihm das erste Jahr ganz angenehm, und mit einer Menge nützlicher und unnützer theologischer und philosophischer Kenntnisse bereichert, reiste er in den Ferien zu sei-

nen Aeltern, deren unbeſchreibliche Freude über das glückliche Wiederſehen nur durch die Erklärung, daß er zu predigen geſonnen ſey, einen Zuwachs erhalten konnte. Bey ſeinem Beſuche bey dem Herrn Paſtor, wo ihn der Vater begleitete, erbat er ſich die Erlaubniß zu predigen, und nun herrſchte im Hauſe ſeiner Aeltern, wenn nicht die blökende Lämmerheerde der lernbegierigen Schuljugend darinnen ihr Weſen trieb, eine Todtenſtille, damit der ſtudirende Sohn nicht geſtört werden möchte.

Der wichtige Tag, an dem Karl zum erſtenmale die Kanzel, und dieſe ihn, zieren ſollte, brach an. Feyerlich mit Furcht und freudigen Zittern wandelten ſeine Aeltern in die Kirche. Der letzte Vers vom Glauben gieng zu Ende, alle resp. Anweſende, vom gnädigen Herrn bis zum Gemeinehirten drehten die Häupter nach der Kanzel hin, des Schulmeiſters Stimme beym Amen glich dem Tremulanten ſeiner Orgel, ſeine Frau verbarg das Geſicht hinter den Muff und wagte nur dann und wann mit dem Fünftel des lin-

ken Auges auf die Kanzel zu blicken. Itzt erschien hehr und groß und mit ernster Mine der schöngelockte Prediger und begann mit sonorer Stimme und rednerischen Gestikulationen seine geistliche Rede. Kein Laut, kein Athemzug; die Männer vergaßen das Räuspern, die Weiber das Niezen. Der Schulmeister und seine Frau schwammen in Wonne. Mit fester Stimme intonirte ersterer das Kanzellied und strapazierte dabey die Orgel mit Händen und Füßen. Kaum war das Evangelium verlesen, so sah man schon hier und da die Weiber die Gesichter zum Weinen zurechtlegen. Während daß die Männer ihrem Beyspiele folgten, rieselten bey jenen schon die Thränen, und als aus den weniger reizbaren Augen der Männer endlich auch Thränen hervorquollen, schluchzten die Weiber laut, so daß jeder, der den Prediger und seine Verhältnisse nicht kannte, geglaubt haben müßte, sie fühlten sich aller Sünden schuldig. Als nun vollends am Ende der Predigt Karl die Gemeine anredete, ihr dankte und seine Wünsche vortrug, da strömte ohne Unterschied zwischen Alter und Geschlecht Thränen,

soviel die schon sattsam gepreßten Thränendrüsen noch hergeben wollten, und das bisher abwechselnde Weinen und Schluchzen gieng nun in ein Tutti von Heulen und Zähnklappern über.

Der angehende Theolog bestand also sein erstes geistliches Abentheuer zu seiner eignen Zufriedenheit, zur unaussprechlichen Freude seiner Aeltern und zu kräftigen Troste und erquickender Herzensstärkung der andächtigen Gemeine zu Eichbusch, die in ihm schon ihren künftigen Hirten und Seelsorger erblickte. Hierauf besuchte er seinen Anton in Rochau und verliebte sich vollends bis zum gänzlichen Verschmachten in Amalien, die er nun um ein Jahr älter und also in vollendeter Schönheit sah. Man weiß ja, wie sehr in einem Jahre die noch unentwickelten Reize eines jungen Mädchens sich entfalten und vervollkommen, obschon nur bis auf eine gewisse Anzahl von Jahren, weshalb auch die Mädchen eigentlich, wie die weiland Oberschenkin an Jupiters Hofe, beständig im achtzehnten, höchstens neunzehnten Jahre stehen bleiben sollten.

Karl war im Superlativ in Amalien verliebt, denn er machte sogar Verse auf sie, die alle Reize aller Göttinnen des Alterthums in sich vereinigte. Ihr langes blondes seidnes Haar, welchem das der Berenice weit nachstand; ihre blauen Augen, die an sittsamen Schmachten die der Pallas unzähligemal übertrafen; ihr runder Arm und ihre zarten Finger, um welche sie die weißarmige Juno und die rosenfingerige Aurora, wenn sie noch lebten, beneidet haben würden; ihr Gang, gegen welchen das Schweben der Grazien ein bloßes Humpeln war; ihr göttlicher Verstand, gegen den die gepriesene Weisheit aller neun Musen wie Schülerkenntnisse abgestochen hätte; kurz, alle Theile ihres Körpers, alle ihre Eigenschaften waren Gegenstände seiner Gedichte. Selbst ihre Geradestücken und fahrende Habe, Strumpfband, Handschuh, Spiegel, Fingerhut, wurden in Elegien, Oden und Stanzen gepriesen, und er wünschte, wie der selige Anakreon, bald dies bald jenes zu seyn. Aber kein einziges seiner Gedichte wurde von jemanden weiter

gelesen, sondern als ein ächter amante timido opferte er jedes nach seiner Entstehung dem Feuer, folglich blieb Amalie wegen seines Herzensbrandes nach wie vor in völliger Unwissenheit. Diese schloß auf fleißiges Anrathen ihrer Aeltern mit dem jungen, galanten und süßen Stadtschreiber, Jonne, der sechs volle Monden um sie geseufzt, gefleht und geworben hatte, ein öffentliches und zu Recht beständiges Eheverlöbniß.

Da dies just zu der Zeit geschah, wo Karl mit Amalien unter einem Dache wohnte, so bekamen freylich sein Liebe schlagendes Herz und seine Liebe athmende Lunge einen gar harten Stoß, allein er suchte sich im Stillen zu trösten, und wünschte ihr von ganzem Herzen das beste Glück. Es kam ihm nichts weniger in den Sinn, als in einer gräßlichen Elegie seine Liebeswuth auszuhauchen, und Amalien mit einem Ungeheuer, mit einem Tiegerherzen, das in Afrika's Sandwüsten mit Löwenmilch genährt worden sey, zu vergleichen, denn er

wuste nur zu gut, daß sie kein Ungeheuer war, er hatte ja in mehr als einem Gedichte ihre Schönheit über die der alten Gottheiten erhoben. Ein Tiegerherz hatte sie nicht, denn nur zu oft hatte er ihr menschliches und empfindsames zu bewundern Gelegenheit gehabt, und da er die Stadt Rochau mit ihrer anmuthigen Gegend, wo es weder Sand noch Wüsten noch Löwen gab, auch ihre Aeltern die durchaus nichts Löwenartiges an sich hatten, genau kannte, so mußte die Idee von Sandwüsten und Löwenmilch natürlich auch wegfallen. Statt zu dichten, zu klagen und zu schimpfen pflog er Rath mit seinem Verstande und dieser belehrte ihn, daß er ein Thor seyn würde, wenn er über den Mangel an Gegenliebe von Amalien winseln wollte, da er ihr ja nie ein Wort von Liebe gesagt hätte, und es übrigens mit dem Lieben und Geliebtwerden noch etwas zu früh zu seyn scheine.

Durch solche Betrachtungen beruhigt, verlor er weder von seiner muntern Laune etwas, noch wurde das Feuer seiner Augen

gemindert, so daß Suschen bey jedem Besuche, den er ihr und seinem Wohlthäter, ihrem Manne, abstattete, ihn freudig an ihren keuschen Busen drückte. Dies konnte sie als seine ehemalige Pflegemutter, wie sie sich nannte, in ihres Mannes Gegenwart ungescheut thun, denn dieser hatte noch immer den unerschütterlichsten Glauben an ihre eheliche Treue, und lebte itzt in der süßen Hoffnung in wenig Tagen einen Leibeserben, nach rechtlicher in der Ueberschrift dieses Kapitels angegebner Vermuthung die Frucht seiner Leuden, die vier Wände anschreyen zu hören. Reichlich von ihm und Suschen beschenkt, von Amaliens und ihrer Aeltern Freundschaft versichert und von Anton begleitet reiste er wieder nach Eichbusch, um die noch übrigen Tage der Ferien bey seinen Aeltern zuzubringen.

Achtes Kapitel.

Heute mir, morgen dir.

Er ſchlich, ſeine Aeltern zu überraſchen, mit ſeinem Freunde um den Gartenzaun ins Haus, öffnete leiſe die Stubenthür, gieng, da er hier niemanden fand, in die daran ſtoßende Schlafkammer, wo er Geräuſch hörte, und ſah ſeinen Vater weinend und die Hände ringend am Bette der Mutter knien, die blutig, todtenbleich und ohne Empfindung darauf lag. Der Pfarrer ſtand mit einigen Bauern und Bäuerinnen um das Bette herum und ſuchte die Sterbende ins

Leben zurückbringen. Man brachte ihn weg und auf sein Bette. Nach einiger Zeit erholte er sich in Antons Armen, und der Pfarrer, der auf diesen Augenblick gewartet hatte, erzählte ihm nach vorausgeschickter Ermahnung zur Ergebung in den göttlichen Willen, daß seine Mutter einen Fall die Treppe hinabgethan habe, der nach dem Urtheile des herzugeholten Arztes und Chirurgs tödtlich sey. Die Augen starr und unbeweglich auf den Pfarrer geheftet, hörte Karl seine Erzählung an und sprang, als dieser geendet hatte, auf.

„Wohin, Freund? — fragte ihn der Pfarrer.

„Sie sehen!“ — war seine Antwort, und damit stürzte er zur Thür hinaus und an das Bette der Leidenden.

„O Mutter! Mutter!“ — rief er, über sie hingeworfen, und Thränen und Schluchzen erstickten seine Stimme. Sein Geschrey gab ihr die Empfindung auf einen Augenblick wieder.

„Mein Sohn! — Mein guter Mann! — Härmt euch nicht! — Gott segne euch! — Lebt wohl!“ war alles, was sie noch zu stammeln vermögend war. Beyde hatten ihre Hände ergriffen, beyde fühlten einen matten Druck, und sie verschied.

Mit Gewalt musten die anwesenden Bauern Karln vom Leichname wegreißen. Sie brachten ihn wieder auf seine Stube, wohin ihm der Vater empfindungs- und gedankenlos nebst Anton folgte. Stumm und mit trocknen Augen umarmte dort der betäubte Vater den jammernden Sohn; er schien mit seiner Gattin alles Gefühl verloren zu haben. Anton wich nicht von ihnen. Die Besorgung des Hauswesens übernahm der Kollaborator, den sich der Schulmeister hatte neuerlich beysetzen lassen, und des Nachbars Frau; für die Beerdigung sorgte der Pfarrer mit seiner Gattin.

Nach drey Tagen, während welcher der Schulmeister nichts gethan als geseufzt, sei-

nem Sohne die Hände gedrückt und ihn umarmt hatte, dieser in die bitterſten Klagen ausgebrochen und faſt in Thränen zerfloſſen war, trug man die Verſtorbene zu Grabe. Der Schulmeiſter und ſein Sohn begleiteten mit wankenden Schritten den Sarg, ihnen folgte der Gutsherr, der Gerichtshalter und die ganze Gemeine ſchluchzend und in Thränen ſchwimmend. Jeder hatte die Verſtorbne geliebt, jeder liebte den gebeugten Wittwer und den troſtloſen Sohn.

Nach vollendetem Leichenbegängniſſe führte der Schulmeiſter ſeinen Sohn nebſt ſeinem Freunde in ſeine Stube, bat ſie ein wenig hier zu verweilen, bis er wiederkäme, und verließ ſie. In einigen Minuten kam er mit dem Gerichtshalter und den Dorfgerichten zurück, ſezte Stühle um einen Tiſch, worauf Schreibematerialien befindlich waren und bat den Gerichtshalter, ſein Teſtament niederzuſchreiben und aufzubewahren.

„Was meine selige Frau verließ — „dieß waren seine Worte — gehört nach „ihrem Testamente und einem Geradekaufe, „die Ihnen, Herr Doktor, bekannt sind, „mir zu. In wenig Tagen, das fühle „ich, werde ich meinem Weibe ins Grab „folgen. Dieser hier, mein angenommener Sohn, Karl Zeidler, genannt Raphahn, ist mein einziger Erbe; mein Nachbar, der Richter Melhorn, sein Vormund; — der Richter nickte bejahend — „mein Herr Kollaborator bekommt gleich „nach meinem Tode aus meiner Verlassenschaft fünfundzwanzig Gülden ausgezahlt. „Nun seyn Sie so gütig, Herr Doktor, und „schreiben Sie, ich habe geendet.“

Karl beschwor seinen Vater, solche traurige Gedanken aufzugeben, allein dieser behauptete fest, sein Tod sey nicht fern; auch gieng seine Vorhersagung richtig in Erfüllung, denn nach einigen still und traurig verlebten Tagen fand Karl den zärtlich geliebten Vater am Morgen, von einem Schlagflusse getroffen, todt im Bette.

Seine Empfindungen bey diesem zweyten ihm unersetzlichen Verluste sind unbeschreiblich; wir übergehen daher einen kleinen Zeitraum ganz, und begleiten den im Innersten seiner Seele erschütterten und betrübten Karl wieder nach Freystadt.

Neuntes Kapitel.

Eine neue Liebschaft.

Zeit, anhaltendes und ämsiges Studiren und vorzüglich die Stimme der Freundschaft beruhigten Karln allmählig. Der ehrliche Melhorn, der die Vormundschaft über ihn übernommen hatte, sorgte, seiner Pflicht musterhaft treu, väterlich für ihn; Meister Eicheimann und seine schöne Hälfte vervielfältigten ihre Geschenke, und so litte wenigstens sein Finanzetat durch den Tod seiner Aeltern keine merkliche Veränderung.

Um sich im Predigen zu üben, hatte er die Bekanntschaft einiger benachbarten Land-

geistlichen gesucht. Einen von diesen, den Pfarrer Borgel zu Bärenwalde, besuchte er am häufigsten, weil das Dorf nur zwey Stunden von der Stadt entlegen war, und der Umgang mit ihm, seiner Gattin und Tochter das meiste Anziehende für ihn hatte. Er wurde in diesem Hause mit ausgezeichneter Freundschaft behandelt und jedesmal gebeten, seine Besuche so oft als möglich zu wiederholen. Der Pastor, ein biedrer Mann, schätzte ihn seiner Kenntnisse und seiner Redlichkeit wegen; seine Gattin fand Behagen an seiner Offenheit und muntern Laune, und Emilie, ihre Tochter, eine Kennerin männlicher Schönheit, gestand sich selbst, daß sie bisher keinen schönern Jüngling gesehen habe und daß sie ihm hold sey.

Emilie besaß bey einer Menge körperlicher Reize zugleich alle die auffallenden liebenswürdigen Eigenschaften, welche jeden fühlenden Jüngling schon bey der ersten Bekanntschaft an ein Mädchen zu fesseln im Stande sind. Sie war witzig, in ihrem Munde bekam die Erzählung des un-

bedeutendsten Vorfalls Interesse; sie spielte meisterhaft Klavier und Harfe, und ihre Stimme bezauberte. Alle Mädchen in der umliegenden Gegend beneideten sie um diese Vorzüge und bey Gelegenheit auch mit um die Menge der damit verbundnen Eroberungen. Eine Legion Studenten und Kandidaten, nach Alter und Temperament bis zum Seufzen, Stöhnen, Schmachten, Erschießen in Emelien verliebt, betrachtete die Exbannung der christlichen Gemeine zu Bärenwalde als Vehikel eines nähern Umgangs mit der Angebeteten und überschüttete ihren Vater mit Anerbietungen für ihn zu predigen, so daß er im ganzen Jahre nicht nöthig gehabt hätte die Kanzel ein einzigesmal zu betreten, und wenn auch in seinem Dorfe jede Woche aus sieben Sonntagen bestanden hätte. Sonaten, Arien, Duetts und Ouvertüren aus allen guten und schlechten Opern auf extrafeines Notenpapier zierlich geschrieben, mit Seide von der Farbe der Liebe oder der Hoffnung säuberlich geheftet, wurden ihr unaufhörlich zugeschickt, und sie hätte blos mit den Doubletten füglich einen beträchtlichen

Rotenhandel treiben können. Verwandschaften aus allen Graden der Schwerd- und Spillmagenschaft, aus allen Geschlechtern der Verschwägerung wurden hervorgesucht und mühsam berechnet, um sich als Herr Vetter im Hause des Pastors und im Herzchen des schönen Mühmchens einnisten zu können, und mancher angehende Jurist wuste es den neuern Gesetzgebern schlechten Dank, daß sie die geistliche Verwandschaft des kanonischen Rechts nicht in ihren Würden gelassen und lieber ausgedehnt hatten, wenn er erfuhr, seine Großmutter sey ihres Großvaters Gevatterin gewesen.

Karls Bekanntschaft mit dem Pfarrer Borgei und den Seinigen gründete sich weder auf Sippschaft noch auf Predigten. Er hatte ihn zufälligerweise bey einem Herrn Konfrater, Antons Vetter, gesehen und war von ihm selbst eingeladen worden, ihn nebst seinem Stubenburschen zu besuchen. Ohne weitere Absicht auf Emilien machte er von dieser Einladung Gebrauch, aber es gieng ihm, wie den andern jungen Mannspersonen,

die sich an Emiliens Blicken sonnten, er wurde bald der schmachtendste aller ihrer Anbeter.

Das günstige Gestirn, unter welchem er gebohren worden war, schien es absichtlich immer so zu fügen, daß, wenn er nach Bärenwalde kam, seine Nebenbuhler die Belagerung Emiliens aufgehoben hatten. Er sang mit ihr, akkompagnirte ihr mit der Flöte oder Violine zur Harfe oder zum Klaviere und gieng mit ihr am Tage und Abends im Mondenscheine spazieren. Dabey fieng er seiner löblichen Gewohnheit gemäß an in ihren Augen zu lesen, ob etwa ein Fünkchen von Liebe für ihn in ihrem Herzen glimme.

Mit dem Lesen giengs nun wohl so geschwind nicht, denn Emilie von ihrem vierzehnten Jahre bis ins sechzehnte bey ihrer Mutter Schwester in Freystadt erzogen, hatte dort manches gelernt, was einem Mädchen bey Liebesspekulationen nützlich und heilsam ist, und ließ ihren Augen wenig Freyheit ihre Empfindungen zu verrathen: doch buchstabirte er so viel zusammen, daß er ihr nicht so

gleichgültig sey, wie die andern jungen Herren, welche Verwandschaft oder Predigtsucht nach Bärenwalde jagte. Dem Sterblichverliebten gnügte dieß freylich nicht, denn nachdem er alle ihre äußern und innern Reize und Vorzüge erwogen hatte, entstand in ihm die heißeste Sehnsucht nach Gegenliebe und der bey einem Jünglinge, der schon zwey Monate über neunzehn Jahre zählte, allerdings sehr feste Wunsch: Diese sey einst deine Gattin, oder keine!

Diese Ungewißheit peinigte ihn so sehr, daß er es am Ende ernstlich darauf anlegte, Emiliens Beschluß über sein künftiges Schicksal zu erfahren, ob er einst als ihr Gatte ein paradiesisches Leben führen, oder, von ihr verworfen, im Orden der Hagestolze Profeß thun sollte.

Er schrieb ihr ein Briefchen auf Seidenpapier, trug darinnen den kläglichen Zustand seines Ichs auf das rührendste vor und fügte geziemendermaßen die Schlußbitte um baldige Publikation seines Urteils bey. Beym Abschiednehmen insinuirte er es ihr zu eignen

Händen, entfernte sich eilfast und erwartete nun unter Furcht und Hoffnung den Anbruch des nächsten Sonntags, wo er sie wieder zu besuchen versprochen hatte.

Er erschien. Mit der Angst eines Kandidaten, der an allen Gliedern zitternd in das gefürchtete Examen schleicht, das wie ein hochnothpeinliches Halsgericht über ihn verhängt ist, und unterwegs noch Definitionen und Distinktionen aus mühsam auswendig gelernten Tabellen wiederholend, bey dem Hause, worinnen die schrecklichen Examinatoren über ihn zu Gericht sitzen sollen, vorbeyeilt und das laute Vorgesehn der ihm entgegenschreitenden Sänftenträger nicht hört, wankte Karl von seinem Freunde begleitet nach Bärenwalde. Dieser, dem er seine Liebe zu Emilien entdeckt hatte, gieng, dem Pfarrer gleich, der einem armen Sünder auf dem Wege zum Richtplatze Trost zuspricht, den er nicht mehr hört, neben ihm her und sprach ihm Muth in die Ohren, denn weiter drangen seine Worte nicht.

In dieſer Stimmung kamen ſie in der Pfarrwohnung an. Emilie empfieng ſie hocherröthend, führte ſie in die Stube und ſagte einige Worte von Vergnügen über ihren Beſuch, die Anton, der dießmalige Sprecher, in höflichen Perioden beantwortete.

Itzt befanden ſie ſich alle drey allein, Vater und Mutter waren ſchon in der Kirche. Anton, der dieſen Zeitpunkt für den ſchicklichſten zu Emiliens Erklärung auf ſeines Freundes Brief hielt, entfernte ſich mit einem Winke auf Karln, der nun ſeinen ganzen Muth ſammelnd zu Emiliens Füßen ſtürzte, ihre Hand ergriff und den flehentlichſten Blick, der jemals von einem Liebhaber in einer ſolchen Stellung abgeſchoſſen worden iſt, auf ſie hefte. Emilie verſtand ihn, hob den Supplikanten auf, umarmte ihn und ein ſprechender Blick, von einem Kuſſe begleitet, legte ihm das Geſtändniß der Erhörung und der Gegenliebe ab, ohne daß ein ein einziges Wort unter ihnen gewechſelt wurde.

Nun erſt bekamen die beyden Liebenden die Sprache wieder, Verſicherungen ewiger Liebe, unverbrüchlicher Treue, Gelübde und Schwüre von Küſſen unterbrochen ſcharmuzirten gar luſtig durch einander, und Anton, der indeß wieder hereingetreten war, wurde nicht eher bemerkt, bis der Dampf des Knaſters aus ſeiner Pfeife, den die der Welt Entrückten bey ihren Küſſen mit einſogen, ſie vorläufig erinnerte, daß noch jemand in der Stube ſey.

Erröthend riß ſich Emilie aus Karls Umarmung.

„Vor mir brauchen Sie nicht roth zu werden, Mamſell! — ſagte Anton und ſtopfte ſeine Pfeife nach. — „Meines Freundes Liebe zu Ihnen war mir kein Geheimniß, und ich freue mich, daß Sie ihn durch die Ihrige glücklich gemacht haben, denn er verdient ſie gewiß?“

Emilie. Nun ſo ſeyn Sie unſer beyder Vertrauter.

Anton. Recht gern. Ich werde es zu rühmen wiſſen.

Zehntes Kapitel.

Erhörte Liebe und eine Kirmespredigt ohne den andern Theil.

Durch erhörte Liebe war nun Karl glücklich, und dieses Glück, welches er in Emiliens Zärtlichkeit und in der Hoffnung auf die Zukunft genoß, setzte alle seine Kräfte in rastlose Thätigkeit. Er brauchte keine vollen zwey Jahre mehr, um seine Studien auf der Universität zu beendigen, der Pfarrer in Eichbusch hatte mit voller Genehmigung des Kollators ihn zu seinem Substituten bestimmt, also war er dem Ziele seiner Wünsche sehr nahe.

In diesem seligen Zustande verlebte er den Sommer. Alle Wochen besuchte er seine angebetete Emilie wenigstens einmal, und betrachtete an ihrer Seite die aufgehende Sonne und den schleichenden Mond, pflückte Vergißmeinnicht, und bewunderte den Thau auf den Wiesen. Alle Wochen bekam er zwey Briefe von ihr, voll von Liebe, Treue und Zärtlichkeit. Sein Schicksal schien ihm beneidenswerth, und er bedauerte jeden, vorzüglich Anton, der nicht auch wie er, seine Freuden mit einem treuen Liebchen theilen könnte.

Itzt trat der Herbst ein und mit ihm das Kirmesfest in Bärenwalde. Karl wurde nebst Anton feyerlich dazu eingeladen, und übernahm es, die Kirmespredigt zu halten. Vier ganze lange Wochen hatte er seine Heißgeliebte nicht gesehn, eine Krankheit seines Antons hatte seine Besuche auf so eine Ewigkeit unterbrochen. Dieser war wieder gesund, versprach an der Kirmesfreude Theil zu nehmen, und nun zählte Karl, von Sehnsucht nach Liebchen geplagt, die Stun-

den' bis zu dem Tage, an dem er neue Herzensstärkung und Seligkeit von ihren Lippen einsaugen konnte. Der so lange gewünschte, in seinem Almenach mit einem rothen Kreuzchen bezeichnete Sonntag, der dem Kirmesfeste vorhergieng, war da; voller Entzücken verließ Karl mit Anton, welcher Mühe hatte ihm nachzufolgen, die Stadt. Sie kamen in Bärenwalde an, wurden vom Pfarrer und seiner Frau, wie gewöhnlich, sehr freundschaftlich empfangen, aber Emiliens Betragen schien Anton nicht das nämliche zu seyn, wie ehedem. Karl, in seliges Anschaun versunken, bemerkte freylich davon nichts, desto mehr nahm sein Freund sich vor sie zu beobachten, und die Ursache dieser anscheinenden Veränderung auszuspähen.

Unter den bereits anwesenden Gästen befand sich ein wohlgebildeter junger Mann, der ihm als Magister Bierigel, der neue Konrektor des benachbarten Städtchens Langenau vorgestellt wurde. Da der Herr Magister sich immer mit Emilien beschäftigte, auf jedem Schritte ihr folgte, ihr zärtliche Blicke zu-

warf, die dann und wann von Emilien, wenn sie sich unbeobachtet glaubte, erwiedert wurden, so stiegen in Anton Zweifel an der Dauer der ewigen Liebe und Treue auf, die sie seinem Freunde so oft mündlich und schriftlich gelobt hatte. In ihm selbst wollte er noch keinen Argwohn erregen, weil er eines Theiles noch zu wenig Ueberzeugung hatte, indem die beyden verdächtigen Liebchen es bey Blicken bewenden ließen; andern Theils, weil er fürchtete, eine solche Entdeckung müßte auf Karls Stimmung und seine morgende Predigt nachtheiligen Einfluß haben.

Am Abende, als sie beyde sich in ihrem Schlafgemache allein befanden, und Anton an Karln einigen Mißmuth zu bemerken glaubte, fragte er ihn nach dem Grunde desselben, und erfuhr, daß ihm die Anhänglichkeit des Konrektors an Emilien, die er unaufhörlich verfolge, unangenehm sey. Auf weiteres Befragen, ob er denn etwa auch gar an seiner Geliebten eine Veränderung gefunden habe, erwiederte er, nein, diese liebe ihn noch so zärtlich, wie zuvor. Anton, der es

doch für rathſam hielt, ihn von weitem auf das mögliche Gegentheil vorzubereiten, äuſſerte einige Zweifel an der fortdauernden Stärke ihrer Liebe, da ſie mit dieſer Anhänglichkeit, die ihm misfalle, zufrieden geſchienen habe; aber Karl behauptete, daß ſey nicht möglich, er habe ſich geirrt, und Anton brach das Geſpräch ab.

Den Morgen darauf, kurz vor Anfange des Gottesdienſtes, als eben Anton in der Studirſtube des Paſtors ſeinem Freunde den geiſtlichen Ornat anlegen half, hörten ſie in der anſtoßenden Gaſtſtube, deren Thür nur angelehnt war des Konrektors und Emiliens Stimme. Beyde lugten und lauſchten, und vernahmen folgendes Geſpräch:

Konrektor. (Küßt Emilien die Hand, dann den Mund.) Alſo ſind ſie noch frey, liebe Emilie?

Emilie. Frey, ſonſt dürfte ich ja weder Sie anhören, noch Ihren Kuß dulden.

Konrekt. Aber der Kiemesprediger — wie heißt er doch? — Er hat einen sehr komischen Namen. — Hm, ha — Ja, Ehrn Maphahn — dieser scheint Ihnen auch recht gut zu seyn. Wer ist er denn eigentlich?

Emilie. Meines Vaters Freund.

Konrekt. Nicht auch der Ihrige?

Emilie. O ja.

Konrekt. Weiter nichts? Im Ernste, weiter nichts?

Emilie. Nichts. — Was sollte er denn seyn.?

Konrekt. Das, was ich zu seyn wünsche, Ihr Geliebter.

Emilie. Woraus schließen Sie das?

Konrekt. Aus seinem Betragen gegen Sie, das mehr als Freundschaft vermuthen ließ.

Emilie. (Lächelnd.) Wie ich ſehe, ſind Sie eiferſüchtig, aber dazu haben Sie wirklich keinen Grund. Wir ſind gute Bekannte, Freunde, wenn Sie wollen; von Liebe iſt nie die Rede geweſen. Itzt kommen Sie, damit man uns vor der Hand nicht vermiſſe.

Sie giengen durch eine andere Thür aus der Stube.

Karl, der ſeine Liebe ſo ſchändlich verrathen, ſein Glück und ſeine Hoffnungen ſo plötzlich zertrümmert ſahe, verlor alle Faſſung. Er ſank ſeinem Freunde in die Arme, der ſich vergebens bemühte, ihn über den Verluſt eines Mädchens zu beruhigen, das ihm nur Liebe geheuchelt hatte. „Ich liebte ſie ſo „innig, träumte mich ſo glücklich! Die „Treuloſe!“ In ſolche und andere ähnliche Ausrufungen brach er aus, und ein Strom von Thränen ſtürzte ihm aus den Augen. Dem guten Anton war bey dieſem Vorfalle ganz erbärmlich zu Muthe, er ſahe den Kampf ſeines Freundes, ſeine Stimmung und —

schon läutete man zur Kirche. Er bat und beschwor ihn, sich zu fassen; nach geendigter Predigt wollten sie unter irgend einem Vorwande Bärenwalde auf immer verlassen. Karl versprachs, und gieng in die Kirche.

Das Koncept in der Hand, zermarterte er in der Sakristey sein Gedächtniß, um die Predigt, die das erbauliche Gespräch daraus rein verwischt hatte, wieder hineinzudrängen. Es gelang ihm, im Denken geübt, wenigstens die Hauptideen wieder davon zu fassen, und so betrat er die Kanzel. Anton stand auf dem Chore Seelenangst aus, als er die zitternde Stimme seines geliebten Freundes hörte, und log, ohne zu wissen, was er sagte, dem Schulmeister, der ihn fragte, was dem Herrn Naphahn heute fehle, er habe ja sonst eine so gute Ausrede, so ein hübsches Bäßchen — eine Menge Krankheiten vor, die ihn vergangene Nacht befallen hätten.

Je näher Karl der Auseinandersetzung des andern Theiles kam, desto schwächer und stockender wurde seine Stimme. Schon fiens

gen die Leute, die ihn sonst so gerne gehört und bewundert hatten, an, verwunderungsvoll die Köpfe zusammenzustecken, er wurde es gewahr, sein Blick fiel von ungefähr auf den ihn starr ansehenden Konrektor, und — seine Predigt war aus, blaß und zitternd stieg er von der Kanzel. Anton ermahnte den gaffenden Schulmeister mit einem derben Stoße unter die kurzen Ribben, das Lied anzufangen, und sprang die Chortreppe hinab in die Sakristey, wo er seinen Freund beschämt, mit Angstschweis bedeckt und einer Ohnmacht nahe fand. Er führte ihn auf die Pfarrwohnung zurück. Die erste, die ihm begegnete, war Emilie.

„Um Gottes Willen, was ist Ihnen?“ — redete sie Karln an, der ohne Empfindung aufs Sofa niedersank. —

„Ein Schwindel“ — versetzte Anton, dießmal beym Ende der Liebschaft wie bey ihrem Anfange wieder sein Sprecher. — „Ein Schwindel, Mamsell! Eine Laune, „die itzt sehr herumgeht. Zu Hause wird „ihm schon besser werden.“

Emilie. Aber, mein Gott! Sie werden uns doch heute nicht verlassen wollen? Ein Stündchen Schlaf —

Anton. Er muß. Patienten und Kirmes schicken sich nicht zusammen. Er würde Ihr Vergnügen stören.

Emilie. Stört ers durch seine Entfernung weniger? Sie, unser Vertrauter, haben Sie unser Verhältniß vergessen?

Anton. O nein. Aber eben deswegen muß ich ihn nach Hause bringen, sonst möchte er den Herrn Konrektor veranlassen, Sie nicht mehr für frey zu halten.

Da eben die erschrockene Pastorin hereintrat, so wendete er sich an diese mit der Bitte um ihren Wagen, half Karln in seine Kleider, und fuhr mit ihm noch vor geendigtem Gottesdienste von Bärenwalde ab.

Eilftes Kapitel.

Wer zwey Haasen jagt, fängt keinen.

Emilie merkte aus Antons Aeußerung wohl, sie selbst sey die Ursache von Karls Krankheit und seiner verunglückten Predigt gewesen. Dieß that ihr herzlich leid und verdarb ihr die gehoffte Kirmesfreude völlig. Sie war ihm wirklich sehr gut, denn er war schön, artig, witzig und hatte die besten Aussichten. Sie liebte ihn sogar, wenn auch nicht mit der Stärke, die er gehofft und mit der er sich bisher geschmeichelt hatte. Zwar hatte sie mündlich und in Briefen eine unendliche Zärtlichkeit gegen ihn geäussert, aber diese fühlte sie

in der That nicht, sondern die Ausdrücke, in welchen sie ihn davon versicherte, waren aus empfindsamen Büchern entlehnt und durch fleißiges Lesen ihr eigen geworden, bey denen sie sich aber bey weitem das nicht dachte, was ihr Geliebter darinnen fand. Sie hätte ihm ohne Bedenken sogleich ihre Hand gegeben, überzeugt, sie werde bey seinem guten Herzen ein vergnügtes und bey seinen übrigen besonders körperlichen Eigenschaften ein gar wonniges Leben führen.

Und doch ward sie ihm untreu und liebte den Konrektor? fragen meine Leser? — Untreu? Ja und nein, wie man es nimmt. Nach ihren Begriffen war sie es nicht, denn sie leugnete ja blos gegen diesen, dessen Neigung zu ihr sie kannte, daß Karl ihr Geliebter sey, und mußte denn der Konrektor alles wissen? — Sie ließ sich von ihm küssen? — I nun, bey diesem Kusse dachte sie weiter nichts, als daß es ein Kuß und keine Sünde wäre. Karln gieng dabey nichts ab, denn sie hatte für ihn mehrere. — Ob sie den Konrektor liebte? —

Nichts weniger, aber er gefiel ihr. Sie hatte ihn in der Zeit, da Karl seines kranken Antons Wärter und beständiger Gesellschafter war, kennen gelernt und in ihm einen artigen und guten Mann gefunden, mit dem eine Gattin im heiligen Ehestande sich wohlbefinden müßte.

Da nun Emilie ziemlich starke Neigung zu diesem Stande in sich verspürte — und wer wird dies einem gesunden siebzehnjährigen Mädchen verdenken — so hielt sie es der Klugheit gemäß, des Konrektors Liebe zu ihr, keine Kälte entgegenzusetzen, sondern lieber abzuwarten, welchem von ihren beyden Liebhabern es eher möglich seyn würde, sie in das Paradiesgärtlein des Braut- und Ehestandes zu führen. Beyde hatten günstige Aussichten. Was Karl zu hoffen hatte, wissen meine Leser; die Aussichten des Konrektors, dessen Einkünfte freylich zu Bestreitung des in der Ehe nothwendigen und nicht nothwendigen Aufwandes vor der Hand noch nicht hinreichten, bestanden in der gewissen Anwart-

schaft auf das einträgliche Rektorat, das durch den Tod des alten, immer kranken Rektors wahrscheinlich bald erledigt werden mußte. Nun kam es darauf an, ob dieses eher erfolgte, oder ob Karl die Akademie eher verließ, und ob des einen oder des andern Liebesgluth in dieser Zwischenzeit nicht etwa erkaltet war — denn auch die Unbeständigkeit der Männer verdiente berücksichtiget zu werden — In jedem Falle glaubte die vorsichtige Emilie sich entweder durch den Konrektor oder durch Karln den Paß nach dem gewünschten Ehestande offen zu halten.

Diesem Plane getreu, war sie zu gleicher Zeit gegen Karln zärtlich gewesen und hatte gegen den Konrektor die Freyheit ihres Herzens behauptet. Hätte sie geahndet, daß Karl das Gespräch mit dem Konrektor hören würde — und daß er es mit angehört hatte, ließen Antons Worte sie vermuthen — so wär es unterblieben, aber wer kann vor Unglück!

Leider! sah sie mehr als zu wohl ein, daß dieser unwiederbringlich für sie verloren war, und der Gedanke machte sie selbst gegen den unschuldigen, eben so sehr getäuschten Konrektor so mislaunig, daß dieser neuen Argwohn schöpfen mußte.

Sich völlig zu überzeugen, erkundigte er sich, Theilnahme an dem Unfalle des Kirmespredigers lügend, bey einer von Emiliens anwesenden Freundinnen genauer nach ihm und seinem Verhältnisse mit dem Pastor und seiner Familie. Diese, Emiliens Vertraute, benachrichtigte ihn in aller Unschuld mit der, dem weiblichen Geschlechte bey dergleichen Erzählungen eignen Geschwätzigkeit von dem Geheimnisse der Liebe Karls und ihrer Freundin, das freylich niemand wissen durfte und weshalb sie ihm unverbrüchliches Stillschweigen aufzulegen, nicht vergaß.

Hinc illae lacrimae, ins Hochdeutsche übersetzt: Da sitzt der Knoten — dachte Magister Bierigel, dessen Liebe zu

Emilien noch nicht band- niet- und nagelfest war, raubte der schönen Erzählerin ein Paar Küsse als schmerzstillendes Mittel, erhaschte beym Pfänderspiele und Kirmesbauer noch einige von ihr und andern artigen Mädchen als Präservativ gegen wiederkehrendes Liebesweh, und eine nicht fest zugemachte Thür brachte die arme Emilie an einem Tage um zwey Liebhaber.

Zwölftes Kapitel.

Karl desertirt und geht in fremde Dienste.

Wen jemals das Unglück betraf, die Geliebte seines Herzens untreu zu finden und noch überdies vor einer zahlreichen Versammlung eine Predigt umzuwerfen, der kann sich den kläglichen Zustand denken, in welchem Anton seinen Freund nach Freystadt zurückbrachte. Der Gedanke, daß seine süßeste Hoffnung getäuscht, sein schöner fester Plan, die Triebfeder seines bisherigen unermüdeten Fleißes, zertrümmert, und er von einem Mädchen so schändlich hintergangen sey, dessen Liebe und Treue er für grenzenlos und

unerschütterlich gehalten hätte, erfüllte ihn mit Wehmuth; aber die Vorstellung, daß er vor so einer Menge Bekannter und Unbekannter, selbst in Gegenwart seines glücklichen Nebenbuhlers seine wohl einstudirte Predigt nicht hatte von sich geben können, war ihm schauderhaft und brachte auf der Stelle den Entschluß in ihm hervor, der Theologie und dem Predigerwesen zu entsagen.

Umsonst bemühte sich Anton, als er nach einigen Wochen sah, daß Karl ganz ruhig seine theologischen Bücher verkaufte und seine Manuscripte theils verschenkte, theils zu Fidibus zerschnitt, ihm diesen Vorsatz auszureden.

„Wozu nützen dir die theologischen Kenntnisse, die deine Freunde an dir schätzen?“ — sagte er zu ihm: — „Nun hast du anderthalb Jahr vergebens studirt.“

Karl. Freylich habe ich das; denn wenn ich etwas wüßte, so hätte ich in Bärenwalde nicht einpacken dürfen.

Anton. Das folgt daraus nicht, denn mancher alte und geübte Prediger blieb schon stecken. — Du hast so gute und so nahe Aussichten zu einer Versorgung. Noch anderthalb Jahr, so bist du Substitut in Eichbusch, nimmst dir ein Weibchen und lebst in Jubel, während daß ich bey einem Advokaten Citationen und Vollmachten schreiben lerne.

Karl. Mit der Substitution ists aus, denn ich tauge nicht zum Prediger, das hast du gesehen. Und mit dem Weibe und dem Jubel wirds auch nichts, denn ich heyrathe nie.

Anton. Glaub du das nicht.

Karl. Ja, das glaub ich. Wer in der Liebe unglücklich ist, muß ihr entsagen und bin ich's etwa nicht?

Anton. Glaub du das nicht.

Karl. Hast du schon vergessen wie Emilie meine Liebe vergalt?

Anton. Nichts weniger; aber daraus folgt doch nicht, daß jedes Mädchen dir untreu werden wird.

Karl. Ich will keine wieder lieben.

Anton. Glaub du das nicht.

Karl. Wie kannst du aber so zur Unzeit scherzen? — Wenn ich dir nun sage daß ich gar nicht zur Liebe gestimmt bin, es nie wieder seyn werde.

Anton. So glaube ich vor der Hand das erstere, das letztere nicht, und das glaubst du selbst auch nicht.

Karl. Ich werde doch am besten wissen, wie ich denke und empfinde.

Anton. Zugegeben, wie du itzt denkst und empfindest, aber nicht wie du einst denken und empfinden wirst. Dein Herz —

Karl. Wird nie wieder Liebe für ein Mädchen fühlen. Ich kenne sie.

Anton. Glaub du das nicht. Du kennst sie nicht, kennst nur eins, und dein für Liebe so empfängliches Herz, wird bald wieder lichterloh für eine andre brennen.

Karl. Hier sage ich, wie du: Glaub du das nicht.

Anton. Nun, wir wollen über das Glauben und Nichtglauben weiter nicht streiten. Wenn du künftig so aufrichtig gegen mich seyn wirst, wie bisher, so wirst du mir bald sagen, daß du eine neue Geliebte gefunden hast.

Karl. I nun, wenn du willst, so habe ich schon eine gefunden.

Anton. Das glaube ich nicht, denn darzu siehst du mir zu ernsthaft und weinerlich aus.

Karl. Gewiß, eine Geliebte, die mir nie untreu werden wird.

Anton. Viel gesagt und verlangt. Und wer wär denn diese Dame?

Karl. Die Philoſophie.

Anton. Allen Reſpekt für ſie; aber welche denn? Es giebt ihrer ſo viele.

Karl. Ich kenne nur eine.

Anton. Wirſt ihrer bald mehrere kennen lernen. Gäbs aber auch nur eine einzige, ſo zweifle ich doch noch ſehr, daß ſie dein Glück machen werde, denn ſie iſt unbeſtändiger als alle Mädchen, die lernt man doch einmal kennen, aber wer Dame Philoſophie iſt, weiß noch niemand.

Das Geſpräch wurde nun ernſthafter und fiel auf Karls itzigen Plan, der feſt entworfen war und kürzlich darinnen beſtand, künftig ſich als Philoſoph bey der Univerſität zu habilitiren, die Philoſophie ſeine einzige Beſchäftigung und Tröſterin in allen Leibes- und Seelennöthen ſeyn zu laſſen, und auf Weiberliebe mit Vergebung aller Ausflüchte Verzicht zu leiſten.

Daß er seinen neuen Plan durchsetzen werde, bezweifelte Anton keinesweges, denn er kannte seine Standhaftigkeit und sein Ausdauern bey gefaßten Entschlüssen. Aber den Punkt der Liebe zog er gleich davon ab, da er seine Neigung zum schönen Geschlechte und sein gefühlvolles Herz eben so genau kannte. In wie weit aber der Erfolg seine Muthmaßung rechtfertigte, erhellet aus dem folgenden Kapitel.

Dreizehntes Kapitel.

Die Liebe wird von der Philosophie aufs Haupt geschlagen.

Die Theologie war also völlig verabschiedet und die Philosophie Karls Hauptbeschäftigung geworden. Mit dem ihm eignen nicht zu ermüdenden Fleiße studirte er die Werke der alten und neuen Philosophen, verglich Systeme, sceptisirte und kritisirte Tag und Nacht, und sein Ich gewann dadurch über sein Nichtich eine solche Oberherrschaft, daß er nach Verlaufe eines Jahres sich Kräfte genug zutraute, Emilien wiederzusehen. Zwar hatte er an dem unglücklichen Kirmesfeste

beſchloſſen, nie wieder nach Bärenwalde zu kommen; allein wiederholte Bitten von Emiliens Aeltern, denen ſeine Liebſchaft und der Grund der verunglückten Predigt ein Geheimniß war, veranlaßten ihn endlich nach vielen fruchtloſen Entſchuldigungen wegen häufiger Arbeiten, ſie einmal in Antons Geſellſchaft zu beſuchen.

Er erſchien. Nie hatte ihn Emilie ſo ſchön, ſeinen Witz ſo fein, ſeinen Scherz ſo angenehm gefunden. Seine Offenheit gegen den Paſtor und ſeine Gattin war die ehemalige, ſein Ton gegen Emilien ſo freundſchaftlich wie ehedem, wenn ihrer Aeltern Gegenwart ihnen einigen Zwang auflegte. Er ſcherzte über ſeine umgeſchüttete Predigt, und gab die allzugroße Menge der ihn beobachtenden beſonders fremden Zuhörer als den Grund ſeines damaligen Unfalls an, und erklärte, daß er ſich zum Prediger untauglich fühle und als Philoſoph auf dem Katheder einſt mehr zu leiſten hoffe.

Was indessen in der vom Gegentheile überzeugten Emilie vorgieng, läßt sich kaum beschreiben. Anfangs fürchtete sie diesen Besuch, weil sie sich unmöglich Karln anders denken konnte, als den gekränkten Liebhaber, der ihr entweder ihre Treulosigkeit vorrücken, oder sie doch wenigstens in witzigen Einfällen sie empfinden lassen würde. Itzt sah sie aber, daß er sie schonend behandelte, jedem Gespräch, das nur irgend einen Bezug auf ihr ehemaliges Verhältniß haben konnte, sorgfältig auswich, der vorigen Zeit nicht mit einem Worte gedachte und sie als seine Freundin behandelte; alles dieses machte ihr ihn noch liebenswürdiger, sie selbst aber traurig und brachte sie oft ganz ausser Fassung, daß sie entweder gar keine oder die verkehrtesten Antworten gab. Oft saß sie still und nachdenkend, den Blick auf Karln geheftet. Der Gedanke: noch ein halbes Jahr, und er wär der Deine, preßte ihr Thränen aus den Augen, sie entfernte sich, wahrscheinlich, um auf ihrem Kämmerlein oder in loco commissi delicti, in der Gaststube, den Verlust des Geliebten zu

beweinen. Karl, der es bemerkte, empfand nichts weniger als Vergnügen an ihrer Verlegenheit und an ihrem Kummer, (eine Wirkung seiner angebohrnen Gutherzigkeit, die er vielleicht nicht mit dem größten Rechte auf die Rechnung der Philosophie schrieb) er bemitleidete sie herzlich und that alles Mögliche sie aufzuheitern. Anton hingegen, der ihr das Angeln nach dem Konrektor nicht verzeihen konnte, fieng es sehr oft darauf an, ihr in einem Augenblicke abwechselnd Schamröthe und Blässe ins Gesicht zu jagen.*

Laß das, guter Anton — sagte Karl, als er mit ihm allein war — schone sie, wie ich sie schone. Ich habe ihr ihre Untreue vergeben, vergieb auch du ihr die dem Freunde zugefügte Kränkung. Vor einem halben Jahre hätte ich ihren Anblick nicht ertragen können, hätte entweder mich durch Spott an ihr gerächt, oder ihren Reizen aufs neue gehuldigt; itzt, (lächelnd) sieh, so viel vermag meine neue Geliebte, die Philosophie, itzt fühle ich nur Freund-

schaft gegen sie und wünsche ihr das beste Glück in den Armen eines würdigen Mannes.

Anton. Recht gut, ich will ihr nichts mehr sagen, weil du es verlangst. Aber deiner Behauptung, als habe die Philosophie diese Ruhe in dir hervorgebracht, widerspreche ich mit deiner Erlaubniß und mit allem deiner neuen Dulzinee gehörigen Respekte. Ihr schreibe ich diese Wirkung nicht zu, sondern entweder einer Selbsttäuschung, oder —

Karl. Selbsttäuschung? Du glaubst also —

Anton. Daß du dir vielleicht bloß einbildest, deine Liebe zu Emilien sey bis auf den kleinsten Haarstrich aus deinem Herzen wegradirt. Es thut dir wohl, dich als beleidigten Innamorato zu denken, der seiner Geliebten zwar großmüthig alles verzeiht, aber nebenbey stark genug ist, die demantenen Bande, womit Amor ihn an sie knebelte, zu zerbrechen.

Karl. Du meinst also, ich liebte sie noch wirklich? Wenn ich dir nun aber versichere —

Anton. Mancher versichert bona fide, er könne keinen Käsekuchen essen, und findet ihn doch sehr gut, wenn er nicht weiß, daß es welcher ist. Alles beruht hier auf der Einbildung. Glaubte doch der weise Junker Don Quixote er sey stumm gezaubert.

Karl. Nun mit diesem wirst du mich doch nicht vergleichen wollen?

Anton. Nichts weniger, aber im Punkte der Liebe, wär doch wohl dem klügsten eine Donquixoterie verzeihlich, wenigstens kommen sie häufig vor.

Karl. Ich muß doch wohl meine Gefühle am besten beurtheilen können. Nein, glaube mir, ich habe Emilien geliebt, habe viel gelitten, aber meine Ruhe ist wieder hergestellt. Dank sey der Philosophie!

Anton. Bedanke dich lieber bey deinem unabläſſigen Studiren, das jeden andern Gedanken aus deinem Kopfe verdrängt. Studirteſt du Hydraulik, oder dächteſt ſo ämſig über den Nutzen der Stallfütterung nach, ſo würde es eben die Folgen haben. Uebrigens freue ich mich, daß es ſo iſt. Nur rathe ich dir, auf dein Herz Acht zu geben, damit es nicht wieder ſeine alten Rechte behaupte. Gegen eine neue Liebe möchte die Philoſophie wohl nicht Stand halten.

Einige Täge blieb Karl mit Anton in Bärenwalde, fand Emilien ſchön, ſchöner als ehedem, wünſchte — blos ihrentwegen, wie er ſich überredete — das Geſchehene ungeſchehen, und verlies ſie und ihre Aeltern mit dem Verſprechen ſeine Beſuche oft zu wiederhohlen. Auch hielt er wirklich Wort, da er nun von der Seite des Herzens, gerade ſeiner ſchwächſten — denn nicht bey jedem Menſchenkinde iſt dieſe ſchwach, viele wiſſen das Herz künſtlich mit einer ziemlich dicken und harten Kruſte zu verpanzern — vor Angriffen und Niederlagen ſicher war. Jet

desmal schied er als Freund von ihr mit dem geheimen Wunsche, sie möchte bald das glückliche Weib eines guten Mannes werden, und vergaß dabey nie seiner Philosophie, die ihn getröstet und sein Herz gegen die Anfälle der Liebe so stark verschanzt und verpallisadirt hatte, den schuldigen Dank abzustatten und die Defensivallianz mit ihr zu erneuern.

Aber nicht allein gegen Emiliens Reize blieb unser Held unempfindlich, denn hier hätte die Philosophie, die, wie wir ihm zu gefallen glauben wollen, diese Aenderung in ihm bewirkt hatte, eben kein großes Wunder gethan, er durfte ja nur als vernünftiger Mann, der für eine glatte Stirne besorgt ist, an ihr Gespräch mit dem Magister Bierigel denken, so reichte es gewiß zu, jeden Funken von Liebe zu ihr zu löschen: nein, seine neue Geliebte, wie er die Philosophie nennte, that mehr für ihn, sie verwahrte ihn gegen alle Eindrücke, die weibliche Schönheit in der Regel auf das Herz eines Jünglings zu machen pfleget. Was für Macht sollten auch körperliche Dinge auf einen Mann haben,

der, mit dem Krebse der Weisheit gepanzert, nur in der Ideenwelt lebt, der sich von der Materie losgerissen hat und zur Beschaulichkeit gekommen ist?

Noch sechs Monate verliefen und der einundzwanzigjährige Philosoph schien seine Behauptung, er werde nie wieder ein Mädchen minnen, wahr machen zu wollen. Vielleicht trug auch die Mündigkeit, die den bis auf diesen Termin flüchtigen, unbedachtsamen, eines Fürsorgers, welcher der Vormund seyn sollte, bedürftigen Jüngling plötzlich in einen ernsten, bedächtigen Mann, der keinen Beschützer mehr braucht, umzuschaffen im Stande ist, zur Standhaftigkeit in seinem Entschlusse nicht wenig bey. Es fehlte nicht an Gegenständen, auf die seine Neigung hätte fallen können, die seiner Liebe würdig gewesen wären, denn seine Bekanntschaft hatte sich sehr erweitert, in den angesehensten Häusern Freystadts hatte er Zutritt; er war beym Gelehrten, beym Kaufmanne und beym Künstler beliebt, und die Augen der Weiber und Mädchen verweilten

mit Wohlgefallen auf ihm. Hin und wieder wurden sogar Augeln mit Rosenwangen, Schwanenbusen, zarten Händen und niedlichen Füßen — mehr erlaubten die Kleider selten — als Köder nach ihm ausgeworfen; aber vergebens, ein Fisch, der dem verwundenden Angelhaken einmal entgangen ist, läßt sich nicht leicht wieder fangen. Karl hatte keinen Sinn für diese Lockspeise, keinen Gedanken an Liebe, wenigstens dachte er sie sich allemal als ein nothwendiges Uebel, dem er entwischen wollte und könnte.

Bey solchen Gesinnungen konnte der Umgang mit Frauenzimmern freylich weiter keinen Einfluß auf ihn haben, als daß er ihn immer mehr zum angenehmen Gesellschafter für Damen bildete, wozu ihn sein Witz und seine muntere Laune, seine Gestalt nebenbey mitgerechnet, ohnehin schon wachten. Ein Philosoph muß sich zu dem schwächern Theile des Menschengeschlechts herablassen, erfrechte er sich zu denken, und diesem Grundsatze zufolge sprach er mit den

Damen von Kleidern, Liebhabern, Katzen und Gedichten, hörte ihre Urtheile über Predigten und Moden, erzählte Anekdoten, erfand neue Auslösungen beym Pfänderspiele, küßte und neckte sie. Aber wenn irgend ein ernstlicher Angriff auf sein Herz gemacht wurde, zog er sich hinter seinen Verhau von philosophischen Ideen zurück, blieb unbesiegt und gab seinen Freunden, besonders seinem Anton, Stoff zur Verwunderung.

Vierzehntes Kapitel.

Wer feſt auf ſeinen Füßen ſteht, der ſehe zu,
daß er nicht falle.

Wieland.

Der fromme Einſiedler, deſſen Geſchichte der Dichter in dem Gedichte „der Mönch und die Waſſerhütte“ erzählt, glaubte durch Beten, Faſten und Kaſteyen es mit ſeinem irdiſchen Leichname ſo weit gebracht zu haben, daß ſinnliche Gegenſtände keinen Eindruck mehr auf ihn machen könnten; aber unter einer Bettdecke mit einem ſchönen nackenden Weibe ſah er ein, daß er ſich gewaltig geirrt hatte, und mußte zur Ertödtung des Fleiſches dreymal ſich eines kalten Bades in einem Faſſe bedienen, welches zu dieſem

Gebrauche gleich neben dem Bette bereit stand. - Allerdings eine harte Probe für den ehrwürdigen Herrn, gewiß nur von seinem Erbfeinde, dem Satan, ersonnen, den er so oft mit Exorcismen gehudelt hatte; allein diese wahre Geschichte oder Fabel, gleichviel, lehrt denn doch immer, daß es kein Gegenmittel wider die Liebe gebe. Wenn ein heiliger Mann ein Uebriges thut, mehrere Jahre hindurch mit Kasteyen und Fasten seine Sinnlichkeit zu radebrechen, und am Ende in der Atmosphäre eines schönen Weibes kaum einige Sekunden ihrem erneuerten Aufstreben Widerstand thun kann, so sind wir zu der Vermuthung berechtigt, ein Philosoph werde wenigstens eben so wenig seinen Posten gegen sie behaupten können, und folglich werde der Held dieser Geschichte seine Siegerin gewiß noch finden. Aber auch die nützliche Lehre ziehen wir daraus, daß wir den Besiegten, den Gefallenen nicht verspotten, sondern vielmehr auf unsre Füße, auf welchen wir actu noch stehen, Acht haben und immer bedenken, daß auch wir fallen können.

Wollte aber jemand, der dem Autor die Ehre erzeigt dieses Büchlein zu lesen, daran Anstoß nehmen, daß er Liebe und Sinnlichkeit als gleichbedeutende Wörter brauchte, so ersucht er ihn, zu bedenken, daß hier vom ersten Entstehen der Liebe die Rede ist, welches nach seiner Meinung seinen Grund allein in körperlichen Reizungen hat, die ein schöner Gegenstand erregt. Wahrscheinlich hat sich noch niemand auf den ersten Anblick in einen übelgebildeten Körper verliebt, hätte auch die schönste Seele darinnen gehaust; aber der umgekehrte Fall ist oft eingetreten, daß ein Mann einer Grazie mit Furienkarakter augenblicklich gehuldigt, oder ein Mädchen beym Anblicke einer Alcibiadesgestalt, ungeachtet sie Livs Tullianqualitäten verbarg, sogleich Liebe gefühlt hat. Das Sichtbare, der Körper macht den Eindruck und erregt Wohlgefallen an dem reizenden Gegenstande und Sehnsucht nach dessen Besitze, mit einem Worte, Liebe: die unsichtbaren, geistigen Vollkommenheiten, die sich erst bey näherer Bekanntschaft offenbaren, bringen dann Hochachtung und Freundschaft hervor, die von der Sinnlich-

keit unabhängig sind und gewöhnlich mit den Namen; ächte, reine, auch wohl platonische Liebe, belegt werden.

Nächst diesem bittet der Autor diejenigen seiner Leserinnen und Leser, die der Minne gewogen oder gar zugethan sind, um Verzeihung, daß er von einem der sich verliebt, den Ausdruck fallen brauchte. Er erklärt feyerlich, daß ers nicht in der Absicht, eine Injurie zu sagen, gethan habe; im Gegentheile versichert er, daß er die Liebe für das allerköstlichste Erdenglück hält und folglich unmöglich behaupten kann, daß jemand, der bisher der Liebe widerstand, ihr aber nun den Unterwerfungseid schwört, sich vom Pferde auf dem Esel setze, welches mit dem Fallen ziemlich einerley, wenigstens nicht viel besser, wäre. In dem Worte Fallen liegt ja an sich selbst nichts Schimpfliches, denn es zeigt nur an, daß einer nicht mehr in dem vorigen Zustande ist. Freylich wenn er sich auf diesen viel eingebildet und ihn nun so nolens volens vertauscht hätte, so verhielt es sich etwas

anders. Man ſetze zur Erläuterung einige Exempel: Es iſt einer vom ſtolzen Reiter zum Cavalier di malta *) herabgeſetzt worden; oder eine Veſtalin, die ehedem ihre Schweſtern unbarmherzig verdammte, weil ſie des wärmern Bluts und der reizbarern Nerven wegen im Dienſte der keuſchen Göttin nicht ſo lange aushielten, unterliegt endlich auch einmal, vielleicht juſt vor Thorſchluſſe, dem mächtigen Drange der Liebe; hier iſt mit dem Fallen, wenn auch nichts Beſchimpfendes, (denn wer kann für die Mucken eines unbändigen Pferdes, oder für den Einfluß des Mondes in einer Sommernacht?) doch etwas Lächerliches verbunden.

Daß unſer Karl auch gefallen ſeyn müſſe, werden die Leſer nun ſchon errathen; ob er deswegen Spott, oder Mitleiden oder

*) Malta zu deutſch Schlamm. Cavalier di malta iſt alſo ein Ritter, der, weil es ihm auf dem harten Sattel nicht mehr recht behagte, ſich lieber im weichern Schlamme niederlies.

wohl gar Glückwünsche verdiene, mag die Geschichte seines Falles lehren.

Der Professor Belenki, das Oberhaupt der Philosophie und der Philosophen in Freystadt, beehrte ihn mit seiner Freundschaft. Er war ein grundgelehrter, reicher, biederer Mann, als akademischer Lehrer geschätzt und bewundert, als Wohlthäter der Dürftigen allgemein geliebt und verehrt. Nicht blos auf dem Katheder, bey öffentlichen Feyerlichkeiten und auf Spaziergängen zeigte er sich den Studenten: auch sein Haus und sein Studirzimmer stand ihnen offen, welche freylich nur der gesittete Theil derselben zu betreten wagte. Einige Stunden des Tags hatte er sogar dem Umgange mit Studirenden und ihrer Bildung in Gesprächen gewidmet, und auf diese Art gelang es unserm Karl ohne Verwandtschaft oder Empfehlung sich Zutritt zu ihm zu verschaffen. Bey näherer Bekanntschaft fand ihn der ehrwürdige Professor nach seinem Geschmacke und würdigte ihn seines nähern und öftern Umganges. Studenten, Magister, Rektoren und Professoren beneideten ihn.

Der Einfluß dieses Mannes war groß; schon manchen hatte er zu einem einträglichen Amte befördert; seine Bibliothek war, wenn auch nicht die zahlreichste, doch die auserlesenste. Karl durfte sie nach Belieben benutzen, und wie viel konnte er nicht durch mündliche Belehrung von einem solchen Manne lernen? Aber der Hauptgrund des Neides jener Herrn war des Professors junge reizende Tochter, die künftige Alleinerbin seines großen Vermögens.

Julie Belenki war nach dem Urtheile der Kenner eine vollkommene Schönheit. Kennerinnen fanden zwar an ihr manches zu tadeln; der einem gefiel ihr feuriges Auge weniger, eine andre nahm an der Röthe ihrer Wangen einigen Anstoß, einer dritten schien ihr Busen zu voll, und so fand sich eine vierte, fünfte, zehnte und mehrere, welche meinten, es sey hin und wieder an Juliens Körper noch manches zu bessern. Sie konnten recht haben, und wer wollte auch wagen, Kennerinnen dieses abzusprechen? Demohngeachtet aber wurde sie von allen

Mannspersonen als Muster der Schönheit anerkannt und verehrt, und ihr Ruhm blieb nicht allein innerhalb des Weichbilds von Freystadt, sondern verbreitete sich nach allen vier Weltgegenden über die Stapelgränzen. Jeder Fremde, der Freystadts Wunderwerke zu sehen begierig war, ließ sich zuerst Juliens Wohnung zeigen, um sie wenigstens am Fenster zu sehen. Oft sah man daher mehrere Herren, fremde und einheimische, in weiten, engen, Renommisten- und Stutzerkleidern dieses Haus, zwar eins der schönsten der Stadt, doch von ganz gewöhnlicher Bauart, durch Lorgnetten und mit bloßen Augen angaffen, als wollten sie es aufnehmen, oder schickliche Plätze zu Verzierungen daran suchen.

Es fehlte Julien nicht an einer zahllosen Menge Anbeter, aber keiner konnte sich rühmen der Begünstigte zu seyn. Entweder war sie selbst zu sehr Philosophin und hielt die Liebe unter ihrer Würde, oder sie war wirklich für sie unempfindlich, oder sie gieng bey ihren Liebesabentheuern

vorsichtig zu Werke: dies wird die Folge lehren; genug, sie behauptete den Ruf der strengsten Keuschheit, und ein groſser Theil ihrer Verehrer sah sich, nach fruchtlosen Bemühungen um kleinere oder gröſsere Gunstbezeugungen, genöthigt zu sagen, sie sey ein Mädchen, mit dem nichts anzufangen sey. Eine Legion stattlicher, heirathslustiger, liebe- protektions- oder geldbedürftiger Männer aus dem Lehr- Wehr- und Nährstande, gnädiger und nicht gnädiger Herren, hielt mündlich und schriftlich, in selbsteigner Person und durch Freywerber um sie an. Der Vater verwies die Supplikanten an die Tochter, und diese dankte nach Stand und Würden unterthänig oder gehorsamst für die Ehre, und überreichte freundlich und lächelnd den Bittenden zierliche Körbchen. Zuweilen gab sie auf geziemendes Befragen, warum sie so grausam sey, die viel oder auch nichtesagende Antwort, sie sey noch zu jung, sie empfinde noch keine Neigung zum heurathen, und dabey hatte es sein Bewenden.

Unſerm Karl, der vermöge ſeiner Verzichtleiſtung auf Liebe nebſt Zubehör, Nutzungen und Beſchwerden den Gedanken, Julien zu erobern, durchaus nicht haben konnte, gelang es ohne ſein Wiſſen und Beſtreben, ſich dieſelbe in einem hohen Grade geneigt zu machen. Der Profeſſor wußte und billigte ſeinen Plan, ſich bey der Akademie anzuſiedeln, und ſuchte ihn auf alle mögliche Art darinnen zu unterſtützen. Karl war ſehr oft in ſeinem Hauſe, hatte häufige Gelegenheit Julien ſo wohl im geſellſchaftlichen Cirkel mit mehreren Damen und Herren, als auch unter vier Augen zu ſprechen, und ſie fand, wie jedes andre Frauenzimmer, ſeine Art zu unterhalten allerliebſt. Aber nicht allein dieſer Eigenſchaft wegen gab ſie ihm den Vorzug vor allen übrigen Mannsperſonen ihrer Bekanntſchaft, auch auf ſeine Geſtalt nahm ſie viel Rückſicht. Julie, die Verſtand und Witz in einem hohen Grade beſaß, ſchätzte zwar beydes am andern Geſchlechte ſehr, und nicht ſelten ereignete ſich der Fall, daß ein häßlicher Mann zur Belohnung ſeiner angenehmen Unterhal-

tung von ihr freywillig einige Küsse erhielt, während daß ein hirnloser Narciß vergebens darnach seufzte: allein sie liebte auch schöne Formen, überzeugt, die Bestimmung des männlichen Geschlechts sey nicht blos die, dem weiblichen durch Witz Unterhaltung zu verschaffen. Da nun Karl, wie die Leser wissen, allgemein für einen schönen Jüngling anerkannt war, so muste er natürlich auf Julien Eindruck machen, und ihr konnte es nicht gleich viel seyn, ob er ihren Reizen huldigte oder nicht. Wer sieht nicht gern seine Verdienste und Vollkommenheiten anerkannt und geschätzt? — Auch brachte sie es bald dahin, daß er manche Stunde, die er in der philosophischen Rüstkammer des Professors der Welt entrückt dem Studium der Weisheit zu widmen gesonnen war, in ihrer Stube verschäkerte, und sogar es fühlte, daß es in der Sinnenwelt so übel nicht sey. Hatte er anfangs nur Juliens witzige Gedanken bewundert, so bewunderte er nun auch den schönen Mund, der sie aussprach. Er bemerkte nach und nach eine Menge liebenswürdiger Eigenschaften an

ihr; Schönheit konnte er so wenig als andre ihr absprechen, und von ihrer Keuschheit und Herzensgüte überzeugte ihn die Erfahrung: denn schon hatte er sich die Mühe genommen, sie zu beobachten, nicht etwa seinetwegen, sondern blos um zu erfahren, ob es in der Welt noch Keuschheit und Tugend gebe. Auf diese Art wurde ihm der Umgang mit ihr täglich lieber, und wenn ihn vorher nur der Zufall, oder die Höflichkeit, oder die Besorgung eines kleinen Geschäfts für sie in ihr Zimmer brachte, so zog ihn itzt das Verlangen nach ihrer Unterhaltung dahin. Es entstand zwischen beyden Freundschaft und Vertraulichkeit; sie theilte ihm ihre Geheimnisse mit, erhob ihn zur Würde eines geheimen Raths mit Sitz und Stimme, und fesselte ihn unvermerkt so an sich, daß er keinen Tag hinbringen konnte ohne sie zu sehen und zu sprechen, und am Ende ihr das Geständniß heißer, zärtlicher Liebe ableate. Erröthend und sich an ihn aufschmiegend versicherte sie ihn ihrer Gegenliebe, gelobte ihm ewige Treue, und Küsse besiegelten nach altem Herkommen

den ſchönen Bund. Beyde Liebende hielten es nicht für nöthig ihre Seelenvereinigung und den Wunſch nach einer Vereinigung der irdiſchen Weſen dem Vater zu verheimlichen. Julie wußte, daß die Wahl eines Gatten von ihr allein abhieng und war überzeugt, daß ihr Vater, der ihren Geliebten ſo ſehr ſchätzte, ſeine Einwilligung mit Vergnügen geben würde. Es bedurfte auch hierzu keiner Thräne, keines Fußfalls, und man beſchleunigte nun vor allen Dingen Karls feyerliche Aufnahme in die philoſophiſche Kaſte, um ihm das Thor zu Aemtern und Titeln zu öffnen.

Funfzehntes Kapitel.

Wirkungen der Liebe. — Eine unerwartete Kirmesfreude, und eine Reise mit Extrapost.

Unser Held, nunmehriger Doktor der Philosophie und Magister der freyen Künste war ein Glückskind. Es hatte ihm nicht nur eine schöne Braut zugeführt, sondern begünstigte ihn auch auf seiner neuen Laufbahn als angehender Lehrer der Weisheit. Seine Vorlesungen wurden von vielen besucht; seine Zuhörer, die anfangs blose Neugierde in seinen Hörsaal trieb, fiengen bald an seine Kenntnisse und seinen Vortrag zu bewundern, und er hatte das Vergnügen zu

sehen, daß am Ende des Halbjahrs die Zahl seiner-Schüler sich sehr vermehrt hatte.

Er fühlte sich überglücklich, und wer sollte dies einem jungen Gelehrten nicht glauben, der seine Verdienste anerkannt weis, von dem große Männer behaupten, er werde sie einst übertreffen, der überdies in den Armen seiner reizenden Geliebten den seligen Zeitpunkt herannahen sieht, welcher ihn in den völligen natürlichen und bürgerlichen Alleinbesitz derselben setzen wird? Dieser Termin war wirklich schon bestimmt; Julie selbst hatte ihn näher angesetzt, als Karl zu bitten gewagt hatte, ein neuer Beweis ihrer Sehnsucht nach völliger Vereinigung mit dem Einziggeliebten. Noch vier Wochen und er war der seligste Sterbliche, den Hymen mit einem Mädchen verband, das, die Unsterblichkeit abgerechnet, einer Göttin vollkommen glich. Er schwamm in einem Meere von Entzücken, das ihn nicht selten vom Lande der Philosophie weit verschlug, doch mit dem Unterschiede, daß er nicht wie die weiland Robinsone auf wüste von Menschen-

ceſſern beſuchte Inſeln gerieth, ſondern entweder im Geiſte oder auch mit beyden Theilen ſeiner Menſchheit in das Anſchauen der Vollkommenheiten Juliens verſunken ins Paradies hingerückt wurde. Liebe beſeelte itzt ſein ganzes Weſen, den äuſſern Menſchen wie den innern, ſeinem Vortrage, ſelbſt den ſonſt ſo dürren Demonſtrationen dürrer Gegenſtände der Philoſophie gab ſie einen neuen Reiz, eine gewiſſe Kraft, und ſeine Briefe an Anton, der nach erreichtem Ziele ſeiner akademiſchen Laufbahn, der erſten Cenſur, in ſeine Vaterſtadt zurückgekehrt war, waren Lieder im höhern Chor.

Der Herbſt war eingetreten, mit ihm die Zeit der Kirmſen, die in der Gegend von Freyſtadt von jeher ſehr gefeyert wurden. Da unter andern der Gaſtwirth eines benachbarten Dorfs ſeine resp. Gönner und Freunde durch die Zeitungen unter dem Verſprechen promter und reeller Bedienung zur Theilnahme an ſeiner Kirmesfeyer eingeladen hatte, und die meiſten Zuhörer unſers Magiſter legens ſich dort zu beluſtigen und zum Stu-

diren neue Kräfte zu holen gesonnen wären, so ließen sie ihn durch den Famulus ersuchen, den Nachmittag, an dem das große Fest gefeyert werden sollte, seine Vorlesungen auszusetzen. Diese müßigen Stunden glaubte er nun nicht besser anwenden zu können, als wenn er sie seiner Geliebten widmete, die sich oft genug über seine vielen Arbeiten beklagt hatte, die ihn ihren Umarmungen entzogen. Statt in den Hörsaal zu gehen, gieng er in Juliens Wohnung, hüpfte, von Sehnsucht nach einem Kusse gehetzt, die Treppe hinauf und trat leise, sie desto mehr zu überraschen, in ihr Zimmer. Es war leer; ein Geräusch und Flüstern zog ihn an das anstoßende Kabinet. Er öffnete die Thür und stand wie versteinert. Auf einem Sofa lag seine Verlobte fast ganz entkleidet und probirte mit einem jungen Herrn, der sich bey diesem paradiesischen Akte der fremdartigen Hüllen des Körpers größtentheils entledigt hatte, die Scene der bürgerlichen Vereinigung mit dem Bräutigam am Hochzeitabende. Er traute seinen Augen nicht. Nicht möglich! dachte er, und dieser Gedanke war

so lebhaft, daß er ihn ohne sein Wissen laut ausrückte, und dadurch das in süßes Unbewußtseyn aufgelößte Paar die Anwesenheit eines Zeugens bemerken lies, der an ihrer Wonne den wärmsten Antheil nehmen mußte. Aufgescheucht aus der seligsten Umarmung, todtenbleich, zitternd und wie an den Boden geheftet standen beyde einige Augenblicke ihm gegenüber und gaben dadurch thätlichen Beweis von der Möglichkeit seiner Entdeckung. Eine herrliche Gruppe! Hier der Bräutigam unbeweglich in der Stellung des Hereintretenden, auf seinem Gesichte malt sich Entsetzen und der heftigste Kampf zwischen Eifersucht und Philosophie, in der einen Hand hält er noch die Thür, die andre hebt er in die Höhe nach dem Kopfe, den er nicht berühren zu wagen scheint, aus Furcht schon auf durchbrechende hornartige Auswüchse zu stoßen. Ihm gegenüber stehn wie eingewurzelt die aufgeschreckten Liebchen vor dem elastischen Sofa, das, seiner doppelten Bürde entledigt, wieder aufschwillt, der Liebhaber, dermalen ein wahrer Sansculott, schlägt die Augen nieder und macht ein Kissen vom

Sofa zum Schilde, das seine Sanscülotterie cum omni causa decken soll; neben ihm hat die geschämige Grazie Posto gefaßt und kopirt in aller Eile die Stellung der mediceischen Venus, die geheimen Reize den Blicken des Ungeweihten zu verbergen. Unfern vom verlassenen Wahlplatze sitzt Juliens Leibkatze auf einem mit Manns- und Frauenzimmerkleidern bepakten Stuhle, fährt zu wiederholtenmalen mit der Pfote über Stirn und Nase, und scheint durch diesen Gestus anzuzeigen, sie könne trotz alles Nachdenkens den Vorfall nicht begreifen.

Schweigend trat der erschütterte Philosoph zurück und entfernte sich. Wir lassen ihn itzt eine kurze Zeit auf seiner Studirstube seinen Ingrimm ausstehen oder ausweinen, oder, welches einem Philosophen angemessener wäre, Betrachtungen über die Veränderlichkeit der menschlichen Schicksale anstellen, und untersuchen Juliens Liebesabenteuer, das wir ihr eben so wenig, als ihr Bräutigam, zugetraut hätten.

Die Leser dachten sich bisher Julien als eine Seltenheit, als ein Mädchen, das Schönheit und Tugend in sich vereinigte, und irrten. Karl dachte sie sich eben so, und irrte auch. Hier denke man aber ja nicht, als ob der Autor ein schönes und zugleich tugendhaftes Mädchen im Ernste für eine Seltenheit halte; er ist gerade vom Gegentheile theils überzeugt, theils vermöge einer rechtlichen Vermuthung das Gegentheil zu glauben verbunden. Er stellt diesen Satz blos als eine gewöhnliche Rede auf, die unzähligemale gedruckt, ja zum Gegenstande einer beliebten Oper genommen worden ist, welche viele Mädchen gesehen und bewundert haben, ohne die Ausflucht der Unwahrheit einzuwenden, oder gegen Beybehaltung dieser Phrase zu protestiren, eine Nachlässigkeit des weiblichen Geschlechtes, (wenn man es nicht vielmehr Sanftmuth nennen muß) wodurch das männliche gleichsam in den Besitzstand dieser Behauptung gesetzt wurde, auf welchen auch der Autor sich zu berufen berechtigt wäre.

Wir kommen auf Juliens geheime Geſchichte zurück. Daß ſie das ſchwere Gelübde der Keuſchheit nicht abgelegt hatte, erhellet aus dem Seitenpas, das ſie auf dem Wege nach dem Tempel der Ehe machte. Auch war es nicht das erſtemal, daß ſie ſo einen Seitenweg einſchlug; der Liebhaber, ein Student aus dem Auslande, den Karl ſo zur Unzeit auſſer Thätigkeit ſetzte, hatte ſchon zuweilen Vorgänger gehabt. Daß niemand ihr auf die Spur gekommen war, ſelbſt der mistrauiſche Philoſoph nicht, der, als er ihre Vollkommenheiten zu bewundern anfieng, ſie nach ſeinem beſten Vermögen beobachtete, verdankte ſie ihrer Vorſicht. Itzt hatte ſie freylich einen Hauptfehler begangen, eine Ehestandesſcene zu ſpielen, und die Thüren nicht abzuſchließen. Allerdings der höchſte Grad von Unvorſichtigkeit, aber wer kann alle Dinge wiſſen, auf alles denken? Und überdies iſt es nun einmal ſo, der Krug geht ſo lange zu Waſſer, bis er zerbricht. Den Bräutigam vermuthete ſie auf dem Katheder. Schon mehrmal hatte der Liebhaber in dieſen Stunden ihr die Idee

des bevorstehenden Bettsprungs versinnlicht, wie sollte ihr einfallen, daß tanzlustige Studenten den Magister zu einer Haussuchung bey ihr veranlassen würden? Wie leicht vergißt man nicht eine Thür abzuschließen! Auch Emilie, Karls ehemalige Geliebte, vergaß es einst. Und wenn übrigens Unglück seyn soll, so muß sich alles schicken. Voll Unmuth verlies sie, nachdem Karl vom Schauplatze gegangen war, das Kabinet, und gab dem bestürzten Liebhaber stillschweigend die Erlaubniß sich anzukleiden, ohne sich einen Zwang anzuthun, und den Rückweg nach Hause anzutreten.

Sie sah ihren Verlobten nicht wieder. Nach einer Bewußtlosigkeit von einigen Stunden kehrte seine Besinnung zurück, und sein Entschluß war schnell gefaßt. Er schrieb an Julien und an ihren Vater, meldete die Ursache, warum er sich auf immer trennen müsse, und versprach ewiges Stillschweigen über diesen Vorfall zu beobachten, schützte bey seinem Wirthe eine nothwendige Reise vor, lies Extrapost bestellen und reiste noch dieselbe Nacht nach Rochau ab.

Sechzehntes Kapitel.

Nothlügen und eine Bekehrung.

Antons Erstaunen war groß, als sein Freund bey ihm eintrat. „Kommst du, mich schon „zur Hochzeit abzuholen?“ fragte er lächelnd, erhielt aber die mit einem Seufzer und Thränen begleitete Antwort: „Nein, du „sollst mich beklagen, mein Unglück mir tra„gen helfen“. Hierauf erfolgte nun eine Erzählung des unglücklichen Vorfalls, die Antons Erstaunen auf den höchsten Grad trieb. Wer hätte das gedacht! — rief er aus — ein Mädchen, das die Tugend selbst zu seyn schien? Kaum sollte man es

für möglich halten. Auch ich hielt es für unmöglich, versetzte Karl, aber leider überzeugten mich meine Augen an jenem unseligen Tage. Wär ich eine Stunde später gekommen — so wär das Abentheuer glücklich bestanden gewesen — unterbrach ihn Anton — du hättest deinen Glauben an ihre Keuschheit behalten und trügst einst als Ehemann Hörner. — Vivant die Kirmsen, die dir nun zweymal Gelegenheit gaben, dich von der Untreue deiner Mädchen zu überzeugen. Ich habe nie viel von Kirmsen gehalten, aber ich sehe doch, sie haben auch ihre guten Seiten, und thue ihnen Abbitte und Ehrenerklärung. Was hast du aber nun für einen Lebensplan?

Karl theilte ihm denselben mit. Er wollte sich nämlich in die Residenz wenden, eine Stelle als Sekretair oder Reisegesellschafter eines Großen suchen, und dann erwarten, was das Schicksal über ihn beschlossen hätte, da sein kleines Vermögen durch nothwendigen Aufwand in Freystadt sehr geschmolzen war.

Ungeachtet einer Unpäßlichkeit, der nothwendigen Folge jenes Schrecks und seiner gegenwärtigen traurigen Gemüthsstimmung, wollte er doch am folgenden Morgen wieder abreisen, um von niemanden gesehen zu werden. Man kannte hier seine Verhältnisse in Freystadt; man wuste, daß er auf dem Schiffelein der Liebe mit vollen Seegeln nach dem Haven der Ehe zusteuerte, was sollte man denken, wenn man ihn hier erblickte! Sein bleiches Gesicht, in dessen Zügen der Gram so deutlich zu lesen war, kontrastirte zu sehr mit dem Bräutigam, der schon im Geiste die Herrlichkeiten des Innern im Tempel der Ehe sieht. Was sollte er auf manche Frage antworten? Womit den gewöhnlichen Scherz erwiedern?- Er schämte sich vor aller Welt, vor sich selbst, obgleich mit Unrecht: denn was konnte er für Juliens starken Appetit? Mit Mühe hielten ihn Antons dringende Bitten und Vorstellungen zurück, und da ein Inkognito einmal nicht möglich war, so mußte die medicinische Fakultät in Freystadt ihm das Studiren, das seiner Gesundheit so nachtheilig gewesen war, auf einige Zeit un-

versagt und Hymens Haven mit einer Kette gesperrt haben. Man glaubte diese Nothlügen, und jeder, der sich in Karls Lage denken konnt, bedauerte ihn herzlich, daß ihm die süße Frucht so vor dem Munde weggerückt worden war.

Während seines Aufenthalts im Hause seines Freundes sah er Amalien, die mit ihrem Manne ein gewöhnliches eheliches Leben führte. Sie bewohnten beyde eine Stube, aßen an einem Tische, schliefen in einem Alkoven und thaten sich nichts zu Leide. Der Herr Stadtschreiber hatte zwar, als Amaliens Liebhaber, sich von einer zärtlichen und empfindsamen Seite gezeigt, als Ehemann aber die angenommene Rolle bald wieder aufgegeben. Er that, was ihm sein Stand auflegte und hielt übrigens zuvorkommende Gefälligkeit, Liebkosungen, Vergeltung der Zärtlichkeit durch Zärtlichkeit zwar für nothwendige Erfordernisse an einem Liebhaber, hingegen für ganz überflüssig bey einem Manne, der sich im rechtlichen Besitze seiner Dame befindet. Ob sich dabey Amalie wohl oder übel befand, wußte

niemand gewiß, denn sie äusserte hierüber nie etwas. Der größere Theil der Bewohnerinnen Rochaus pries sie glücklich, denn sie hatte ja alles, was ihr Herz wünschte, Kleider, einen Mann, der kein Säufer, kein Spieler war und keinem andern Frauenzimmer den Hof machte; der kleinere hingegen, welcher meinte, der Ehemann müsse bis ans Ende Liebhaber seyn, beneidete sie nicht. Karl bedauerte sie in der Stille, wünschte ihr einen bessern Gatten, dachte an sich und fand, daß es unter der Sonne nicht so sey, wie es seyn sollte und könnte.

Unter allen seinen Bekannten in Rochau nahm niemand so warmen Antheil an seinem Schicksale, als sein ehemaliger Wirth und Wohlthäter, Meister Eichelmann und Suschen. Beyde erdrückten ihn fast in ihren Umarmungen und hielten ihm den Mund zu, wenn er vom Danke sprach, den er ihnen schuldig wäre. Suschens Betragen gegen ihren Eheherrn, der sehr zu altern anfieng, war noch das ehemalige. Er dankte dem Himmel für das Geschenk eines so guten

und sorgsamen Weibes, und hatte auch in der That itzt allen Grund darzu, da Suschen auf verbotenen Genuß der Freuden der Liebe — also vor der Hand auf allen — im Ernste Verzicht geleistet hatte. Zwar läßt sich eine solche Entsagung mit dem vor ihrer Verheurathung entworfenen und nach der Hochzeit ausgeführten Plane etwas schwer zusammenreimen, aber es war wirklich so. Eine heftige Krankheit, die sie dem Tode nahe brachte und ihres redlichen Mannes zärtliches Benehmen; sein Schmerz über den zu fürchtenden Verlust hatte sie tief gerührt und den Entschluß, nie wieder zu straucheln, in ihr hervorgebracht. Hierzu kam noch der Tod ihres Kindes, den sie als eine Strafe ihrer Vergehungen ansah. Sie blieb standhaft, ob es ihr gleich anfangs unsägliche Mühe kostete, den Reizen der Wollust zu widerstehen. In einem Gespräche unter vier Augen mit Karln legte sie ihm eine lange Beichte ihrer ehemaligen Ausschweifungen ab, und entdeckte ihm ihre Reue und den seit ihrer Genesung gefaßten Vorsatz. Der mistrauische und zum Mistrauen berechtigte Karl glaubte freylich

soviel davon, als er konnte, aber da Anton ihm versicherte, Suschens Wandel sey nach dem Urtheile aller, die sie genau kannten, ganz unbescholten und rühmlich, freute er sich innig über ihre Rückkehr zur Tugend, wünschte im geheim von Julien ein Gleiches und sank, wie allemal bey den Gedanken an sie, in Trübsinn zurück.

Siebzehntes Kapitel.

Wer den Schaden hat, darf für den Spott nicht sorgen. — Inquisition — Winterlustreise.

Karls schnelle Entfernung von Freystadt und noch mehr Antons Ankunft, der, mit hinlänglicher Vollmacht versehen, seine fahrende Habe in Empfang nahm, gaben zu wunderlichen und ärgerlichen Muthmaßungen und Reden Anlaß. Man zerbrach sich den Kopf mit Untersuchung der Frage, was ihn wohl so eilig und schleunig von der Akademie fortgejagt habe; man sprach mit und ohne Kopf von der Sache und faßte am Ende gegen Juliens Keuschheit Verdacht. Dieser wurde, wie gewöhnlich, bald Gewißheit; alle

Mäuler setzten sich in Bewegung, man dichtete ihr eine Menge Liebhaber an, nun fiel man erst darauf, daß man schon längst bemerkt hatte, mit ihrer Enthaltsamkeit sey es nicht so recht richtig gewesen, selbst ihre Nachbarinnen und Freundinnen unterstützten das allgemeine Stadtgespräch, dessen einziger Gegenstand sie itzt war, durch selbstgemachte Bemerkungen und glaubwürdige Zusätze. Zu allem Unglücke hatte eine schon etwas ältliche Mamsell, die Julien gegenüber wohnte, just an jenem unglücklichen Tage mit ihrem Seelenfreunde, dem Mopse, zum Fenster herausgeschaut und den bald auf einanders folgenden Ein- und Ausmarsch des Philosophen nebst seiner Arriergarde, dem Studenten, bemerkt. Dies fiel ihr itzt wieder ein, sie theilte die gemachte Entdeckung ihren Gespielinnen — drey bejahrten Damen ledigen Standes, die immer mit ihr Quadrille spielten — nebst erläuternden Anmerkungen mit. Diese ermangelten nicht sie weiter auszuschnattern, und so gieng Juliens bisher behaupteter guter Ruf auf einmal verloren.

Hin ist hin, dachte sie, und wollte zu dem erprobten Mittel, durch Nichtachten dem redelustigen Publikum den Mund zu stopfen, ihre Zuflucht nehmen. Nicht so ihr redlicher Vater. Als dieser von dem Erstaunen wieder zu sich gekommen war, worein ihn Karls Brief versetzt hatte, der eine deutliche und genaue obgleich in den schonendsten Ausdrücken abgefaßte Erzählung des von ihm unterbrochenen Duodramas enthielt, eilte er, die Denunciation in der Hand, auf das Zimmer seiner Tochter und begann eine strenge Inquisition. Bey vorhergehender Besichtigung des Orts der verübten Unbilden fanden sich noch einige Anzeigen, als ein Schnupftuch mit fremden Namen gezeichnet, item eine elastische Hosenhebe. Inquisitin vermochte daher um so weniger die That ins Leugnen zu stellen, sondern gab sich des unterstandnen Quasiehebruchs schuldig, und suchte des Vaters Zorn durch Thränen und Bitten zu besänftigen. Was sollte er thun? Unmöglich war es, das Geschehene ungeschehen zu machen, und weil man zu geschehenen Dingen

das Beste reden, oder wenn gar nichts Gutes zu sagen ist, lieber ganz schweigen soll, so ließ ers vor der Hand dabey bewenden, daß er ihr den Verlust seiner Liebe ankündigte und sie so lange zu Hausarreste verurtheilte, bis er im Stande wäre, etwas weiteres über sie zu verfügen. Da nun in der Folge das schändliche Gericht von seiner Tochter auch bis zu ihm drang, so hielt er es für rathsam, sie zu entfernen. Julie mußte also im Winter eine Landpartie auf ein weit entlegnes Rittergut, dessen Besitzerin ihm verwandt war, vornehmen. Diese Entfernung hielt er für desto nothwendiger, jemehr er die Wirkungen des vertrauten Umgangs seiner Tochter mit dem Eigenthümer der obenangegebnen Effekten befürchtete. Nach ihrem Geständnisse war zwar das Abentheuer noch nicht so weit bestanden, daß sich sichtbare Folgen davon erwarten ließen; aber war es der erste Versuch gewesen? Hatte sie nicht vielleicht schon vorher mit dem Musensohne oder mit irgend einem andern den Streit der Liebe durch alle Instanzen durchgeführt? Hierauf

hatte er in der Vernehmung keine Artikel gestellt, theils weil sie etwas zu tumultuarisch vorgenommen wurde, theils auch um nicht entweder zu viel zuerfahren, oder Julien zur Sünde des Lügens Gelegenheit zu geben.

Ihre Abreise veranlaßte zwar eine neue Untersuchung, warum ihre Flucht im härtesten Winter geschehe; jedoch da schon manches Mädchen ähnliche Lustreisen gemacht hatte, so siegte nach und nach die in dergleichen Fällen bekannte Billigkeit der Freystädter Damen und Herren; es fanden sich überdies neue Gegenstände der gesellschaftlichen Unterhaltung und Julie ward vergessen.

Achzehntes Kapitel.

Glücklicher Fund. — Der Pädagog im Arreste. — Eine Bekanntschaft in der Windwehe. — Ehrenrettung deutscher Mädchen.

Allen Wünschen unsers Helden, deren Gegenstand nicht die Liebe war, schien das Glück zuvorzukommen, denn kaum hatte er sich einige Tage in der Residenz aufgehalten, so verschaffte es ihm eine neue Aussicht.

Eines Abends fand er beym Nachhausegehen eine Brieftasche, die, wie er aus dem darauf geschlagenen Namen und mehrern darinnen befindlichen Wechseln sah, einem russischen Fürsten gehörte. Er gieng zu ihm.

In russischer Sprache, die er in Freystadt zu lernen Gelegenheit gehabt hatte, benachrichtigte er den Fürsten von seinem Funde und überreichte ihm denselben. Der Fürst, voller Freude seine Brieftasche und die Wechsel wieder bekommen zu haben, dankte ihm in den höflichsten Ausdrücken und bot ihm ein Geschenk von hundert Louisd'or an. Karl schlug es aus und setzte dadurch den Fürsten in Verwunderung.

Warum wollen Sie mein Geschenk nicht annehmen? — fragte er — Sie wissen nicht, was Sie mir für eins mit der Brieftasche machen. Oder sind Sie etwa selbst reich, so geben Sie dieses Geld, wem Sie wollen.

Karl. Ich bin nichts weniger als reich, halte es aber für Pflicht, fremdes Eigenthum unentgeltlich zurückzugeben.

Fürst. Wer sind Sie? wenn ich fragen darf.

Karl. Ein Gelehrter, das heißt hier einer, der studirt hat.

Fürst. Schon angestellt?

Karl. Noch nicht.

Der Fürst fragte weiter, Karl antwortete, das Gespräch lenkte sich auf mehrere Gegenstände und schloß sich mit dem Vorschlage, den der Fürst Karln that, ihm nach Rußland zu folgen, dort gegen einen ansehnlichen Gehalt der Lehrer seines Sohns zu werden, ihn auf die Akademie und auf Reisen zu begleiten und nach ihrer Rückkehr den Lohn seiner Bemühungen entweder in einem einträglichen Amte oder in einer beträchtlichen Pension zu empfangen. Mit Freuden willigte Karl ein, und da die Geschäfte des Fürsten in kurzem beendigt waren, trat er mit ihm die Reise nach Rußland an.

Schon hatten sie Rußlands Grenze erreicht und Karl sah dem Ziele der Reise und dem Anfange seiner neuen Laufbahn mit Ver-

langen und Erwartung entgegen, machte Erziehungspläne, trug sie dem Fürsten vor, vertheidigte sie gegen seine Einwürfe, änderte darinnen ab, und erwarb sich die Achtung und Gunst seines Herrn täglich in einem höhern Grade. Seine verlorne Geistesruhe und Heiterkeit kehrten allmählich wieder, er träumte sich in seinen neuen Verhältnissen glücklich. Dieser Traum ward aber durch die Gefangennehmung des Fürsten auf kaiserlichen Befehl plötzlich unterbrochen. Man hatte ihn eines Verbrechens gegen den Staat beschuldigt, ob mit oder ohne Grund, wuste niemand. Ein Kommando Soldaten bemächtigte sich seiner Person und seiner Sachen, selbst seine sämtliche Dienerschaft wurde verhaftet. Karl, nicht gesonnen den misslichen Ausgang einer Untersuchung seiner Unschuld erst abzuwarten, benutzte die sich ihm nach einigen Tagen darbietende Gelegenheit, zu entwischen, und lehnte so die unerwartete Ehre, unter zahlreicher Begleitung seinen ersten Einzug in Petersburg zu halten, von sich ab.

Glücklich war er zwar entkommen, aber wohin sich nun wenden? Was in einem fremden Lande mitten im Winter anfangen? Ein Haupträtsel, das nur ein glücklicher Zufall lösen konnte. Sollte er aber auf diesen rechnen? Seyen es itzt nicht vielmehr, als habe sich das Glück seit dem unglücklichen Kirmestage ganz von ihm losgesagt? Traurig und in Gedanken über sein bevorstehendes Schicksal versunken, gieng er auf gerades wohl den ersten besten Weg, der ihm aufstieß. Eine beschwerliche Reise. Wer in der strengen Kälte durch tiefen Schnee gewadet und aller zehn Schritte einmal in Löcher und Graben gefallen ist, kann sie sich vorstellen. Hierzu kam noch der Hunger, der ihn ganz unsanft im Magen zwickte und ein entsetzliches Schneegestöber, das ihn vom Wege brachte.

Itzt hörte er in der Nähe jemand aus vollem Halse um Hülfe schreyen, er gieng der Stimme nach und fand einen mit zwey Pferden bespannten Schlitten in einem Graben und unter ihm einen Menschen liegen,

der ihn um Gotteswillen bat, ihn zu retten. Ohne sich einen Augenblick zu bedenken sprang er hinab, zog den Verunglückten unter dem Schlitten hervor, und half ihm dann mit unbeschreiblicher Mühe Pferde und Schlitten aus dem Graben heraufbringen. Auf den Knien dankte der Russe seinem Retter, bat ihn mit in sein Haus zu fahren, und Karl, der ohne das Unglück seines Gerettenen dem Erfrieren wahrscheinlich selbst nicht entgangen wäre, setzte sich mit Freuden zu ihm in den Schlitten. Sie waren so glücklich den Weg bald wieder zu finden und kamen in kurzer Zeit an ein ziemlich großes Haus, bey welchem vier Windmühlen standen.

„Hier ist meine Wohnung — sprach der Russe — hier wollen wir uns von den ausgestandnen Mühseligkeiten erholen. „Marie —, rief er seiner ihm entgegenkommenden Tochter zu — siehe den Engel, der deinen Vater vom Tode gerettet hat, danke ihm und sorge für ihn, denn ohne ihn war ich verloren.“

Die Tochter, ein junges, schönes Mädchen, dankte ihm in den verbindlichsten Ausdrücken, ergriff freudig seine Hand, küßte sie und vollzog dann des Vaters Befehl aufs pünktlichste, so daß Karl nun dem Unwetter Dank schuldig war, das ihm eine so gute Herberge bereitet hatte.

Bey einer guten Abendmahlzeit lernten Wirth und Gast einander näher kennen. „Darf ich den Herrn fragen — fieng der erste an — wer er ist?“

Karl. Ein reisender Deutscher.

Müller. (In deutscher Sprache.) Seyn Sie mir gesegnet, Herr Landsmann! auch ich bin einer.

Karl. (Faßt ihn bey der Hand.) Auch Sie ein Deutscher?

Müller. Ja. Ich heiße Eichelmann und bin —

Karl. (Ihn unterbrechend.) Eichelmann? Haben Sie einen Verwandten in Rochau, im Fürstenthume —

Müller. Mein älterer Bruder, er ist ein Becker. Lebt er noch? Kennen Sie ihn?

Karl. (Gerührt.) Er war mein Wirth, mein Wohlthäter. Er lebt und ist glücklich. Sie hält er für todt.

Nach einigen seinen Bruder betreffenden Kreuz- und Querfragen, fuhr der Müller in seiner Erzählung fort:

„Ich lernte das Müllerhandwerk, wanderte wie sichs gebührt überall herum, und kam vor fündundzwanzig Jahren in diese Gegend. Mein Vorfahr seliger, bey dem ich in Arbeit trat, gewann mich lieb, gab mir seine einzige Tochter, und so erbte ich nach seinem Tode seinen sämtlichen Nachlaß an Mühlen, Feldern und Gelde, der sehr beträchtlich war. Vor vier Jahren

starb meine Frau und ich habe nun weiter niemanden als meine Marie da. Sie zwanzig Jahre alt und hatte einen Bräutigam, einen braven, ehrlichen Russen, dem ich einmal meine ganze Sache übergeben wollte, aber leider! —

Karl. Ist er todt?

Müller. Wer weis das? Vor einem Jahre gieng er in seine Heimat, seine Aeltern noch einmal zu besuchen und kam nicht wieder. Sie wird sich einen andern aussuchen müssen. — Aber, Herr Landsmann, wenn ich Sie nun bät in Ihrer Geschichte fortzufahren, ich habe Sie unterbrochen.

Karl erzählte seine ganze Geschichte, seine verunglückte Liebe mit Emilien und Julien, seine Verhaftnehmung in Rußland und seine Flucht. Der unschuldigen Marie war es durchaus unbegreiflich, wie eine Braut es übers Herz bringen könnte, einen so schönen und liebenswürdigen Bräutigam

so schändlich zu betrügen. Was hälf dann — meinte sie in ihrer Einfalt, und daß sie einfältig war, sieht man aus ihrer Aeusserung — das gegebne Wort, das Versprechen der Treue, wenn man es nicht halten wollte. Wenn die deutschen Mädchen alle so wären, so verdienten sie nicht, daß ein ehrlicher Mann sich mit ihnen abgäbe. Die Ehre seiner Landsmänninnen zu retten, mußte nun Karl ein Uebriges thun und Marien versichern, daß die deutschen Mädchen in der Regel ein Ausbund von Treue und Beständigkeit in der Liebe, seine beyden Weiland Geliebten aber gar seine Ausnahmen von der Regel wären, wobey ihn der Müller, der in Deutschland kein Liebchen gehabt hatte, und also nicht wußte quid juris, aus Vaterlandsliebe treulich unterstützte. Die Unterhaltung fiel nun wieder auf Karls Geschichte, auf seinen Plan, seine Aussichten. Da er aber vor der Hand weder den einen noch die andern hatte und haben konnte, so drangen der dankbare Müller und Marie so lange mit Bitten in ihn, bis er versprach, den Win-

ter über bey ihnen zu bleiben. Sogleich wurde die beste Stube im Hause zu seiner künftigen Wohnung zubereitet, der Müller führte ihn hinauf und wünschte ihm eine geruhsame Nacht. Sein Wunsch gieng in Erfüllung, Karl verschlief Rußland, Fürsten, Verhaftnehmung, Julien, Schneegestöber, Graben und alles erlittene Ungemach.

Neunzehntes Kapitel.

Der Philosoph in der Windmühle. — Herr Raphahn fängt an sich zu fixiren.

Er hatte nicht Ursache sein Versprechen zu bereuen. Der Müller, ein braver, verständiger Mann und die schöne sittsame Marie thaten ihr Mögliches, ihrem Gaste den Aufenthalt bey ihnen angenehm zu machen. Er, ein Philosoph, der sich in alle Umstände zu finden wußte, verschaffte sich bald Beschäftigungen. Er bildete durch seinen Umgang Mariens Verstand immer mehr aus, führte die wirthschaftlichen Rechnungen seines Wirths, begleitete ihn auf seinen kleinen Geschäftsreisen, oder vertrat in seiner

Abwesenheit seine Stelle im Hause und gewöhnte sich dabey nach und nach so an diese neue Lebensart, daß es schien, als sey er darinnen auferzogen worden. Wer ihn nicht kannte, hielt ihn für einen veritabeln und aufrichtigen Müller, seine Beschäftigungen, selbst seine Kleidung berechtigten zu diesem Wahne.

Oft nöthigte ihn die Verschiedenheit seiner bisher gespielten Rollen ein Lächeln ab, wozu er itzt mehr als je aufgelegt war. Er hatte keine Sorge für die Gegenwart, sein reicher und gegen ihn, seinen Retter, verschwenderisch freygebiger Wirth hatte auf die beste Art für alle seine Bedürfnisse mehr als zu reichlich gesorgt, die Zukunft machte ihm keinen Kummer, es war noch Winter; kommt Zeit, kommt Rath, dachte er, und überlies dem Schicksale, was es aus ihm zu machen geruhen wollte Ruhig und heiter verlebte er den Winter und der Frühling überraschte ihn.

Nun wurde es aber Zeit, einen Plan für sein künftiges Leben zu entwerfen, und

er zerbrach sich auf seiner Stube den Kopf mit Nachdenken, was er nun anzufangen hätte. Daß er fort müßte, sah er gar wohl ein, aber wohin? Was sollte der Zweck seiner Reise seyn? das waren schwer zu beantwortende Fragen. Er lief hin und her, sah durchs Fenster und in den Ofen, setzte sich von einem Stuhle auf den andern, unterstützte das tiefdenkende Haupt bald mit der rechten bald mit der linken Hand, legte einen Zeigefinger um den andern an die Nase, blies Wolken von Dampfe aus der Tabakspfeife, und schnupfte die Dose leer, trank und spukte aus, knöpfte den kurzen Pelz auf und zu, und zog die Stiefeln in die Höhe; vergebens, er konnte keinen Entschluß fassen. Da trat der Müller herein, nahm die Mütze gar höflich ab, setzte sie wieder auf, nahm auf einem Stuhle neben ihm Platz, räusperte sich zwier, spützte und hub einen Spruch an, der folgendergestalt und also lautete:

„Nehmen sie's nicht ungütig, lieber Herr Raphahn, wenn ich mich so ohne

alle Umstände in Ihre Sachen mische. Seit einigen Tagen geht Ihnen etwas im Kopfe herum, ich und mein Mädchen habens Ihnen angesehen. Vermuthlich wollen sie nun fort und sinnen nach, wohin. Da habe ich nun einen gutgemeinten Vorschlag, können Sie, so nehmen Sie ihn immer an, mir wirds die größte Freude seyn, die ich auf der Welt noch erleben kann. Sie haben mir das Leben gerettet, Sie haben mir so viele Freundschaft erwiesen und manchen faulen Tag gemacht, seit Sie sichs in meinem Hause haben gefallen lassen, Sie haben meine Marie gescheuter gemacht und Sie so viel Gutes gelehrt; alles dies vergesse ich Ihnen in Ewigkeit nicht, kanns Ihnen aber leider! nicht vergelten. Im Vaterlande haben Sie weder Verwandte noch sonst viel zu hoffen. Die Erde gehört überall unserm Herrgott, bleiben Sie ganz hier. Ich liebe Sie, wie meinen Sohn, ich will Sie auch immer so halten und — ich wills nur kurz machen — gefällt Ihnen meine Marie — sie ist ein gutes Kind, das wissen Sie selbst — so nehmen Sie sie zur Frau, und mit

ihr meine ganze Sache. Der ehrliche Paul, ihr voriger Bräutigam, kommt nicht wieder; vermuthlich haben ihn die Würmer lange gefressen. Das Mädchen ist Ihnen gut, können Sie und wollen Sie, so schlagen Sie ein.“

Hatte der Reiseplan unsern Philosophen vorher in Verlegenheit gesetzt, so brachte ihn der Vorschlag des Müllers ganz in Verwirrung. Mit unverwandten Augen sah er ihn einige Sekunden an, der die Mütze in den gefalteten Händen haltend ihn stillschweigend um Annahme seines Antrags zu bitten schien. „Ja, Freund, — rief er endlich und gab ihm die Hand — ich nehme Ihren Vorschlag mit Freuden an. Ihre Tochter ist ein liebenswürdiges Mädchen, wohl mir, wenn sie mein Weib werden will. Nur die einzige Bedingung: Lassen Sie uns ein Vierteljahr mit unsrer Verheurathung warten, und binnen dieser Zeit sorgfältig nach dem guten Paul erkundigen. Er hat ältere Ansprüche als ich. Erfahren wir binnen dieser Zeit nichts von ihm, kehrt er nicht zurück, dann sey Marie mein, und ich bin glücklich.“

Müller. (umarmt ihn herzlich.) Danke Ihnen, mein Retter, mein lieber Sohn! so sind wir richtig.

Karl. Wir, lieber Vater, wir. Aber die Hauptperson? die gute Marie? Weiß sie davon? Will Sie mich zum Manne?

Müller. Ich habs ihr vorher gesagt, daß ich Ihnen den Vorschlag thun wollte. Sie meinte ungefähr eben das wegen Paul, was Sie vorhin sagten. Aber daß Sie, ein gelehrter Herr, eine Müllerstochter nehmen würden, das bezweifelte sie sehr. Sagen Sie es ihr selbst, ich will sie holen.

Mit diesen Worten sprang er die Treppe hinab, und kehrte in dem nämlichen Tempo, die geschämige Marie an der Hand, zurück.

„Hier, lieber Herr Raphahn, lieber Sohn, hier ist meine Tochter, sie glaubt ich spase.“

Erröthend schlug Marie die Augen nieder.

Karl. (mit ernstem und traulichem Tone.) Gute Marie, glauben Sie mit mir glücklich zu seyn? Wollen Sie mich heurathen, wenn Paul nicht wieder kommt? Sehn Sie mich an und seyn sie offenherzig.

Marie. (blickt ihm offen ins Gesicht und reicht ihm die Hand.) Ja, ich will. Sie sind ein edler Mann.

Natürlicherweise erfolgte nun eine Umarmung und Küsse, damit dem Eheverlöbnisse an der gehörigen Form nichts abgieng. Der Vater nahm seine Mütze ab, und blickte, Freudenthränen in den Augen, in die Höhe, und die Verlobten fühlten in ihrer Umarmung erst recht, daß sie einander herzlich gut waren. Man trank eine Flasche Wein zur Feyer der sonderbaren Verlobung, wobey von ewiger Liebe, Seligkeit, Tod, Mondenschein und Vergißmeinnicht kein Wort, auch kein Schwur gehört wurde, und jedes gieng dann wieder an seine Geschäfte.

Zwanzigstes Kapitel.

Eine Hochzeit; nebenbey wird einer reduzirt.

Alle schriftliche und mündliche Erkundigungen nach Pauls Leben und Aufenthalte waren fruchtlos, die festgesetzte Zeit verstrich, und unser Philosoph blieb Windmüller und Bräutigam.

Man machte nun ernstliche Anstalten zur baldigen Hochzeit. Der Vater, der seine Tochter lieber heute als morgen als junge Frau gesehen hätte, trieb, wie weiland Jehu, der Sohn Nimsi, und die Verlobten, die schon einmal an der Pforte des Ehestandes geschmachtet hatten, und wieder zurückgetrieben

worden waren, sehnten sich auch ein wenig nach dem Einlasse.

Eben liebkoste der Philosoph seine Braut, versteht sich in Züchten und Ehren, wie es einem Philosophen und einem sittigen Mägdlein wohl ansteht, auch geschah es in des Vaters Gegenwart, der sich herzlich darüber freute, als eine Magd die neue Mähr verkündete, Paul sey gekommen, wolle aber gleich wieder fortwandern, da er von Hochzeit gehört habe. Der Müller glotzte sie an, öffnete den Mund, und sagte — nichts. Des Philosophen Lippen, die so süß auf den seines Mädchens ruhten, prallten wie Nordpol vom Nordpol zurück, sie selbst stieß einen Schrey aus, von dem es zweifelhaft war, ob Schreck oder Freude ihn auspreßte.

„Wo ist Paul?“ fragte der sich ermannende Karl die gaffende Magd.

„Wenn er nicht fort ist, unten in der Stube.“

Er gieng hinab und zog den armen Paul, der schon vor dem Hause stand, und mit Thränen in den Augen es anstarrte, wieder zurück.

„Wohin, lieber Paul? Willst du deine Braut verlassen?“

Paul. (ihn wehmüthig anblickend.) Meine Braut? Ach Gott! sie war's, aber — Sie sind wohl der fremde Herr?

Karl. Ich bins, aber nun heirathe ich sie nicht, sie mich nicht. Sie ist dein. Komm!

Paul. (freudig ins Haus springend.) Ist das wahr? (mit trauriger Mine und Stimme.) Nein, ich will gehen, ich habe kein Recht mehr an ihr.

Karl. Mehr als ich. Komm, ich führe dich zu ihr.

Er zog ihn hinauf. „Sieh, liebe Marie, der Himmel wollte nicht, daß ich

durch dich glücklich würde, ich füge mich in seinen Willen. Hier ist dein Paul, er war dir bestimmt. (zu Paul..) Ich gebe dir deine Braut rein und unberührt wieder. Sie war dir treu, deine lange Abwesenheit berechtigte sie endlich, dich todt zu glauben. — Mache sie glücklich, und sey es mit ihr."

Ein Strom von Thränen stürzte aus des gerührten Pauls Augen. Stumm küßte er Karls Hand, die ihm Marie zuführte. Meine Marie! war alles, was er sagen konnte. Sie umarmte ihn, und lispelte: Mein Paul! Der Vater, immer noch unfähig, ein Wort aufzubringen, weinte, und Karl entfernte sich, um sich zu fassen.

Als er wieder in die Stube trat, stürzte ihm Paul zu Füßen, er hob ihn auf. „Herr, rief er, Sie haben mich von der Verzweiflung und vom Selbstmorde gerettet. Die Nachricht, die ich im nächsten Dorfe hörte, meine Marie sey mit einem andern versprochen machte mich fast sinnlos, doch gieng ich her, um mich zu überzeugen. Die Leute unten be-

stätigten es, mir fiel der nahe Fluß ein, dahin wollte ich. Nur sehnte ich mich, Marien noch einmal von weiten zu sehen. Da kamen Sie. O, Sie müssen mehr seyn als ein Mensch, Sie gaben mir sie wieder. Sie haben sie auch geliebt —„

Karl. Ich liebe sie noch, und werde sie lieben, wenn ich weit von euch entfernt bin. Nicht wahr, das darf ich, lieber Paul? Nicht wahr, gute Marie?

Beyde umarmten ihn, der Müller drückte ihm die Hand.

Nun erklärte Karl, daß er in einigen Tagen abreisen würde. Alle drey erschracken, und bestürmten ihn mit Bitten, sie nie zu verlassen Der Müller wollte sein Vermögen unter ihn und seine Tochter theilen, Paul und Marie entsagten ihm ganz, der letztere wollte ihm als Knappe dienen; natürlich blieb Karl unbeweglich auf seinem Entschlusse, und ließ sich blos überreden, bis nach der Hochzeit zu warten.

Wer unsern Helden nun nicht für einen Philosophen hält, versündigt sich in der That an ihm. Es ist doch wahrlich schon kein Spas für einen jungen Mann, seine innig geliebte Braut, von deren Gegenliebe und Keuschheit er so fest überzeugt ist, einem andern blos des ältern Rechts wegen abzutreten; aber sogar die Hochzeit abzuwarten, es anzusehen, wie sie in bester Form Rechtens dem glücklichen Nebenbräutigam angetraut wird, zu wissen, wenn und wo er in ihren Armen ein Glück genießt, das ihm so nahe lag, nach dem er unbeschadet der Philosophie lüstern war, und zu alle dem keine saure Miene zu machen, sondern fein standhaft zu bleiben: wenn dazu keine Philosophie gehört, so braucht man sie in der Welt zu gar nichts. Schon Julie setzte sie stark auf die Probe, doch hatte er dort noch den Trost, daß an ihr nichts zu verlieren, und er dem ärgerlichen Hahnreywesen entgangen war: hier aber, wo das liebe Recht ihm ein sittsames Mädchen aus den Armen riß, das, Windmühlen, Aecker und Geld (auch für einen Philosophen nicht zu verachtende Dinge) abgerechnet, ihn durch

sich selbst glücklich gemacht haben würde; hier bewies seine Philosophie ihr Daseyn und ihre Wirksamkeit unwidersprechlich und in voller Stärke, und der Autor wünscht sowohl seinen Lesern, die es noch nicht so weit darinnen gebracht haben, als auch sich selbst eine gleiche Dosis, weil man doch nicht wissen kann, ob man ihrer nicht einmal bedürfen werde.

Ein und zwanzigstes Kapitel.

Handelt von Hoffen und Harren.

Die Hochzeit war vorbey, und Karl, mit Dukaten und andern Reisebedürfnissen wohl versehen, verließ innig gerührt und ganz sonderbarer Empfindungen voll (worunter jedoch zu seiner Ehre nicht die geringste von Neide war) die guten ihm so theuren Menschen.

Wie schwer allen der Abschied fiel, wie manche Thräne dabey floß, überläßt der Biograph der eignen Vorstellungskraft seiner Leser, und macht mit ihnen gleich einen Sprung bis Warschau, wo der Exbräutigam und

Erwindmüller seinen Weg hingenommen hatten und glücklich, wohlbehalten und ganz gut gelaunt (denn was half ihm Knurren und Winseln?) angelangt war.

Was er in Warschau wollte, wuste er eigentlich selbst nicht so bestimmt anzugeben; blos um das Wahrzeichen zu sehen, oder, wie Urian bey seiner Reise um die Welt, etwas erzählen zu können, oder wohl gar Philosophie zu lehren, war er gewiß nicht hingekommen; der Wunsch und die Hoffnung, daselbst einen Weg zu seinem künftigen Glücke zu finden, leiteten ihn in diese Stadt, und veranlaßten ihn, sich einige Zeit in derselben aufzuhalten.

Das alte Sprüchlein; „Das Glück verläßt keinen Deutschen," das zwar bey jetzigen Welt- und Kriegsläufen eine grobe Unwahrheit geworden ist, traf bey unserm reisenden Philosophen ein, denn ohngefähr nach einem vierzehntägigen Aufenthalte in Warschau trat er schon in die Dienste eines deutschen Grafen, als Sekretair seiner Hoch-

gebohren, und als Musik- und deutscher Sprachmeister seiner Frau Gemahlin.

Der Herr Graf von Silberfeld, den er auf einem Spaziergange kennen gelernt hatte, war ein stattlicher, angenehmer Mann, ohne Stolz und doch fast so reich, wie der hochselige Krösus. Er war aus Schwaben, dort lagen seine Güter. Seit einigen Monaten war er mit einem pohlnischen Fräulein verbunden, das er, wie die Rede gieng, entführt haben sollte. Mit der Entführung that man aber dem guten Grafen Unrecht, er hatte sie blos wider Willen eines ihrer Seitenverwandten, in dessen Hause sie bisher gelebt hatte, gehevrathet. Die Gräfin von Silberfeld, ehedem Fräulein Lowcza, vereinigte nicht allein in sich alle liebenswürdige Eigenschaften des Geistes und Körpers, sondern besaß auch als die einzige Erbin ihrer verstorbenen Aeltern ein sehr großes Vermögen; dies setzte nun in den Augen einer Menge vornehmer Pohlen ihrer Liebenswürdigkeit vollends die Krone auf. Schaarenweise ritten und fuhren sie beym

Herrn Vetter ein, buhlten und minnten, vergebens, ein Deutscher kaperte sie ihnen weg. Der Vetter wurde zwar um seine Einwilligung höflichst und geziemendst angegangen, allein, da er sie durchaus verweigerte, so begnügten sich die Liebenden an ihrer eignen, und fuhren davon. Die Familie schrie Zeter, Entführung, Rache, und die pohlnischen Herren, deren Augen das Fräulein obengemeldeter Qualitäten wegen wohlgefallen hatte, akkompagnirten, drohten dem Grafen das Garaus zu machen, und liessen ihn ruhig im Besitze seines Weibchens sich seines Glücks freuen und lachen. Ihr Vermögen hatte zwar, wie er ausdrücklich versicherte, gar keinen Reiz für ihn, blose reine, himmlische Liebe fesselte ihn an sie; aber dafür konnte er doch nichts, daß sie so reich war, und als redlicher Ehegatte mußte er dafür sorgen, daß kein Timpf von ihrem Vermögen verlohren gieng. Pflichtmäßig nahm ers also in Empfang, quittirte darüber auf das zu Recht beständigste, und verwandelte alles in baares Geld, und an Vorzeigern zahlbare Wechsel, weil er

gesonnen war, sein Weibchen auf seine Güter zu führen, wohin ihm der Philosoph unter preislichen Bedingungen und den besten Aussichten folgen sollte.

Dieser wünschte sich selbst Glück, verrichtete sein Amt als Musik- und Sprachmeister treulich, hatte übrigens vor der Hand keine Sekretärsorgen, indem der thätige Graf seine Geschäfte zur Zerstreuung und zum Vergnügen in eigner hoher Person führte, und wartete sehnsuchtsvoll auf den Augenblick, wo sein Herr zum Aufbruche nach Deutschland kommandiren würde.

Bescheidne Wünsche erfüllt das Schicksal gern, wenn auch nicht allemal ganz. So giengs auch hier. Der Graf bestimmte die Abreise binnen Monatsfrist, Karl jubelte und machte sich reisefertig.

Zwey und zwanzigstes Kapitel.

Thränen. — Böser Leumund. — Ein Souper mit einem ärgerlichen Ausgange. — Eine Haussuchung, wobey nichts gefunden wird. — Am Ende eine Reise.

Je näher die Zeit der Abreise heranrückte, desto mehr minderte sich die Heiterkeit der Gräfin, Karl sah sie sogar oft weinen. Wahrscheinlich geht ihr die Trennung vom Vaterlande so nahe, dachte er, und achtete nicht weiter darauf. Aber verschiedene, in der Stadt verbreitete der Ehre des Grafen sehr nachtheilige Gerüchte machten ihn aufmerksam, und ließen ihn eine andre Quelle der Traurigkeit und der Thränen der Gräfin vermuthen. Bald sprach man ihm den Grafenstand ab,

bald sogar den Adel; hier hörte er, seine Güter lägen im Sirius, dort, er habe den größten Theil des Vermögens seiner Gemahlin zu Tilgung seiner Schulden verwendet. Der eine gab ihm eine Frau in seinem Vaterlande, der andre beschenkte ihn noch mit Kindern, überall gab man ihn aller Sünden schuldig.

An jedem Gerüchte ist doch immer etwas wahr, und aus der Luft kann man doch unmöglich alles gegriffen haben, dachte Karl, ward mistrauisch und legte sich aufs Beobachten. An dem Grafen merkte er nicht die mindeste Veränderung; dieser aß mit gewöhnlichem Appetite, schlief sanft wie immer, und blieb lustig und guter Dinge. Desto mehr nahm die Traurigkeit der Gräfin zu, die sich besonders in Abwesenheit ihres Gemahls äusserte. Sie erhielt oft Briefe, deren Inhalt nicht der herzerquickendste seyn mochte, denn sie preßten ihr Thränen aus, die mit Freudenthränen keine Aehnlichkeit hatten, als die Nässe.

An einem Vormittage erschien ein fremder Herr, der sehr angelegentlich nach dem eben abwesenden Grafen fragte. Er erkundigte sich genau, wenn er zu Hause seyn würde, versprach wieder zu kommen, und wanderte ab, ohne die Frage nach seinem werthen Namen zu beantworten. Daß ein Geschäfe ihn zum Grafen brachte, hatte er geäussert, aber was für eins, war nicht zu errathen; doch zeigte seine Miene, es dürfte nicht das angenehmste seyn.

Der Graf stellte sich ein. Man meldete ihm den Besuch des Fremden und beschrieb seine Person und die Gegend, wo er hingegangen war. Wie eine Katze bey der unvermutheten Attake von einem Hunde, sprang er vom Sofa auf, und rannte mit den Worten: „Ein Universitätsfreund!“ die aber mit ganz jämmerlicher Stimme ausgesprochen wurden, aus dem Speisezimmer und ihm nach. Nach Verlauf einer halben Stunde führte er den Fremden als seinen Universitätsfreund, den Herrn von Kohlhase, ein. Man speiste. Wollten die beyden Freunde der übrigen

Tischgesellschaft mit Herzensergießungen keine Langeweile machen, oder waren diese schon beym Spaziergange vor Tische zum völligen Ausbruche gekommen; genug, sie führten ein sehr einsylbiges Gespräch, wobey sie so erbärmliche Gesichter schnitten, daß man eher glauben konnte, sie hätten eben ein Duell auf Leben und Tod verabredet, als nach langer Trennung sich wiedergefunden.

Dieser Besuch, der der Gräfin nicht so recht geheuer schien — auch hatte er, wie die Folge auswieß, nichts weniger zur Absicht, als die Einforderung einer starken Wechselschuld, und der Universitätsfreund war ein Advocat aus des Grafen Vaterlande — bestärkte sie in ihrem Argwohne gegen den Herrn Gemahl, und brachte den Entschluß, ihn zu verlassen, vollends zur Reife.

Die Erhebung einer beträchtlichen Summe Geldes, Karls erstes Sekretairgeschäft, entfernte ihn eine Woche lang von Warschau. Man machte Schwierigkeiten mit der Zahlung, verweigerte sie am Ende ganz und er

war genöthigt, unverrichteter Sache zurückzukehren. Wie erstaunte er über die völlig veränderte Lage der Sachen im Hause seines Herrn. Er fand ihn allein in der verdrüßlichsten Stimmung von der Welt. Die Gräfin war verschwunden, mit ihr die Quelle seines ganzen Glücks, das schöne baare Geld, die guten sichern Wechsel. Alle Pretiosen, Silberwerk, selbst den größten Theil ihrer Garderobe hatte sie mitgenommen und ihm blos wohl auemeublirte Zimmer, eine kleine Bibliothek und einen Flügel hinterlassen, damit er seiner Bequemlichkeit pflegen, sich die Langeweile durch Lesen vertreiben, und die etwa anrückenden Grillen wie die Bären durch Musik verscheuchen könnte.

„Wer hätte das gedacht!“ rief der bestürzte Philosoph.

„Und von einem Weibe, das ich so liebte?“ setzte der Graf hinzu.

Im Vorbeygehen beliebe der Leser gefälligst zu bemerken, daß der Graf seine Se-

mahlin wirklich liebte. Freylich mußte er auch ihr Vermögen lieben, eines Theils, weil es ein Accessorium ihrer Person, als der Hauptsache, oder vielmehr eine Eigenschaft derselben war, die von ihr nicht getrennt werden konnte, welches sie durch die Mitnahme desselben hinlänglich bewies Mit der Liebe zum Subjekte war daher die Liebe zu dessen Eigenschaften nothwendig verbunden. Andern Theils zog eine Kleinigkeit seine Liebe auf die Reichthümer seiner Gemahlin; der Mangel an eignen Vermögen, denn seine Besitzungen bestanden dermalen noch in Atomen, die im leeren Raume herumkreißen, ohne sich zu berühren. Da nun niemand seiner Neigungen Herr, die Liebe auch die allerunschuldigste ist, so verdient der Graf auf keine Art weder über seine Liebe selbst, noch über ihren Gegenstand, Tadel.

Nach dieser Parenthese zur Ehrenrettung des Grafen liefern wir mit Weglassung der weitern Interjektionen der Verwunderung und des Schmerzes von Seiten des Philosophen

und seines Herrn dem Leser eine kurze Geschichte der Flucht der Gräfin, oder, wenn etwa das Wort anstößig seyn sollte, ihrer heimlichen Trennung von ihrem Gemahle.

Wahrscheinlich auf genommene Abrede — denn wie hätte sonst alles so zusammenpassen können? — wurde der Graf zu einem Kaufmanne ausserhalb Warschau zum Spiele und Souper geladen. Er nahm die Einladung ungern an, weil sie ihn von seiner Gemahlin entfernte. Sein Glück im l'Hombre, das zwar nur um eine Kleinigkeit gespielt wurde, denn hohes Spiel liebte er nicht, gab der Gesellschaft Stoff zu diversen Sorten Scherz, wobey denn auch der gewöhnliche Hauswitz von Gütern, die zu verkaufen sind, von Kapitalien, die gesucht werden und dergleichen, nicht ausblieb. Nach geendigtem Spiele setzte man sich zu Tische und überließ sich der lustigsten Laune. Der Graf fand Gesellschaft, Speisen und Weine ganz nach seinem Geschmacke und war seelenvergnügt. Eben war er im Begriffe ein Stückchen Torte

einzunehmen, dem ein Glas Wein zum Vehikel dienen sollte, als sein Bedienter mit verstörtem und ängstlichem Blicke hereintrat und ihm meldete: er habe von der Frau Gräfin Erlaubniß bekommen, diesen Abend zu seinem Vergnügen anzuwenden, bey seiner Zurückkunft habe er das Haus verschlossen und keine Spur von irgend einem Bewohner gefunden. Der Graf erblaßte, die Torte senkte sich trocken hinunter, das Weinglas entfiel seiner Hand; hastig ergriff er Hut und Stock und rannte nach Hause. Keuchend folgte ihm der Bediente mit der Laterne. Das Haus glich einer gesperrten Festung, es mußte Bresche geschossen werden. Mit eigner Hand schlug er ein Fenster ein, öffnete den Flügel, schwang sich hinauf, zwängte sich durch und lief Gefahr, von dem zu Bewachung des Hausrathes zurückgelassenen englischen Dog, dem das Einsteigen ins Haus durchs Fenster verdächtig vorkam, übel bewillkommt zu werden. Indeß wartete der Bediente ruhig ab, bis ihm der Herr von innen die Thür aufthat. Nun erfolgte eine Haus-

suchung, die sich beym Schlafzimmer anfieng, wahrscheinlich deswegen, weil es bisher alles, was ihm auf der Welt theuer war, Gemahlin und Schatulle, in sich faßte. Ob er die erstere da suchte, läßt sich nicht gewiß bestimmen, auf die letztere warf er seinen spähenden Blick. Sie stand da, wie angeschraubt, aber bey der Eröffnung fand sich ein ganz leerer Raum. Was für ein Anblick! Wüthend warf er sie zu, durchlief in stummer Betäubung alle übrigen Gemächer, suchte und spähte an Wänden, auf Tischen und in Kommoden, und fand — daß seine Gemahlin nicht mehr da war.

Diese saß, wenn auch nicht ruhig, doch froh, dem nahen Unglücke noch zu rechter Zeit entgangen zu seyn, im Hause einer Freundin in der Nähe von Warschau. Sie hatte die Abwesenheit ihres Mannes, von dem sie die nachtheiligsten Entdeckungen gemacht hatte, zu benutzen gewußt und lies ihm am folgenden Tage zum Frühstück die tröstliche Erklärung thun, sie werde nie

wieder zu ihm zurückkehren. Vergebens nahm er zu Bitten, Schmeicheleyen, Versprechungen und Betheuerungen seine Zuflucht, sie blieb unerbittlich.

Für unsern Karl hatte dies die natürliche Folge, daß er seines dreyfachen Amts quitt und ledig, voller Verdruß über den neuen Streich des Schicksals, seinen Koffer packte, und sich auf die Reise nach dem Vaterlande begab.

Drey und zwanzigstes Kapitel.

Ein angeschossener Philosoph. — Oft kommt ein Trost vom Winkel her, da man ihn nicht vermuthet. — Herr Lapski und sein Spitz.

Bey gutem Wege und Wetter und mit einem guten Fuhrwerke kommt ein Reisender geschwind vom Flecke; unser Karl hatte die alles, daher werden sich die Leser nicht wundern, wenn sie ihn mit seinem Reisegefährten, einem pohlnischen Juden, der ihn unentgeltlich mitnahm, auf einmal schon nahe an der schlesischen Grenze erblicken.

Es war im Herbste, einer Jahrszeit, wo bekanntermaßen die Sonne ziemlich zeitig zu Neste geht. Noch eine halbe Meile

hatten unsre Reisenden bis zum bestimmten Nachtquartiere in der Dämmerung zu fahren. Auf der einsamen Straße herrschte Todtenstille, weit schallte das Rasseln der Räder des Wagens. Der Fuhrmann lenkte um eine Buschecke, es geschah ein Schuß und er stürzte todt vom Sitze herab; ein zweyter, der in dem Augenblicke fiel, tödtete den Juden an Karls Seite; die scheugemachten Pferde giengen durch, wichen von der Straße ab, der Wagen schwankte über Stock und Stein und schlug bald an einem Abhange um. Die Pferde standen. Karl flog wie geprellt weit vom Wege und schlug sich an einem Steine eine tiefe Wunde am Kopfe. Der zur Bedeckung und Bedienung mitgenommene Knecht des Juden fiel vom Rücksitze herab und ward vom Wagen erdrückt.

Der Fall raubte Karln die Besinnung, der Schmerz der Wunde gab sie ihm wieder. Er stand auf, nach dem Wagen zu sehen, als lein die Annäherung bewaffneter Räuber, (daß es welche waren, vermuthete er mit Recht) die auf den umgestürzten Wagen zueilten, sehs

te seine Füße in Thätigkeit, und trieb ihn seitwärts nach einem Hohlwege. Die Räuber, froh über ihre Beute, die sie in Sicherheit bringen mußten, ließen ihn laufen und schossen ihm blos zum Abschiede zwey Flintenkugeln nach. Eine streifte ihn auch richtig am linken Schenkel und brachte ihn desto schneller in den Tiefweg. Er kollerte ohne es zu wollen hinab, verrenkte sich dabey zum Ueberflusse noch den angeschossenen Fuß ein wenig und blieb liegen.

Endlich ermannte er sich, verband seine Wunden mit Hals- und Schnupftuche so gut als möglich, schüttelte den verrenkten Fuß so lange, bis er wieder ein wenig auftreten konnte, und hinkte unter unsäglichen Schmerzen und öftern langen Pausen mit Angstschweiße bedeckt im Hohlwege fort, unbekümmert und ohne in der Dunkelheit vermuthen zu können, wohin er ihn führen würde. Ein Licht in der Ferne stärkte seine erschöpften Kräfte, er strengte sie an und erreichte eine Ziegelscheune. Er pochte ans Fenster des Wohnhauses.

„Wer ist draußen?“ fragte eine weibliche Stimme.

„Ein unglücklicher, verwundeter Reisender.“

Augenblicklich öffnete die Besitzerin der Ziegelscheune, ein Licht in der Hand, die Thür. „Komme Er herein, armer Mann!“ rief sie ihm mitleidig zu. Er versuchte die Stufen hinaufzusteigen und sank kraftlos zurück.

„Görge! Martin!“ — schrie die erschrockne Frau — Um Gotteswillen! helft doch dem armen Menschen herein, tragt ihn.“

Zwey Ziegelstreicher erschienen auf diesen Ruf, faßten ihn der eine unter den Armen, der andre bey den Füßen und trugen ihn in die Stube auf eine lange Bank, welche die Frau in aller Eile mit Decken, Pelzen und Kissen belegt hatte.

Was ist Ihm denn? Guter Freund! — Sie trat zur Bank, ihn näher zu betrachten,

und Verwunderung und Schreck bemächtigten sich ihrer beym Anblicke des schönen, wohlgekleideten, blutenden, jungen Mannes.

Sie bluten? Gott im Himmel! Was haben Sie gemacht? Görge, lauft geschwind zum Feldscherer, er soll gleich kommen und den Herrn verbinden.

Görge sprang fort ins nahe Dorf Zschoppelöhain nach dem Aeskulap, indeß erzählte Karl der ängstlich besorgten Ziegelmeisterin, die ihm die Kopfwunde mit Brandwein wusch, — die am Schenkel mußte des Dekorums wegen noch verbunden bleiben — sein unglückliches Abenteuer.

Bald gieng die Thür auf und ein Spitz drängte sich herein. „Gott Lob! da kommt der Feldscherer!“ — rief sie. Karl blickte nach der Thür, gewahrte nur den Spitz und lächelte.

„Der da — fuhr sie fort auf den Spitz zeigend — ist sein beständiger Gefährte, wo dieser ist, ist jener nicht weit.“

Sie hatte Recht, denn eben trat Herr Lapicki, der Feldscherer, herein. Nach einem Schönen guten Abend! Ich bedaure sehr! Will schon helfen! legte er den in die Höhe geheftelten Mantel, Stab, Hut und Nachtmütze ab, und zog aus seiner dicken Rocktasche Bind- und Schneidezeug. Erst untersuchte er die Wunde am Kopfe, dem Theile, der den Menschen macht und also die Ehre haben muß, dann that er auch dem Schenkel sein Recht, (bey welcher Operation die Ziegelmeisterin zum Fenster hinaus in die Finsterniß sah) verrichtete was seines Amts war und erklärte, daß er den Herrn binnen vierzehn Tagen kuriren könnte und wollte. Hierauf zog er aus der andern mit Heilmitteln schwangern Tasche Thee, Tropfen und Pulver hervor, verordnete ihren Gebrauch, genoß zu seiner eignen Stärkung ein wenig Brod und kalten Schweinsbraten, löschte das Fett mit einem Glase Pomeranzen und zappelte mit Anwünschung einer gehorsamen guten Nacht und dem Versprechen mit dem frühsten wiederzukommen, nach seiner Behausung zurück.

Der Entkräftung ihres Kranken zu steuern, trug die Ziegelmeisterin eine stärkende Suppe und andre ihm dienliche Atzung auf, setzte sich, Mitleid und Theilnahme in der Miene, zu ihm und nöthigte gar höflich zuzulangen. Eine Magd bekam Befehl für den kranken Herrn in der Nebenstube ein Bette und für Martin ein Lager zu bereiten, damit er nicht allein wäre.

Karl, innig gerührt, wollte ihr danken. „Stille damit — versetzte sie freundlich lächelnd — das hat Zeit bis Sie gesund sind. Was ich thue, das thue ich gern, auch ist es meine Schuldigkeit. Martin, helft dem Herrn zu Bette und gebt hübsch Acht, wenn er was verlangt. Schlafen Sie wohl!“

Sie verließ ihn, er nahm Besitz vom Bette und schlief sanft bis spät am andern Morgen.

Vier und zwanzigstes Kapitel.

Es wird Kaffee und Tabak servirt. — Vortheile und Nachtheile des Wittwenstandes. — Herr Lapski und sein Spitz thun ihr Möglichstes. — Ein Neujahrsgeschenk und ein solennes Vivat.

Beym Erwachen befand er sich, einigen Schmerz am Kopfe und Schenkel abgerechnet, den er philosophisch ertrug, sehr wohl; er stand auf, kleidete sich an und gieng obgleich etwas steif in die Wohnstube seiner alten Wirthin. Freundlich wünschte sie ihm einen guten Morgen und freute sich herzlich über seine Versicherung, daß er sich besser befinde als er erwartet habe, und in weniger als vierzehn Tagen hergestellt zu seyn hoffe.

„Machen Sie Sichs kommode — sagte sie — Hier ist ein Schlafrock von meinem seligen Manne, er wird Ihnen recht seyn; gestern hätte ich ihn in der Angst vergessen.“

Er zog ihn an. Nun brachte sie Tabaksgeräthe vom seligen Manne und frischgeschnittenen Knaster, einen brennenden Wachsstock und Kaffee, rückte einen bequemen Lehnstuhl an den Tisch und bat ihn, Platz zu nehmen. Er folgte in allem, sie schenkte ein und setzte sich zu ihm.

Beym Kaffeetrinken erfuhr er, wo und bey wem er eigentlich war. Seine Wirthin, die Frau Stichelin, Eigenthümerin der auf schlesischen Grund und Boden hart an der pohlnischen Grenze liegenden Ziegelscheune nebst Zubehör, war eine junge, artige, reiche Wittwe. Sie hatte die Freuden des heiligen Ehestandes kaum gekostet, denn der Tod riß ihr den lieben Mann im ersten Monate von der Seite. Eine Wittwe von der Art bleibt nicht lange ohne Freyer; auch sie hatte binnen einem halben Jahre schon manchen Hey-

rathsantrag gehabt und manchen Korb ausgetheilt, denn keiner von denen, die sich um sie bewarben, war nach ihrem Geschmacke. Der eine war ihr zu alt, der andre zu roh, der dritte zu dumm, der vierte zu häßlich, lauter Fehler, die ihr seliger Mann nicht gehabt hatte. Ihm hatte sie aus Liebe ihre Hand gegeben, nach ihm maß sie die Eigenschaften ihrer itzigen Freyer. Vermögen reizte sie nicht. Ob ihr künftiger Mann viel oder wenig oder gar nichts habe, sagte sie, sey ihr ganz einerley; auch ihr erster Mann habe weiter nichts gehabt, als Jugend, einen wohlgebildeten Körper, Verstand — denn er war auf einer lateinischen Schule gewesen, da, wähnte sie, werde der Verstand gewonnen und zu Tage gefördert — und ein gutes Herz. Nur diese vier Stücke erfordere sie an einem Manne. Aber, setzte sie hinzu, wer blos ihren Reichthum heyrathen wolle, der käme weit linker Hand; lieber wolle sie als Wittwe sterben, als einen Mann nehmen, der nicht ihre Person liebe, den sie nicht lieben könne. Sehr vernünftige Forderungen, die einer reichen Wittwe um so mehr an-

stehen, je fester sie eben ihres Reichthums wegen darauf beharren kann.

So weit gieng die Biographie der Frau Stichelin, nun mußte Karl Gleiches mit Gleichem vergelten. Ohne Rückhalt erzählte er seinen ganzen Lebenslauf und ermangelte nicht bey n Schlusse seiner Erzählung eine herzliche Danksagung anzuhängen, mit der er aber nicht ganz zu Stande kam, weil die artige Wittwe ernstlich erklärte, sie wollte vom Danke nichts hören.

Itzt stellte sich auch der chirurgische Spitz wieder ein und brachte seinen Herrn mit. Die Schamhaftigkeit des jungen Weibchens zu schonen, begaben sich Pflasterer und Bepflasterter in die Nebenstube. Nach neuer genauer Besichtigung ließ Herr Lapeki, von den vierzehn Tagen schon ein Paar nach, weil der von ihm selbst bereitete Wundbalsam so ausserordentliche Kräfte und der Patient nebenbey eine gute Natur hatte.

„In weniger als vierzehn Tagen können Sie ihren Gast wieder los seyn,

Frauchen!“ — schnarrte er die Ziegelmeisterin beym Zurückkehren in die Wohnstube flennend an.

„Wer will ihn denn los seyn? — fragte diese unwillig. — Das ist, mit Erlaubniß, einfältig geredt. Was müßte denn der Herr da von mir denken?“

Der Feldscherer entschuldigte sich, er habe damit nur sagen wollen, der Herr Patient werde durch Gottes und seine Hülfe binnen dieser Zeit hergestellt seyn. Wider den bösen Nebel trank er ein Glas Schnaps und folgte seinem Spitz, der Ordnung liebend und die Patienten fleißig abwartend in gehöriger Reihe ihn zu allen Preßhaften herumführte.

Wir machen itzt wieder einen Sprung, zwar nicht im Raume, aber doch in der Zeit.

Karl war schon lange völlig geheilt, hatte den Spitz zum Danke für seine fleißigen Besuche oft gefüttert, seinem Herrn

die Heilung mit einigen Dukaten lohnen wollen, — denn beym Wollen mußte ers bewenden lassen, da die Frau Stichelin um nichts halb zu thun, sich darwider stemmte und selbst den Chirurg reichlich belohnte. — Das alte Jahr war schon vorüber und er noch auf dem alten Flecke. Ursache? Er war Ziegelmeister und Bräutigam.

Eine Wittwe, dachte Frau Stichelin, wäre sie auch noch so reich, ist doch immer eine Wittwe, das heist, ein geplagtes Weib. Bey ihren Untergebenen fehlt ihrs am gehörigen Ansehen, sie wird überall betrogen, kann, wenn sie jung ist, sey sie auch noch so keusch und züchtig, der übeln Nachrede nie entgehen, und muß doch allein schlafen. Diese Ideen machten ihr zu einer neuen Heyrath Lust, und ihre Wahl fiel auf den schönen, gelehrten, artigen, gutherzigen Philosophen, der ihrem seligen Manne so gleich, ja ihn in allen Stücken noch übertraf. Ihrem Grundsatze im Punkte der Liebe und Gegenliebe getreu, übereilte sie sich aber keines-

wegs, sie wollte erst sich überzeugen, ob er ihr eben so gut wäre, als sie ihm. Daher hielt sie ihn nach seiner Genesung unter mancherley Vorwande bey sich zurück: anfangs hatte er noch nicht Kräfte genug, eine Reise bey itziger Jahreszeit auszuhalten, dann gabs schwere, streitige Rechnungen zu berichtigen, ihres seligen Mannes Schuldbücher durchzusehen, zu quittiren, endlich wurde es gar Winter, es war kalt, es schneyte und wehte, daß man keinen Hund hinausjagte, wer wollte da reisen, wenn er nur ein Quentchen Verstand hatte? Karl blieb, besorgte die ihm aufgetragenen Geschäfte gern, verkürzte dem lieben Weibchen die Zeit durch Erzählungen und Musik, bediente sich gleich anfangs auf ihr inständiges Bitten und aus Mangel an Kleidern und Wäsche, denn sein Koffer war unwiederbringlich verloren, des Verstorbenen Garderobe, fand allmählich zwischen der lieblichen Wittwe und seiner Marie große Aehnlichkeit, die Dankbarkeit that auch das Ihrige, und so entstand eine Zuneigung, die ihr nicht unbemerkt blieb.

Am Abende des Neujahrstages saßen sie in traulichem Gespräche neben einander. Einige Gläser Wein, die Karl zu Ehren des Tages bey der Abendmahlzeit über sein gesetztes Maas getrunken hatte, machten ihn munterer als gewöhnlich. Schäkernd bat er das Weibchen um einen Kuß zum Neujahrsgeschenke und küßte sie in dem Augenblicke. Es war der erste Kuß, den er ihr nahm, und auch diesen nahm er blos im Scherze. Aber kaum berührten seine Lippen die ihrigen, da verwandelte sich der Scherz in Ernst, es wurde ihm wohl und weh ums Herz, und sein Mund blieb so lange am ihrigen hangen, bis er über die Entstehung und das Wesen seines plötzlichen heftigen Gefühls nachgedacht hatte. Bey ihr mochte es der nämliche Fall seyn, fest umschlang sie ihn und drückte ihn an den Busen.

„Hannchen! — das erstemal nannte er sie bey ihrem Vornamen — Wenn sie mein wären!“ — So sagte er leise und küßte fort.

„Ich liebe Sie!“ — bebten ihre Lippen, und sie drückte ihn fester an sich.

„Ey, ey! Was ist mir denn das? Was gehn denn da für Sächelchen vor?“ — rief Herr Lapeki. Unbemerkt von den glücklichen Küssenden war er mit seinem Spitze, mit dem er wie bekannt in unitate personarum lebte, und der mit ihm heute die Gratulationsrunde machte, hereingetreten; sein Schnarren weckte sie aus dem Taumel der Wonne.

„Wir feyern unsre Verlobung — versetzte Hannchen, indem sie ihrem Karl die Hand gab, die er zärtlich drückte.

Feldscherer. Verlobung? Ey, ey! Ich gratulire. Ein schönes Pärchen. Also schon alles richtig?

Karl. Alles.

Feldsch. Ey, ey! Und unsereiner hat nichts gewußt? Ey, ey!

Karl. Wir wußten es vor wenig Augenblicken selbst noch nicht.

Feldsch. Ey, ey! Aber was wäre mir denn das für eine Verlobung, wo nicht auf die Gesundheit des Brautpaars —

Hannchen. (lächelnd) Getrunken wird? Nicht so, Herr Lapski? Sie haben recht.

Dies gesagt verlies sie die Stube, lies Wein in Menge hereintragen, und kündigte ihren in aller Eile zusammengerufenen Leuten an, daß sie von heute an unter dem Oberkommando des Herrn Mayhahn, als ihres Bräutigams und baldigen Eheherrns ständen, auf dessen Gesundheit sie nun nach Belieben trinken könnten.

Mit weit geöffneten Augen und Mäulern standen Knechte, Mägde und Ziegelstreicher in einem bunten Halbcirkel vor den Liebenden, und staunten sie an, während daß der geschäftige Feldscherer alle Gläser

füllte. Er ergriff als Direkteur der Feyerlichkeit das größte, hob es hoch, rief mit pathetischer Stimme: Vivat, floreat, crescat unser Herr Ziegelmeister und seine liebe Braut! und goß es auf einmal ganz, eine Wenigkeit abgerechnet, die der Nase und der Halskrause zu Theil wurde, in seinen weiten Schlund. Vivat! krähten, kreischten und quikten die Leute — das floreat und crescat konnte sich nicht durch ihre Kehlen zwingen — und leerten die Gläser. Auf diese Feyerlichkeit folgte die Huldigung durch Handschlag, und sie wurden mit dem Bedeuten den Besitz der vollen Weinflaschen zu ergreifen, und damit nach Belieben zu verfahren, entlassen.

Fünf und zwanzigstes Kapitel.

Unbeständigkeit des Glücks und eine Wallfahrt.

„Ich bin darzu gebohren alles erſinnliche Unglück zu erdulden!“ — ſeufzte der Ziegelmeiſter am Bette ſeiner ſterbenden Braut, und rang voll Verzweiflung die Hände. — „O Hannchen! Hannchen! laß mich mit dir ſterben!“

„Jammere nicht, mein Karl!“ — bat ſie mit ſchwacher Stimme, die matten Augen liebevoll auf ihn wendend. — „Lebe, ſey glücklich und denke meiner!“

Sie reichte ihm die Hand und verschied. Er sank in einen Sessel, und schlug das trockne Auge an die Decke.

Das ganze Haus ertönte von Geheul und Klagen über den Verlust des frommen, wohlthätigen Hannchens; aller Glieder schienen durch die Nachricht von ihrem Tode gelähmt. Der Arzt und der Feldscherer trugen den bewußtlosen Karl aufs Kanapee, und suchten durch Arzeneyen seinen Körper zu stärken, daß er dem Schmerze nicht unterläge. Traurig schlich dann der Arzt davon, der alte Feldscherer allein blieb, trocknete die Thränen vom Auge, und setzte durch Zureden, Flüche und Bitten das Gesinde wieder in Thätigkeit.

Wer bedauert nicht den armen Karl, den sein feindseliges Schicksal dem Genusse des reinsten Glücks im Besitze eines tugendhaften Weibes so nahe brachte, ihn desto tiefer zu kränken, da es ihn plötzlich davon zurückschleuderte? Drey Wochen lebte er im Umgange mit dem geliebten Hannchen in einem

Zustande, den sich seine Phantasie nicht glücklicher träumen konnte, da bekam sie die Masern und alle Hülfe schien gleich anfangs fruchtlos. Die bedenklichen Blicke des alten ehrlichen Chirurgs, der gleich einen Dokter verlangte, weissagten ihr nichts Gutes. Liebevoll suchte sie ihren Karl wenigstens durch ihr Vermögen zu beglücken; sie bat ihn flehentlichst die Gerichtspersonen holen zu lassen, und übergab in einer Schenkung unter den Lebendigen ihm auf der Stelle das Eigenthum ihrer gesamten beweglichen und unbeweglichen Güter. Beruhigt, ihn vor Mangel gesichert zu wissen, bereitete sie sich zum Tode, der ihr bey zunehmender Krankheit und Schwäche unvermeidlich schien. Sie hatte nicht geirrt, wenige Tage darauf sank Karls gehofftes Glück mit ihr ins Grab.

Sein Zustand war schrecklich, seine Philosophie, die doch schon manche Probe bestanden hatte, verlies ihn am Begräbnißtage ganz. Er sank aus einer Ohnmacht in die andre. „Der Herr stirbt auch!“ schrien klagend alle durch einander, und das

ten und flehten den Feldscherer um Rettung. Karl bestand darauf, dem Sarge zu folgen, aus Schwäche folgte er dem Leichenzuge im Wagen vom Feldscherer begleitet. Man senkte den Sarg ein; er weinte nicht, er dachte nicht, er sah es nicht, seiner selbst unbewußt ließ er sich wieder in den Wagen heben, nahm unterwegs alles, was Lapski ihm in den Mund steckte, und einem Todten gleich ward er zu Bette gebracht. Fürchterlich war sein Erwachen, bejammernswerth die Stimmung seiner Seele mehrere Wochen hindurch. Unter Aufsicht des redlichen Feldscherers führten ein alter Ziegelstreicher und der Großknecht die Wirthschaft, wornach ihr Herr, an Leib und Seele krank, nicht fragte. So vegetirte er einen ganzen Monat, nach dessen Verlaufe seine gute Natur von Arzeneyen unterstützt den Sieg davon trug.

Eines Morgens ließ er den Feldscherer holen, sprach lange allein mit ihm, dankte mit Thränen für seine Freundschaft, und machte ihm ein Geschenk, das seine Forde-

rung und seine größten Erwartungen, wenn er die letztern gehabt hätte, weit übersteigen mußte. Dann rief er seine Leute zu sich und dankte ihnen mit Worten und reichlichen Geschenken für ihre Liebe. Erst nach erlangter Gewißheit, daß seine verstorbene Braut nicht den entferntesten Verwandten hinterlassen hatte, betrachtete er sich als völligen Eigenthümer ihres Vermögens, das, zu den niedrigsten Preißen berechnet, sich über zwanzig tausend Thaler belief. Nun führte er seine Geschäfte wieder selbst, obschon mit wenig Lust und Betriebsamkeit, düster und traurig lebte er, und brachte die müßigen Stunden mit Lesen oder in Gesellschaft des Feldscherers hin.

Einst übergab ihm dieser ein versiegeltes Briefchen. „Dies schrieb Ihr seliges Hannchen am Tage der Schenkung in Ihrer Abwesenheit auf dem Krankenbette. Sie vertraute mirs an mit dem Befehle es Ihnen erst dann einzuhändigen, wenn Ihr Schmerz über ihren Tod sich gemindert haben würde.“

Zitternd erbrach er's, seine Augen schwammen in Thränen, er las folgendes:

Mein geliebter Karl!

Mein Tod, den ich vor Augen sehe, wird dich sehr kränken, denn du liebst mich. Vielleicht wird dir sogar der Aufenthalt in dieser Gegend einsam und traurig seyn; binde dich nicht daran. Was ich hatte ist nun Dein, verkaufe es, ich rathe es dir, zieh in dein Vaterland und sey mit einem andern Weibe glücklich. Wo du auch bist, wirst du mich nicht vergessen. Leb ewig wohl!

„Ja ich will dir folgen, Unvergeßliche! — schluchzte er — das Leben ist mir hier zur Last, vielleicht daß ich bey Anten Ruhe finde."

Er gab den Brief dem Feldscherer, der ihn dasselbe rieth. In kurzem hatte er seine liegenden Güter und Meubeln vortheilhaft verkauft und sein ganzes Vermögen,

weit gröſſer als er vermuthet hatte, beſtand in ſichern Wechſeln und baaren Gelde. Reichlich beſchenkte er noch jeden, der ihm oder ſeinem Hannchen irgend einen Dienſt erwieſen hatte. Weinend wünſchten ihm ſeine bisherigen Dienſtbothen und Arbeiter ein Lebewohl, als er mit dem Feldſcherer, der ihn bis auf die erſte Poſt begleiten wollte, in den Wagen ſtieg. Der Weg führte vor dem Todtenacker vorbey. Hier ſtieg er aus, kniete aufs Grab ſeines Hannchens und blickte ſtumm mit thränenden Augen einige Minuten in die Höhe. Andächtig zog ſein Begleiter den Hut und wiſchte mit der Hand ſich Thränen von den Wangen. „Kommen Sie, Freund!“ rief Karl ihm zu, ſtand auf und fuhr mit ihm davon.

Sechs und zwanzigstes Kapitel.

Berg und Thal kommen nicht zusammen, aber Menschen.

Länder und Völkerkunde war nicht der Zweck unsers Reisenden, daher verweilte er an keinem Orte, sondern setzte seine Reise ununterbrochen mit Extrapost fort.

Rasch fuhr ihn eines Morgens der für Freude über den versprochenen Gulden Trinkgeld blasende Postillon in den Hof des Posthauses zu Altroda, die vorletzte Station von Rochau. Der Postmeister, ein junger Mann vom schmetternden Horne des Schwagers und dem Gerassel der mit vier Pferden bespann-

ten Chaise ans Fenster gelockt, verlies seine Expedition, den aussteigenden stattlichen Herrn zu empfangen. Er führte ihn in die Passagierstube, fragte bescheiden, mit wem er die Ehre habe zu sprechen, und entfernte sich, für frische Pferde und Kaffee zu sorgen. Karl stopfte sich eine Pfeife Muff und spazierte in der Stube auf und ab. In einem blos durch eine Tapetenwand von der Passagierstube getrennten Gemache hörte er den Postmeister mit einem Frauenzimmer sprechen.

„Raphahn? — fragte sie — Ziegelmeister?“

Postm. Ziegelmeister aus Zschoppelshain in Schlesien. So hat er mir wenigstens gesagt.

Sie. Den Mann und den Namen kenne ich, aber — Ziegelmeister?

Postm. Bring ihm den Kaffee selbst und frag ihn. Euch Weibern verzeiht man ja die Neugierde.

Wer mag das seyn? dachte Karl und gieng mit schnellern Schritten. Bald kam der Postmeister zurück, und es entspann sich ein wichtiges Gespräch vom guten Wetter, Chaussren, Pferden und seinem lieblich duftenden Tabak. Itzt erschien auch die Frau Postmeisterin und setzte das nette Kaffeeservice von glänzendem berliner Porzellain auf den Tisch Beyder Erstaunen war gleich groß beym ersten Anblicke.

„Ja sie sinds, Herr Magister!“ — rief sie. —

„Emilie? — fragte er verwundert. —

Der Postmeister war wie aus den Wolken gefallen. Ein Magister Ziegelmeister aus Schlesien? Also ein Meister von acht Künsten? Und dieser kannte seine Frau, wußte sogar ihren Vornamen? Das waren ihm unbegreifliche Dinge.

Karl riß ihn aus der Ungewißheit durch die Erzählung, daß ihre Bekanntschaft damals

entstanden sey, als er, noch Kadet bey der theologischen Garnison in Freystadt, sich oft im theologischen Exerziren bey ihrem Vater geübt habe. Daß er wohlweislich die Liebschaft nicht erwähnte, versteht sich schon von selbst. Der Postmeister freute sich seiner Bekanntschaft, und bat nebst seiner Gattin ihn gar höflich, ihm den Zusammenhang seines doppelten Meistertrechts, des Magisters und Ziegelmeisterwesens zu erklären. Gern erfüllte er diese Bitte, und gab ihnen einen kurzen Abriß seines Lebenslaufs mit Weglassung der Kirmesabentheuer zum besten.

So vergieng der Vormittag, und die Pferde wurden wieder abgespannt, denn Karl mußte dem Postmeister versprechen, das Mittagessen und dessen Anhang, den Kaffee, bey ihm einzunehmen.

Sieben und zwanzigstes Kapitel.

Ein kurzer Lebenslauf mit einer etwas längern Einleitung.

Eine alte Gewohnheit des Postmeisters, sich nach dem Mittagsessen in seiner Stube ein halbes Stündchen aufs Sofa zu strekken, gab Emilien Gelegenheit, die Neugierde ihres weiland Sponsen nach ihrem Lebenslaufe zu befriedigen. Ihr kleines Mädchen auf dem Schoose hub sie die Erzählung an:

„Ihre Liebe zu Mamsell Belenki, blieb mir nicht lange ein Geheimniß. Ich kannte sie von Person, traute dem guten Rufe, in dem sie stand, und pries Sie glücklich im Be-

ſihe eines Mädchens, das, beſſer als ich, Ihrer würdig war. Stellen Sie Sich mein Erſtaunen bey der Nachricht von Ihrer gemachten Entdeckung und ihrer jählingen Abreiſe vor, die bald in unſer Dorf drang. Ihr Unglück koſtete mich manche Thräne, — itzt darf ichs Ihnen wohl geſtehen — ich ſchämte mich in Juliens, in meine Seele, ich betrachtete mich zwar als die erſte Urſache deſſelben. Daß Sie das Vaterland verlaſſen hatten, erfuhr ich von Ihrem Freunde Anton, der vor einiger Zeit auf einer Reiſe bey uns die Pferde wechſelte, und ebenſo wie ſie erſtaunte, mich hier zu finden. Wo Sie wären, ſchien er nicht zu wiſſen.

Wie ich aber in dieſe Gegend kam? Kurz nach Ihrer Entfernung von Freyſtadt erhielt mein Vater von ſeinem alten Freunde und Landsmanne, dem Vater meines Mannes einen ſonderbaren Brief. Der Inhalt war, er ſey alt und kränklich und wolle ſeine Poſtmeiſterſtelle ſeinem Sohne übergeben, dieſer müſſe aber heurathen. Du haſt eine Tochter, ſchrieb er ihm, ſie muß gut ſeyn,

denn du hast sie erzogen. — Ob ichs war, wissen Sie am besten, setzte sie hinzu; Karl konnte in aller Eil mit nichts als einer Verbeugung dienen. — Ich will meinen Sohn zu dir schicken, gefällt er dem Mädchen, Sie ihm, so gieb sie ihm. Der Sohn kam, in Zeit von sechs Wochen war ich sein Weib, und es hat mich noch nie gereut. — Möchten sie doch auch bald durch Liebe glücklich seyn.“

Karl. Den Wunsch wage ich nicht mehr! Ich habe Ihnen meine Geschichte erzählt.

Emilie. Leider! Eine Geliebte Ihrer werth entriß Ihnen ein früheres Versprechen, das gute Hannchen starb, Julie und ich — Unkraut verliert sich nicht!

Während dieser mit Fragen, Antworten und Erläuterungen durchwebten Erzählung hatte der Postmeister sein Mittagsschläfchen vollendet. Man genoß den Kaffee, freute sich nochmals des Wiedersehens und der an-

genehmen neuen Bekanntschaft; Wünsche von Wohlleben und glücklicher Reise flogen hin und her, Abschiedeküsse knallten, Karl sprang in den Wagen, und des Postmeisters vier Leibschimmel zogen ihn im Galopp zum Thore hinaus.

Acht und zwanzigſtes Kapitel.

Eine heimliche Freude. — Nachtheil des vernachläſſigten Zeitungenleſens. — Ein Liebesſtich. — Von Recht und Billigkeit. — Schädlichkeit der Mannkuchen. — Herr Hahn wird vorgerückten. — Eine Defenſion.

„Kommſt du endlich? — fragte Anton auſſer ſich für Freude über ſeines Freundes unerwartetes Erſcheinen, nach der erſten ſtummen Umarmung. — „Du mußt die Zeitungen ſpät erhalten haben.“

Karl. Was willſt du mit den Zeitungen? Ich habe keine geleſen.

Anton. Das iſt eben nicht recht. Zehnmal habe ich dich der Erbſchaft wegen citiren laſſen.

Karl. Erbſchaft? Was für eine Erbſchaft? Ich verſtehe dich nicht.

Anton. Du ſcheinſt nichts davon zu wiſſen. Gut, ſo überraſche ich dich mit einer angenehmen Neuigkeit. Vorm Jahre ſtarb Meiſter Eichelmann und ſetzte ſeine Frau zur Univerſalerbin ein. Vor fünf Monaten folgte ihm dieſe nach und legte kurz zuvor bey uns — du mußt wiſſen, daß ich Stadtſchreiber bin —

Karl. Stadtſchreiber? Iſt denn dein Schwager —

Anton. Todt ſeit Faſtnacht, um die Zeit, da du in Rußland die Rolle eines Windmüllers ſpieltest. Ich vergaß es dir zu melden. Er —

Karl. (ihm ſchnell ins Wort fallend) Und deine Schweſter —

Anton. Ist Wittwe und Braut.

Karl. (langsam) Braut?

Anton. Mit dem Apotheker Hache. Doch davon hernach, itzt laß mich die Erbschaftsgeschichte vollends erzählen. Suschen also legte bey uns ein Testament nieder, worinnen sie dich — denn alte Liebe rostet nicht — zum einzigen Erben ihrer liegenden und fahrenden Haabe ernennte, die Gerade aufgenommen, die wir in Ermangelung einer Geradeerbin, wie recht und billig, schwauften. Du siehst mich an und staunst?

Karl. Seit wie lange ist sie —

Anton. Ungefähr seit fünf Monaten.

Karl. Seit fünf Monaten? Was ist er für ein Mann?

Anton. Wer denn?

Karl. I nun, der Apotheker?

Anton. Was soll denn der?

Karl. Sagteſt du nicht, ſie wär ſeit fünf Monaten ſeine Braut?

Anton. Ich bitte dich. Was mengſt du da durch einander? Ich rede von der Eichelmannin, die ſeit fünf Monaten todt iſt und dir, ihrem weiland Liebchen, ihre ganze Erbſchaft hinterlaſſen hat, und du bringſt mir da den Apotheker ſo querfeld ein.

Karl. Ja ſo.

Anton. Und das ſagſt du ſo trocken her? Freut dich denn die ſchöne Erbſchaft nicht? Ein ſchlechter Dank für Suschen!

Karl. Der brave Eichelmann! das gute Suschen! Sie dauren mich herzlich. Aber die Erbſchaft gehört nicht mir. Danke für ihren guten Willen.

Anton. Gehört nicht dir? Wem denn? Ein gültiges Teſtament giebt dir ſie.

Karl. Was Teſtament! Eichelmann hatte einen Bruder, den Vater meiner guten Marie, dieſer hat ein näheres Recht darzu.

Anton. Das hat er den Rechten nach nicht.

Karl. Doch nach der Billigkeit, die geht bey mir vor Recht. Du weißt meine Verhältniſe mit ihm, er iſt mein Wohlthäter, mein Freund; die Pflicht, die Dankbarkeit gebiethet mir, ihm ſeines Bruders Gut zurückzugeben.

Anton. Kann ſeyn. Er aber will es nicht. Höre an: Seit deinem letzten Briefe, worinnen du mir von deiner Verbindung mit dem Grafen Silberfeld Nachricht gegeben hatteſt, lieſeſt du nichts weiter von dir hören. Das war, im Vorbeygehen geſagt, nicht recht.

Karl. Verzeih, ich wollte dich nicht durch unangenehme Vorfälle traurig machen.

Anton. Unangenehme Vorfälle? Itzt erzähle du erst. Wie gieng es dir? Wo kommst du her?

Karl benachrichtigte nun Anton von der Ursache, die ihn genöthigt hatte, Warschau zu verlassen, und von allen seitdem bestandnen Abenteuern. Seine Metamorphose in einen Ziegelmeister hatte er ihm erst nach seiner völligen Verbindung mit Hannchen melden wollen, um ihn desto mehr zu überraschen. Nach ihrem Tode verhinderte ihn anfangs seine Leibes- und Seelenkaduzität daran, dann hielt er eine briefliche Urkunde für überflüssig, weil er entschlossen war, ins Vaterland zurückzukehren.

Auf diesen umständlichen Bericht, wobey man aß und trank, bald o! bald ach! rief, sich wechselsweise freute, und Karin bedauerte, folgte nun die Fortsetzung der Erbschaftsangelegenheit. „Da ich auf keinen meiner Briefe — fuhr Anton fort — von dir Antwort bekam, schrieb ich an den Müller in Rußland, in der Hoffnung, von ihm deinen

Aufenthalt zu erfahren, denn in Schwaben wußte man von keinem Grafen Silberfeld. Ich gab ihm zugleich die Urſache an, weswegen ich deinen Aufenthalt hauptſächlich wünſchte, nämlich die Erbſchaft. Zur Antwort ſchrieb er mir — du kannſt den Brief noch leſen — er wiſſe nicht, wo du wärſt, er betraure nebſt den Seinigen dich als todt; ſeine Tochter ſey untröſtlich und ihr Mann mache ſich ſelbſt die bitterſten Vorwürfe, daß er ſein Weib von dir genommen habe. Dringend bat er mich, alles anzuwenden, um dich auszukundſchaften und ihm eilig Nachricht zu geben. Daß ſeines Bruders Vermögen auf dieſe Art an dich käme, ſey ihm höchſt erfreulich; ſeine Schwägerin habe den glücklichſten Einfall von der Welt gehabt, für den er ihr noch nach ihrem Tode danke. Nun urtheile, ob er die Erbſchaft annehmen werde?“

Karl. (Von der Liebe ſeiner Freunde in Rußland tief gerührt.) Nein, ich kann mirs denken. Die Guten! ſie ſollen mich nicht länger betrauren. Noch heute ſchreibe ich

Anton. Und die Erbschaft?

Karl. Nehme ich ohne Bedenken an. — Itzt aber noch ein Paar Worte von deiner Schwester. Sie ist also Wittwe?

Anton. Ihr Mann starb an Pfannkuchen, wovon er ein groſser Liebhaber war. Den Fastnachtsabend recht feyerlich zu begehen, verschlang er trotz Einredens seiner Frau ungeachtet ein ganzes Dutzend, und soff zwey Flaschen Wein darzu, denn auch gegen diesen hegte er die zärtlichste Freundschaft. Er erkrankte auf der Stelle und starb. Kein Mensch verlor durch seinen Tod, als meine Schwester einen Mann, mit dem sie ohnehin nicht so gar glücklich war.

Karl. Wird sie's mit dem Apotheker seyn?

Anton verschluckte seine Antwort wieder, denn eben trat Amalie von ihrem Bräutigam geführt herein.

Herr Polykarp Hache, war trotz seines Namens — der nach Verschiedenheit der Gegenden mit Flätz, Hauze, Zschuchen, Lümmel, Flegel, Runke gleichbedeutend ist, und einen Grobian im Superlativ ausdrückt — nichts weniger, als ein Hache. Im Gegentheile lehrte sein feines, artiges Betragen und seine zuvorkommende Höflichkeit, daß man bey Beurtheilung eines Gegenstandes nicht auf den Namen sehen und, wenn er etwas hachenmäßig klänge, sich dadurch nicht irren lassen dürfe. Er war ein angesehener Mann bey der Stadt, grünte und blühte als Eigenthümer der Apotheke zum goldnen Pelikan in Rochau und als E. E. H. W. Rathsbeysitzer. Von Person war er schön, an Geiste groß. Lateinisch sprach er, wie der Tertius an der Rochauer Schule, der anerkannt den kleinen Cicero an Länge der Perioden und Florus an Flockeln weit übertraf. Fieng er französisch an zu sprechen, so schlüpften die witzigsten Einfälle, die wie bekannt nur in dieser Sprache gesagt werden können, in den zierlichsten Ausdrücken über seine Lippen, und jeder Franzos gestand ihm

die Ehre zu, er verdiene, sein Landsmann zu seyn, die aber Herr Hache weder achtete noch begehrte. In seiner Wissenschaft war er ganz zu Hause und in der Kunst zu lügen that es ihm kein Mensch gleich. Er log so oft und viel, erzählte eine und dieselbe Sache zwanzigmal und ohne ein Jota zu ändern mit so vieler Wahrscheinlichkeit, daß er oft in die Verlegenheit gerieth, seine Lügen am Ende selbst zu glauben. Um wie viel mehr mußten daher nicht andre sie für Wahrheiten halten? Sein Ton war gewöhnlich ernst, nie süß; er lachte wenig, wie es dem Gelehrten, dem Senator wohl ansteht. Seine Kleidung war modisch, geschmackvoll und seinem Körper und seiner Würde gemäß. Zum Ueberflusse tanzte er wie ein Gott.

Dies war Amaliens erklärter Bräutigam. Ernst und ohne Schmachten und Winseln hatte er ihr seine Liebe gestanden, ihre Gegenliebe nicht durch Bitten, Fußfälle und gedrohten Selbstmord zu erzwingen gesucht, sondern als ein ehrlicher, gerader Mann ihr Bedenkzeit gelassen. Amalie hatte sich der

dacht, Erkundigungen eingezogen, überall nichts als sein Lob gehört und sich zur Reise mit ihm durchs Leben entschlossen.

Karl wünschte ihr aufrichtig Glück.

Das glaube, wer es kann — dürften hier wohl die Leserinnen denken. — Ein lieber Herr! Erst will er mit seinem Hannchen sterben, geberdet sich wie unsinnig über ihren Tod, und kaum hat er ihr Vermögen in Beschlag genommen und ist über die Gränze, so bringt ihn auch schon der Tod des armen Stadtschreibers auf Heyrathsgedanken, er ärgert sich, daß seine Wittwe schon versagt ist. Ja ja, so sind die Männer alle. Erst zum Scheine ein bischen geklagt und geweint, dann — aus den Augen, aus dem Sinne!

Wenn auch diese Beschuldigung nicht auf das ganze männliche Geschlecht anzuwenden ist — denn so wie eine Schwalbe keinen Sommer macht, so kann auch ein leichtsinniger Mann keine Vermuthung gegen sein ganz

ges Geschlecht begründen — so scheint sie doch Karln zu treffen, und der Autor sieht sich genöthigt, seine Vertheidigung zu übernehmen.

Wahr ist es allerdings, daß er bey der Nachricht vom Tode des Stadtschreibers sogleich nach Amalien fragte; aber was folgt denn daraus? Seine Frage: „Und deine Schwester“ — war noch nicht vollendet, dies zeigt ja das fehlende Fragzeichen und der Gedankenstrich, der allemal anzeigt, daß noch etwas entweder gedacht worden sey, oder doch gedacht werden könne. Ehe er noch hinzusetzen konnte was er im Sinne hatte, zum Exempel „Ist doch nicht auch todt?“ (ein leicht möglicher Fall, daß eine Gattin für Liebe mit ihren Gatten stirbt) oder „Befindet sich doch wohl?“ (dieß war nicht zu vermuthen, denn Gram über den Tod des Gatten greift die Gesundheit an, es mußte also erfragt werden) oder „Zerfließt in Thränen, ringt sich die Hände wund, zerrauft das Haar, zerschlägt den Busen?“ (Kasprioien, die bey dergleichen Sterbefällen gewöhnlich sind und die Karl durch Anton ver-

hindern wollte, weil Augen, Hände, Haar und Busen zu dem Gebrauche nicht da sind) oder was er noch sonst hinzusetzen wollte — Ehe er dieses konnte, unterbrach ihn Anton schon. Gesetzt aber auch, es habe sich an die Idee vom Tode des Stadtschreibers eine Heyrathsidee gereihet — welches aber immer noch sehr zweifelhaft ist, da wir sein eignes Geständniß nicht haben und die langsame Wiederholung des Wortes „Braut?“ eben so gut Staunen über die jählinge Aufeinanderfolge ihres Unglücks und Glücks anzeigen kann, als Aergerniß — gesetzt, er habe den Wunsch nach Amaliens Besitze gehabt, und wirklich hatte er ihn, ist er deswegen zu tadeln? Sein Hannchen war nicht mehr, aufrichtig hatte er sie beweint, dies beweißt sein Zustand nach ihrem Tode, der nicht zum Scheine erkünstelt war. Auch könnte ein Mann dies wohl nicht. Was half es ihr, wenn er als Junggeselle starb? War es nicht überdies der andre Theil des Raths, den sie ihm in dem Billet gab? Der fiel ihm eben ein; bisher hatte er an eine neue Verbindung nicht gedacht. Der Wille eines

Sterbenden muß ja heilig gehalten und pünktlich vollzogen werden. Wenn Karl nun sich ein Weib erwählte, mit dem er glücklich war, was that er anders, als daß er Hannchens letzten Willen genau erfüllte?

Aus diesem Gesichtspunkte betrachet, welches just der rechte ist, gewinnt die Sache ein ganz andres Ansehen und der Defensor erwartet, daß die Leserinnen den Magister Naphahn nicht nur von allem Verdachte des Leichtsinnes und der Undankbarkeit gegen seine verstorbene Braut völlig freysprechen, sondern ihm auch das seinem Gehorsam gegen den Willen derselben gebührende Lob nicht versagen werden, und beschließt das Kapitel.

Neun und zwanzigstes Kapitel.

Eine neue Standesveränderung.

Saschens Nachlaß vermehrte Karls Vermögen um die Hälfte, er war nunmehr ein Mann von funfzigtausend Thalern.

Was wird er mit allem Gelde machen? Wird er hier bleiben oder es der Stadt entziehen? Ein Rittergut kaufen? Heyrathen? Denn allein kann er ja doch die Interessen eines so schönen Kapitals nicht verzehren? So fragte sich Alt und Jung, Groß und Klein in Rochau, und jedes nach seiner Art that dem reichen Magister

im Geiſte und in der Wirklichkeit Vorſchläge, wie er ſich ſeines Glücks am beſten freuen und andre Nebenchriſten auch etwas davon genießen laſſen könnte. Rittergüter, Häuſer, Gärten und Weinberge wurden ihm haufenweiſe angeboten, er kaufte nicht. Wittwen und Mädchen mit und ohne Geld, ſchön durch alle Stufen der Vergleichung trug man ihm an, er dankte. Der iſt auf Reiſen ein Narr geworden, ſprach man, er will nichts kaufen, nicht heyrathen; er erfuhrs, lächelte, machte in Antons Begleitung einige Reiſen und erwarb ſich den ſechſten Meiſtertitel; er wurde aus einem Meiſter der freyen Künſte, der nach dreymaligem Einſpinnen als Hof- Muſik- Sprach- und Ziegelmeiſter ausgekrochen war, endlich Regimentsquartiermeiſter bey einem Huſarenregimente, das in einigen unweit Rochau liegenden Städten in Garniſon ſtand.

Warum er zu jedermanns Erſtaunen dieſen Stand wählte? Vielleicht des Auffallenden wegen? Nein, darzu gehörte Genie weſen, worinnen ers zu nichts gebracht

hatte. Etwa um in der prächtigen Offizieruniform von Roth und Gold, die ihm wie angegossen, alle körperliche Qualitäten theils völlig zeigte, theils errathen ließ, Weiberaugen zu blenden und Weiberherzen zu erobern? Eben so wenig; hierzu fehlte es ihm an dem erforderlichen Maaße von Eitelkeit. Er fand Behagen am Soldatenstande, sein erster Pflegvater, der Unteroffizier, hatte ihm Achtung und Liebe dafür beygebracht und ohne die Erziehung des andern, des Gelehrteliebenden Schulmeisters, der ihn zum Studiren bestimmte, wäre er gewiß Soldat geworden. Ob er aber noch andre Gründe hatte, darüber fragte ihn kein Mensch und er erklärte sich daher auch nicht weiter; genug er befand sich wohl dabey. Durch anständiges Betragen erwarb er sich Liebe, etliche Accente und Spiritus, die er bey anfangs vorfallenden Beleidigungen einigen Offiziers auf Arme oder Gesicht zeichnete, verschafften ihm Respekt, und seine Bereitwilligkeit, in schweren Zeiten bey ausstehenbleibenden Wechseln mit unbeschnittenen Golde oder wohlklingenden

Silber zu Hülfe zu kommen, verpflichtete seine Kameraden zur Dankbarkeit, kein Wunder also, wenn er die Wahl seines gegenwärtigen Standes für die glücklichste hielt, die er nur immer treffen konnte.

Dreyßigstes Kapitel.

Fängt mit einer neuen Bekanntschaft an und endigt sich mit einem wohlmeinenden Rathe.

Herr Ellrich, beyder Rechte Doktor und wohlbestallter Justizamtmann in der nur zwey Meilen von Rochau entlegenen Stadt Felsenburg, wo der Stab des Husarenregiments stand, war ein großer Freund des geselligen Umgangs, vorzüglich mit Soldaten. Hätte die Wahl eines Standes in seiner Jugend von ihm abgehangen, so hätte Mars gewiß an ihm einen tüchtigen Rekruten bekommen; allein sein Vater ein Juris Praktikus, der seiner Wissenschaft mit Leib und Seele an

hieng, und ſeine Mutter, ſelbſt aus juriſtiſchen Geblüte entſproſſen, weihten ihren Sohn dem Dienſte der reichen Themis. Eher hätten ſie ihm erlaubt, Poſtillon oder Bänkelſänger zu werden, als im Soldatenſtande ſich dem leidigen Satanas mit Leib und Seele in die Klauen zu überliefern Zwar impften ſie ihm nicht durch Ruthe und Stock Luſt zur Gerechtigkeit und ihren Satzungen ein, aber ihre ganze Erziehungsmethode zweckte dahin ab, und ſo entſtand eine ziemlich ſtarke Neigung zur Rechtsgelehrſamkeit in ihm. Mit ausnordentlichen Fähigkeiten und ungewöhnlichen Vorkenntniſſen, darneben auch mit hinlänglichen Geldern und Anweiſungen ausgeſtattet, gieng er auf die Akademie, wendete die Gaben ſeines Geiſtes und ſeiner Aeltern fleißig auf die Vervollkommung ſeines Ichs, und wußte es dabey ſo einzurichten, daß von den letztern auch auf ſein Nichtich ſo gar wenig nicht kam. Mit der beſten Cenſur verſehen verlies er die Univerſität, und gelangte noch ziemlich jung als ein brauchbarer Mann zu der einträglichen Amtmanneſtelle. Der Tod ſeiner Aeltern machte ihn zum reichen Manne, er erbte

ein ungeheures Vermögen, das er zu Nutz und Frommen seiner eignen geistigen und materiellen Substanz, und zum Glück andrer auf eine edle und weise Art verwendete. Seine Gattin hatte ihm eine einzige Tochter geboren, welche itzt achtzehn Jahre alt, ganz das Bild der Jugend ihrer Mutter war, die ehedem alle Kenner weiblicher Reize in die erste Klasse der Schönen ihrer Vaterstadt setzten.

Wenn der Amtmann seine Geschäfte, die er mit strengem Eifer betrieb, geendigt hatte, wünschte er Gesellschaft und diese fehlte selten. Der Umgang mit einem muntern, witzigen Manne, der, wenn man von seiner fröhlichen Laune auf seine Jahre schloß, ein Dreyßiger zu seyn schien, ob er gleich bereits sechs und vierzig Jahre durchlebt hatte; der angenehme zwanglose Ton, der in seinem Hause herrschte, nebenbey die gute Atzung, die köstlichen Weine, der nektargleiche Punsch, womit die Frau Amtmännin ihre Gäste zu bewirthen pflegte, und über alles, die reizende Karoline, ihre Tochter, waren hinlängliche

Gründe für unterhaltungs- atz- trink- und eheluſtige Herren, ihn öfters heimzuſuchen. Prieſter und Laien, Civiliſten und Soldaten, die ſeine Liebe für ihren Stand kannten, fanden ſich bald einzeln, bald rotten-, bald diviſionsweiſe in brüderlicher Eintracht bey ihm ein, und jeder geſtand beym Weggehen, das gefundene Vergnügen habe das geſuchte bey weiten übertroffen. Wer an der Unterhaltungsgabe des Amtmanns, an der Vollkommenheit der Koch- und Bewirthungskunſt ſeiner Frau und an der Allgewalt der Reize ſeiner Tochter zweifelte, galt für nichts mehr, als für einen Kloß.

Anton, der, um ſich in der gerichtlichen Praxis zu üben, einige Zeit im felſenburger Amte gearbeitet und ſich die Freundſchaft des Amtmanns und ſeiner Familie erworben hatte, unterließ nicht, ſeinen Freund Karl bey ihm einzuführen, und hatte die Freude zu ſehen, daß dieſer um ſeinetwillen deſto willkommener war. Der Herr Lieutenant wurde vom Amtmann ein für allemal erſucht, ſeine Beſuche bey ihm recht oft zu wiederholen, ſich

wie seine Herren Kameraden keinen Zwang in seinem Hause aufzulegen, aber auch gütigst zu erlauben, daß er ein Gleiches thät. Karl fand, daß ihm Anton von dieser edlen Familie viel zu wenig gesagt hatte, und beschloß, entzückt über die neue Bekanntschaft, die Einladung nicht unbenutzt zu lassen.

So oft es die Schicklichkeit verstattete, sprach er beym Amtmanne ein, entdeckte jedesmal einen neuen Zug von Edelmuth an ihm und seiner Gattin, fand Karolinen nach jedem Augenblicke liebenswürdiger und der Wunsch, sie zu besitzen, ward in ihm rege. Er schrieb an Anton und entdeckte ihm seine Gefühle für Karolinen; dieser erschrack und ward leichenblaß. Es war das erstemal, daß ihm der Freund in den Weg trat; er liebte sie selbst.

Bey seinem Aufenthalte in Felsenburg hatte er im täglichen Umgange mit ihr Gelegenheit genug gehabt, sie von der vortreflichsten und liebenswürdigsten Seite kennen zu lernen, und die Liebe hatte mit aller ihrer Stärke von seinem Herzen und Verstande so

festen Besitz genommen, daß die Entdeckung, Karl sey sein Nebenbuhler, ihn beynahe das erste abgedrückt oder den letzten verrückt hätte. Das war nun wirklich bey Anton mehr, als man erwarten konnte, der zwar, wie es einem Ehrenmanne geziemt, den Reizen des schönen Geschlechts Gerechtigkeit wiederfahren lies, die schuldige Bewunderung nicht versagte und den gehörigen Respekt bezeigte, dennoch aber vermöge seiner kältern Natur bis auf die Zeit, wo er Karolinen sah, nie die geringste Aufwallung von Liebe verspürt hatte. Manche Mädchen, denen der schöne, galante und reiche Anton eine nicht zu verachtende Ehestandsprise schien, hatten nicht ermangelt, durch reizende und erwärmende Mittel mancher Art die Eisrinde von seinem Herzen wegzuthauen; keinem aber war es gelungen, als Karolinen, die es allmählig ganz zusammenschmelzte und ihr Bild tief eingedruckt darinnen zurücklies. Sie selbst ahndete nichts davon und Anton, der ihre ganze Vortrefflichkeit kannte, zu sich selbst aber nicht das mindeste Zutrauen hatte, wagte blos den stillen Wunsch nach ihrer Gegenliebe, ohne ihn je nur auf entfernte Art

laut werden zu lassen. Mit sich selbst im Widerspruche nährte er bald die Hoffnung, sie einst zu besitzen, bald entsagte er ihr wieder im Gefühle seiner Unwürdigkeit. Als er Karln bey ihrem Vater einführte und sie allein mit ihm freundschaftlich theilnehmend ihn fragte, ob er nicht bald ein Weibchen heimführen würde, war er wirklich so kühn den Gedanken, ihr seine Liebe zu entdecken, zu denken, allein Furcht, sie zu beleidigen und auch ihre Freundschaft zu verscherzen, machte, daß er ihn ganz unterdrückte. Erröthend und verlegen stammelte er, noch habe er keins gefunden, und die Frage, ob er vielleicht noch nicht gesucht habe, ließ er ganz unbeantwortet. Zwar machte er nachher seiner Furchtsamkeit nicht die schmeichelhaftesten Komplimente, aber die Gelegenheit war vorüber und er immer noch unschlüssig, ob er wieder nach Felsenburg reisen und eine neue suchen, oder in einem zierlichen Sendschreiben, welches nicht erröthet und stammelt, Karolinen sein Geständniß absiegen sollte, als Karls Brief ihm noch größere Herzensangst bereitete.

Was wird er nun anfangen? Den Einfall ihn beym Amtmann einzuführen, oder gar ihn selöst verwünschen? Mit dem Verwünschen ists nun so eine Sache, man verscheucht damit keine Fliege, geschweige denn einen Nebenbuhler. Karln seine Leidenschaft entdecken und von seiner Freundschaft Verzichtleistung auf die Geliebte erwarten, oder auch fordern? In aller Eil und Schleunigkeit eine mündliche oder schriftliche Liebeserklärung bey ihr anrücken lassen, ehe jener noch seine Worte anbringen kann? Mit ihm zugleich um Gegenliebe supplicando einkommen und ihr die schwere Wahl zwischen zwey Freunden überlassen? Den Freund bey der Geliebten verleumden, oder ihm Karolinens Tugend verdächtig machen? Lauter Hausmittel, von denen ihm aber keins einfiel.

Seine Freundschaft entschied: Er sey glücklich mit ihr, und meine Liebe bleibe ihm ein ewiges Geheimniß! Dies blieb sein fester Entschluß, so viel er ihm auch immer kostete. Er beantwortete seines Freundes Brief mit einem langen Inventarium aller liebenswürdi-

gen Eigenschaften Karolinens, mit einer genauen Schilderung jedes auch des kleinsten Zugs ihres trefflichen Karakters und schloß mit dem Wunsche, daß es ihm bald gelingen möchte, sie die Seinige zu nennen.

Waren nun Antons Wünsche und Fürbitten für seinen Freund bey der Liebesgöttin von so großem Gewichte, oder hatte sie ihn von freyen Stücken als einen jungen Mann, mit dem sie Ehre einzulegen hoffte, in Protektion genommen und bey seiner Liebeserklärung unterstützt, oder fand die schöne Karoline auch ohne der Göttin Mitwirkung den Herrn Lieutenant ihrer Gegenliebe würdig; genug sie machte ihn durch das offene Geständniß, er habe gleich beym ersten Anfange ihrer Bekanntschaft Eindruck auf ihr Herz gemacht und dieser sey zu inniger und zärtlicher Liebe herangewachsen, zum seligsten Sterblichen.

„Aber, theuerste Karoline! — fragte der beglückte Liebhaber, mistrauisch auf sein Schicksal, das ihm in der Liebe schon so man-

chen Possen gespielt hatte, etwas ängstlich — werden Ihre Aeltern in unsre Verbindung willigen? Ich fürchte immer —

Karoline. Fürchten Sie nichts, ich fürchte ja auch nichts. Meine Aeltern lieben mich, mehr als einmal haben sie mir gesagt, daß sie sich meiner Wahl nicht widersetzen wollen. Mein Vater liebt Ihren Stand, er schätzt Sie; mit meiner Mutter ist es derselbe Fall, und was der Vater will, das will sie auch. Gehen Sie zu ihm, die Mutter wird ausgegangen seyn.

Karl sog Stärke und Begeisterung von den Lippen der Geliebten zum vorhabenden großen Werke bey ihrem Vater, und gieng.

Er traf den Amtmann allein, der ihn nach seiner Gewohnheit höchstfreundschaftlich empfieng.

„Sie kommen von meiner Tochter, Herr Lieutenant?“

Karl. (Ueber dieſe Frage erſchrocken und verlegen) Ja, Herr Doktor!

Amtmann. Drum habe ich Sie nicht ins Haus hereingehen ſehen, ob ich gleich am Fenſter ſtand. Nehmen Sie Platz, ſtopfen Sie.

Karl. (Dem wieder etwas wohl wird.) Iht danke ich gehorſamſt. Verzeihen Sie nur, daß ich Sie ſo oft beläſtige.

Amtm. Worzu die Komplimente? Sie beläſtigen mich nie, Sie am allerwenigſten. Ich ſchätze und liebe Sie und ſehne mich alle Tage nach ihrem Beſuche. Mich freuts, wenns Ihnen bey mir gefällt. Doch Sie ſehen mir nicht ſo recht heiter aus. Fehlt Ihnen etwas?

Karl. (Schüchtern.) Nichts und alles.

Amtm. (Lächelnd.) Dann ſind Sie gewiß verliebt, ſonſt läg in der Antwort ein verzweifelter Widerſpruch.

Karl. (Gefaßt.) Herr Doktor! Ich liebe Ihre Tochter, ſie hat mir geſagt, ich ſey ihr nicht gleichgültig; von Ihnen und Ihrer Frau Gemahlin hängt unſer Glück ab. Dürfen wir Ihre Einwilligung hoffen?

Amtm. Wenn meine Tochte Sie zum Manne gewählt hat, ſo gebe ich Ihnen meine Einwilligung mit Freuden. (Reicht ihm die Hand.) Seyn Sie glücklich! das Mädchen iſt gut.

Karl. Dank Ihnen —

Amtm. Keinen Dank für mich. Sie ſind ein edler Mann, ich freue mich, daß Karolinens Neigung auf Sie gefallen iſt. (Steht auf und ruft zur Thür hinaus: Linchen!)

Karoline. (Tritt ſchüchtern und erröthend ein.) Was befehlen Sie, guter Vater?

Amtm. Ach, hier giebts nichts zu befehlen. Der Herr Lieutenant hat mir gesagt, daß —

Karol. (Die in seiner lächelnden Mine die Gewährung ihres Wunsches liest, umarmt ihn freudig.) O, bester Vater!

Amtm. (Scherzend.) Nun was willst du denn? Du weißt ja noch nicht, was mir der Herr Lieutenant gesagt hat.

Karol. (An seinem Halse leise) O ja, ich weis es.

Amtm. So sags doch. — (Karoline schweigt beschämt.) Siehst du, daß du nichts weißt? Er hat mir gesagt, er wolle meine beyden Füchse kaufen. Was meinst du?

Karol. (Bittend.) Vater, Sie wollen mich durch Scherz noch mehr in Verlegenheit bringen.

Amtm. Nun, wenn du's beſſer weißt, ſo brauche ich dirs nicht erſt zu ſagen. (Ernſt und feyerlich, indem er ſie Karln zuführt.) Sey glücklich mit deinem Geliebten.

Nach einer Umarmung eilten die Liebenden auf den Vater zu, Karl umarmte ihn heftig, Karoline kniete vor ihm nieder.

Amtm. (Hebt ſie auf.) Das nicht, Linchen! Darzu bin ich zu wenig und du zu viel. (Er küßt ſie.) So gehört ſichs. — Itzt geh mit deinem Geliebten auf deine Stube, du wirſt ihm, er dir vieles zu ſagen haben. Wenn das aber vorbey iſt, dann bitte ich mir Ihre Geſellſchaft wieder aus, Herr Sohn!

Karol. Nicht auch die meinige?

Amtm. Wo der Buhle iſt, bleibts Liebchen gewiß nicht weg. Itzt küſſe dich ſatt, nachher raucht er mit mir eine Pfeife und darzu ſchmecken die Küſſe nicht.

Karl. Beſter Vater, erlauben Sie noch eine Frage: Wird die Frau Doktorin —

Amtm. Einwilligen? Gewiß und gerne, wie ich. Das laſſen Sie ſich die Küſſe nicht verleiden.

Er zündete ſeine Pfeife wieder an und die Liebenden wollten Hand in Hand das Zimmer verlaſſen. In der Thür begegnete ihnen die Mutter, etwas ſchüchtern trat Karoline zurück, Karl küßte ihr die Hand.

Amtm. Du kommſt eben recht, Minchen! Es giebt hier eine groſſe Neuigkeit.

Amtmännin. Und die iſt?

Amtmann. Der Herr Lieutenant und Linchen lieben ſich, wie ein Paar Täubchen, mich freut das herzlich, und nun kommts auf dich an —

Karl. (Unterbricht ihn und faßt ſie bey der Hand.) Frau Doktorin! Ich bitte Sie —

Karoline. (Zugleich) Liebe, gute Mutter!

Amtmännin. (Beyde mit Freudenthränen umarmend.) Gott segne Euch, meine Kinder!

Amtmann. Nun geht, Kinderchen! kramt einander aus, was ihr noch auf den Herzen habt und kommt bald wieder. Aber Herr Sohn, ehe der Herr Diakonus Ihnen den Küchenzettel gemacht hat, noli tangere, es könnte sonst in honorem matrimonii auf eine kleine Pön erkannt werden.

Ein und dreyſigſtes Kapitel.

Ein Nebenbuhler.

Es würde wider alle Wahrſcheinlichkeit ſeyn, zu behaupten, Karl habe auſſer Anton keinen Nebenbuhler gehabt. Ein ſo ſchönes, ſittiges, reiches Mädchen, wie Karoline, mußte nothwendig die Augen und Wünſche vieler Männer auf ſich gezogen haben. Auch verſteht es ſich von ſelbſt, daß dieſe nicht wie Anton dachten und zu denken brauchten, da ſie ſeine Abſichten auf Karolinen bemerkten, und ſich zurückzogen. Nichts weniger, jeder ſuchte nach ſeinen Kräften ihn, auf der Bahn, deren Ziel Karoline mit allen ihren

geistigen, leiblichen und goldnen Reizen war, auszustechen: als er aber demungeachtet allen den Vorsprung abgewonnen und den Preis erhascht hatte, so machten sie verdrüßlich und nach Verschiedenheit ihrer Charaktere auch neidisch Halt und lenkten um, die Zeit nicht unthätig zu verlieren, die sie im Wettrennen nach einer andern Krone, wenn sie auch nicht von so ganz reinem gediegnen Golde war, besser anwenden konnten. Nur einer ließ sich nicht abschrecken, sondern humpelte voll Selbstvertrauen dem glücklichen Karl nach und hoffte, ihm den Preis aus den Händen zu winden.

Herr Anel wars, ein junger Advokat, der in der Residenz sein Wesen trieb. Sein Skelet war lang, das Wort Person konnte man von ihm nicht füglich brauchen, da es eine menschliche aus Knochen und Fleische bestehende Figur anzeigt, Herr Anel aber nur noch die erstern hatte, die von der Haut vor dem Auseinanderfallen gesichert wurden. Ehedem hatte er freylich auch fleischige Theile an sich getragen, aber auf drey Akademien, die er Studirens we-

gen mehrere Jahre hindurch genoſſen hatte, war immer einer nach dem andern durch Ausdünſtung verloren gegangen, ſo daß eine vierte ihn wahrſcheinlich auch noch um Herz, Lunge, Magen und Gekröſe gebracht haben würde, die ſchon einen merklichen Abgang erlitten haben mußten, eine Vermuthung, wozu ſeine Enthaltſamkeit in Speiſen und Getränke berechtigte. Er aß wenig und lauter Krankenkoſt, denn ſein zarter Leichnam vertrug faſt nichts mehr; er trank ſelten Wein, Kaffee gar nicht, der Wallungen wegen, die ſolche ſchon an ſich ſchädliche Getränke, wie er ſie nannte, ihm im Blute machten. Trotz aller Liebe zu ſeinem Knochengerüſte bemerkte er doch, daß Fleiſch und Muskeln nicht zu verachtende Dinge wären, weil ſie von Damen, die er leidenſchaftlich liebte, und in deren Dienſte er auf Univerſitäten den größten Theil ſeiner weiland fleiſchigen Subſtanz ausgedünſtet hatte, bey der Wahl ihrer Liebhaber berückſichtigt würden. Die Mängel zu erfüllen und die ſpitzigen Winkel ſeiner dürren Maſchine weniger hervorragend zu ma-

chen, behieng er ſie mit einer reichlichen Garderobe. Die äuſſern Decken ſeiner Menſchheit waren prächtig, vom neueſten Geſchmacke. Ob aber eine Mode mit ſeinem Körper in Verhältniſſe ſtünde, war ſeine Sorge nicht, konnte ihm der Schneider nur die Verſicherung geben, ſie ſey die neueſte, kein Graf trage noch ſo ein Kleid; ſo bedachte er ſich keinen Augenblick, ſondern beſchwur ihn, in möglichſt kurzer Zeit ihm eins zu liefern; er gieng als Engländer, als Franzos, und fand ſich in jeder Tracht zwiſchen zwey groſſen Spiegeln bezaubernd, wenn gleich andre behaupteten, Kleid, Hut und was er an ſich trüge, ſtünd ihm wie geborgt. Das Haar war der geplagteſte Theil an ihm: heute flatterte es in fliegenden gepuderten Locken, worauf er ganze Rudel von Liebesgöttern erblickte, ihm um die Ohren, der langgebundne Zopf zielte vom Kragen herab; morgen ward dieſer mit einem glänzenden Kamme am Scheitel angeklammert, jene machte die unbarmherzige Scheere von Grunde weg und den vertriebnen Liebesgöttern ward wie Papageyen in den vergol-

beten groſſen Ohrringen ein Sitz angewiesen, wo ſie nach Belieben ſich ſchaukeln konnten. Mit ſolchen Kleider- und Haartalenten versehen traute ſich Anel ſchon zu, zwey Drittel des ſchönen Geſchlechts zu erobern, das dritte machte ſein Geiſt zu Gefangnen. Er war witzig, denn er las jedes Taſchenbuch und jeden Almenach. Die Kunſt zu unterhalten verſtand er vollkommen, denn er wußte genau, um welche Zeit dieſe oder jene Gräfin, Baroneſſe, oder auch allenfalls Hofräthin aufgeſtanden, wo ſie geſtern geweſen war, was für ein Kleid, für Handſchuhe ſie getragen hatte; er kannte die Theilnehmer jedes Balls, und vorzüglich groß war ſeine Kenntniß aller adelichen Geſchlechter in auf- und abſteigender und Seitenlinie. Der Adel beſaß ſeine ganze Gewogenheit. Mit einer adelichen Dame oder einem Fräulein nur drey Worte zu ſprechen, lief er von einem Ende der Stadt zum andern. Für ein Adelsdiplom (verſteht ſich mit gehörigen Einkünften) hätte er einen guten Theil ſeiner Backenknochen willig hingegeben, wobey er übrigens doppelt gewon-

nen haben würde. Seine Unterhaltung war süß, wie der Dunstkreis, den Haar und Kleider um ihn verbreiteten und die Bonbons, die er stets bey sich trug, die von ihm bezaubert in schmachtender Liebe hinsinkenden Damen zu erquicken. Die Sprache des feinen Umgangs hatte er ganz in seiner Gewalt, aber nur die französische hatte in seinen Augen Werth, weil sie in adelichen Häusern gesprochen und gerabebrecht wurde. Der italiänischen verstattete er noch in sofern einen Platz in der Welt, als sie für den Gesang taugte, wie er gehört hatte. Deutsch sprach er nie allein, er gab es allemal nur als Allerley mit Französisch vermischt. Wenn zum Beyspiele andre Langeweile hatten, ennüyirte er sich, wenn Deutsche wenig Vergnügen fanden, divertirte er sich mauvaisement; nie freute er sich, sondern war charmirt. Er schnarrte, lispelte übrigens, wie es eben Mode war.

So ausgerüstet hatte Anel schon seit einigen Jahren seine Züge auf Eroberungen im Lande der Liebe begonnen. Fest ent-

ſchloſſen, ſeine Junggeſellenfreyheit gegen die Feſſeln des Eheſtandes umzutauſchen, ſah er ſich nach einer Grazie um, die des Beſitzes ſeiner Kleider nebſt Knochenpertinenzien und des Genuſſes ſeiner Süßigkeiten würdig, ihn zu feſſeln im Stande wäre. Aber es war ihm auch nicht gleich, was für eine Art von Feſſeln ihn hielten. Die Roſenbande, mit welchen Hymen gewöhnlich ſeine Geweihten umſchlingt, waren durchaus nicht für ihn, einmal, weil Roſen bald welken, zweytens, weil der Duft ſo vieler Roſen ſchwachen Nerven ſchädlich iſt. Goldne Ketten wünſchte er zu tragen, dieſe haben immer Werth und man kann in ſchweren Zeiten ſich daran halten. Schwere Zeiten waren auch ſchon bey ihm eingetreten, denn ſeinen väterlichen Nachlaß hatten Univerſitäten, Schneider, Friſeur und andre erſchöpft, die mit dem Abtragen, Ausbeſſern und Verappen ſeines Körpergebäus zu thun gehabt hatten.

Seinen erſten Zug that er in der Reſidenz, aber der Geſchmack der Wittwen

und Mädchen war leider! so verdorben, daß Anel auch nicht einer gefiel. Nun machte er die Runde in der Viermeile herum, aber da fand er vollends lauter Barbarey. In immer weitern Kreisen durchzog er das Land, besuchte alle Bälle und Maskeraden, fand manchen seiner Liebe würdigen Gegenstand und schmachtete, seufzte und stöhnte doch vergebens.

So kam er endlich auch nach Felsenburg. Er hatte vom reichen Amtmanne und seiner schönen heyrathsfähigen Tochter gehört und sich sogleich bey seinem Herzensfreunde, dem dasigen Accisinspektor, genau erkundigt, ob das Mädchen einer Verbindung mit ihm würdig sey. Auf bejahende Antwort rückte er mit einer prächtigen Garderobe ein, ließ sich beym Amtmanne einführen und gab allen Liebesgöttern Befehl, Karolinen von allen Seiten zu beschießen. In wenig Tagen hoffte er sie besiegt zu haben: denn wie vermag ein Mädchen in einer Landstadt den Angriffen eines galanten Herrn aus der Residenz zu widerstehen?

Aber er irrte sich gewaltig. Auch ohne die schönen Formen der jungen blühenden Husarenoffiziers, die Karoline täglich sah, war ein Gespenst, wie er, keines Eindrucks auf sie fähig. Desto mehr aber machte sie auf ihn. Das Feuer ihrer Augen, der heiße Wunsch, so ein goldnes Mädchen zu besitzen, trockneten sein Herz aus, wie es im Sommer dürre wird. Kein Baum fällt auf den ersten Hieb, dachte er, und reiste ab von der süßen Hoffnung begleitet, das Mädchen würde, ennuyirt von den trocknen Unterhaltungen der rohen Felsenburger, die sogar Tabak rauchten, bald seine Rückkehr mit Sehnsucht entgegen sehen.

Auf seines Freundes Hiobspost, daß der neugebackne Regimentsquartiermeister Karolinens begünstigter Liebhaber zu seyn scheine, eilte er, ihm seine Beute zu entreißen. Schon kannte er ihn von Person. Anel, der seine Figur täglich überall hausiren trug, hatte nothwendig in der Residenz, wo Karl einige Wochen verweilt hatte, auf ihn stoßen müssen. Der Narr ist wieder da, er will dem Lieute-

nant seine Geliebte kapern, sagte man, und lachte ihn aus; Karoline lachte mit. Er stellte sich ihr vor in einem prächtigen Gewande nach neuster Mode, nun konnte sie nach seiner Meinung nicht widerstehen; doch widerstand sie, bemerkte ihn kaum, und da er sich an sie drängte und in verhunzten Französisch ihr Schmeicheleyen sagte, sprach sie einige Minuten in gutem Deutsch mit ihm vom Wetter. Voll Depit und Chagrin, denn Aerger und Verdruß waren ihm zu deutsch, eilte er nach Hause, sich zu einem Hauptsturme zu rüsten, der bey der ersten Unterredung mit ihr unter vier Augen vor sich gehen sollte.

Zwey und dreyſigſtes Kapitel.

Anel ſtürmt und wird zurückgetrieben. — Eine alte Bekannte.

Das Glück ſchien Anein durch die Entfernung ſeines Nebenbuhlers begünſtigen zu wollen; dem Oberſten kam jählings die Luſt an, etliche Tage in der Reſidenz zuzubringen; er bat Karln um ſeine Geſellſchaft, und dieſer willigte ein.

Anel erfuhrs kaum, als er das beſte Zeug auflegte, ſich mit köſtlichen Salben beſtrich und lieblich duftend wie ein kühler Sommerabend zu Karolinen ſchwebte. Er fand ſie allein. Nach den gewöhnlichen faden Ein-

gangskomplimenten lenkte er das Gespräch auf Karin, dessen Abwesenheit er nicht zu wissen schien. Karoline selbst erwähnte sie.

„Gewiß ist er wieder in der Residenz? — fragte er lächelnd — Ja, die hat viel Anziehendes für ihn.“

Karoline. Das weiß ich weiter nicht. Er thats dem Obersten zu Gefallen.

Anel. Auch wohl der Madam Dujambon, dieser machte er die Cour sehr fleißig.

Karol. So? Wer ist sie denn?

Anel. Die Frau eines Marchand de Bijouteries. Ein schönes Weib, seit sie in der Residenz ist, hat sie fast allen andern Dames die Amis entzogen.

Karol. Sie sind doch auch unter dieser Zahl?

Anel. Fi donc! Mon Dieu! Wer die göttliche Karoline Ellrich nur auf einen Blick gesehen hat —

Karol. (Verdrüßlich.) Herr Advocat, solche Schmeicheleyen liebe ich durchaus nicht.

Anel. Nein, himmlisches Mädchen! Ich kann dem Drange meiner Gefühle nicht länger widerstehen. Ich muß Ihnen gestehen, daß ich Sie liebe, daß ich Sie anbete. O, sagen Sie, ich beschwöre Sie, daß Sie mich lieben —

Karol. Nein; ich sagte da eine Lüge. Auch muß ich Sie bitten, Herr Advocat, mich zu verschonen. Vielleicht wissen Sie noch nicht, daß ich des Regimentsquartiermeisters Verlobte bin. Sie verzeihen also gütigst, wenn ich Sie verlasse.

Sie stand auf und Anel zog, mit einem neuen Korbe bepackt und über sein

Desastre und Malheur enragirt seine Straße.

Karl kam zurück. „Befand sich dein Liebchen recht wohl?“ — fragte ihn Karoline scherzend.

Karl. Mein Liebchen?

Karoline. Ja ja, dein Liebchen, Madam Dujambon. (Lächelnd.) Erschrick nur nicht, daß ich es weis; die Eifersucht plagt mich nicht, aber die Neugierde, und die kannst du mir nicht verdenken; der Vater spricht, wir wären darzu privilegirt.

Itzt stotterte sie ihm von Anels Liebeserklärung und seiner vorausgeschickten Kriegslist Bericht ab, dann bat sie um Befriedigung ihrer Neugierde.

„Erinnerst du dich noch aus meiner Geschichte — fieng er an — an Julie Velenki? Diese ists; der Zufall brachte mich zu ihr. Ein Paar Sperren und an-

dre Kleinigkeiten zu kaufen gieng ich in ein Gewölbe, ich ſuchte aus und handelte mit dem Diener. Auf einmal trat Julie herein, kündigte ſich mir auf italiäniſch als die Frau des eben abweſenden Kaufmanns an und nöthigte mich in die anſtoßende Schreibſtube. Ich folgte ihr. Dort bat ſie mich um Schonung ihrer Ehre durch Verſchweigung unſerer ehemaligen Verhältniſſe und des Vorfalls, der mich von ihr trennte. Ich verſprachs ihr heilig, und ſie erzählte mir ſodann kürzlich, ſie habe während ihres Aufenthalts in einem Bade mit ihrer Verwandtin, auf deren Gut ſie ihr Vater damals verwies, ihren Mann kennen gelernt. Nach einer kurzen Bekanntſchaft ſey er mit einer feyerlichen Liebeserklärung hervorgetreten und ſie habe nicht lange gezögert ihm ihre Hand zu geben. Nun kam er ſelbſt, ein ſchöner, artiger Mann. Julie ſtellte mich ihm als einen Freund und ehemaligen Schüler ihres Vaters vor. Ich mußte mit ihm frühſtücken und verſprechen, ihn öfters zu beſuchen. Einigemal war ich bey ihm und hatte da

auch das Glück, Aneis Bekanntschaft zu machen, der, wie ein Zeitungsträger, von Hause zu Hause rennt. — Nun kennst du mein Liebchen.“

Das Gespräch schloß sich mit einer Umarmung.

Drey und dreyſigſtes Kapitel.

Herr Mundungus tritt auf und richtet Zerſtörung an.

„Guten Abend, Linchen!“ ſchallte eine Karln unbekannte Stimme; die Umarmung wurde geſtört und Karoline flog mit einem freudigen „Ach, Herr Mundungus!“ einem in Reiſekleidern hereintretenden alten Herrn an den Hals.

„Nun Linchen, ich freue mich, daß ich dich wiederſehe. Was machſt du denn? (Zu Karln) den er eben erſt gewahr wird) Verzeihen Sie gütigſt, daß ich Ihre Unterhaltung ſtörte; du auch, gutes Linchen!“

Karoline. Ach, hier ist nichts zu verzeihen. Nicht wahr, mein Karl? Ja, Sie wundern Sich? (Lächelnd) indem sie Karln zu ihm führt.) Der Lieutenant und Regimentsquartiermeister Raphahn, mein Bräutigam. (Zu Karln.) Der Herr Advocat Mundungus, meiner Aeltern und mein Freund.

Karl that eben den Mund auf, um sich, wie recht und billig, über die Ehre u. s. w. zu freuen, Mundungus ließ ihn nicht zum Worte kommen. Er ergriff seine und Karolinens Hand, drückte und schüttelte sie ziemlich fühlbar und rief: „Seyn Sie glücklich! — Herr Lieutenant, Sie bekommen ein braves Weib. — Linchen, Sie brauchen nicht roth zu werden, ich bin zu alt, Ihnen Schmeicheleyen zu sagen.“

Karol. Sie? Ihnen? Bin ich des vertraulichen Du nicht mehr werth?

Mundungus. Das ist nun ein andres Korn. Sie sind Braut und wer-

den bald Frau Lieutenantin. Man würde sagen, ich sey ein Hauptstäz.

Karl. (Bittend.) Herr Advocat, entziehen Sie meiner Karoline Ihre schätzbare Freundschaft nicht.

Mundungus. Ey das kann ich nie, das werde ich nie; aber Du kann ich sie doch nicht mehr nennen. Bisher giengs für einen alten Knaben, wie ich bin, noch so über und böse an, aber —

Karl. Es geht immer an. Du ist die Sprache der Herzlichkeit, ich bitte Sie, ändern Sie diese nicht.

Karoline. Sie schlugen mir von Kindheit auf keine Bitte ab, soll diese die erste seyn?

Mundung. So bleibts beym Alten, und das ist mir desto lieber, denn ich würde mich so neun und neunzigmal versprochen haben. Nochmals: Seyd glücklich,

meine Lieben, (er umarmt beyde) und nun kommt zum Vater und zur Mutter, die will ich überraschen, da wirds Freude geben!

Dies scheint eigentlich von Herrn Mundungus viel behauptet, wenigstens hätte ers nicht sagen sollen, wenn ers auch dachte. Aber er pflegte im Hause des Amtmanns alles so zu sagen, wie ers dachte, und die Gesinnungen seines Freundes und seiner Gattin gegen sich kannte er zu gut, als daß er ihre Freude über seine unerwartete Ankunft nicht hätte voraussehen sollen. Auch bewies die Art, wie ihn Karoline aufnahm, schon hinlänglich, daß er in diesem Hause viel gelten und der willkommenste Gast seyn mochte.

Mundungus, ein ehrlicher, gerader, aufgeweckter Mann von sechzig Jahren, lebte als praktizirender Advocat in Felsenburg. Seine Freundschaft mit dem Amtmanne war alt und innig. Er war sein Lehrer in der Jugend, sein Repetent auf der Univerſität gewesen, hatte an allen sei-

nenk Schicksalen immer den wärmsten und thätigsten Antheil genommen, ihn aus manchen Verlegenheiten gezogen, worein er durch jugendliche Unbesonnenheit gerathen war, und hatte mit einem Worte sich so sehr um ihn verdient gemacht, daß der Amtmann behauptete, er habe ihm alles zu verdanken und in dieser Ueberzeugung seiner Dankbarkeit gegen ihn keine Grenzen setzte.

Er lebte unverheurathet. Ein alter treuer Bedienter führte seit mehrern Jahren seine Junggesellenwirthschaft, das heist, er kochte ihm den Kaffee, holte das Essen aus dem Gasthofe, wenn er nicht beym Amtmanne aß, führte die Aufsicht über seine Garderobe, womit sich der Herr nicht abzugeben pflegte, und fütterte seinen Zeisig; die übrigen häuslichen Arbeiten verrichtete die Magd seines Wirths. Oft baten ihn der Amtmann und seine Familie dringend, bey ihnen zu wohnen, zu essen und so sich aller Sorge zu entledigen; allein dawider protestirte er allemal ernstlich, nicht aus Eigensinn, oder um seinen Freunden nicht verbindlich

zu werden, sondern weil er einmal so sehr an seine Wohnung, Wirthsleute, und überhaupt an sein ewiges Studentenleben, wie ers nannte, gewohnt war. Ich bin alle Tage bey Euch, setzte er hinzu; wenn ich etwas zu besorgen habe, was nur Frauenzimmer besorgen können, so bitte ich Sie darum, Minchen, oder dich, Linchen, und es wird gemacht. Werde ich einmal recht krank, dann lasse ich mich zu Euch schaffen, daß Ihr mich warten und pflegen könnt, weil ihr es wollt; und wenn ich todt bin, ists Wiederfortschaffen Eure Sorge.

Eine weite Geschäftsreise hatte ihn lange von Felsenburg entfernt, sehnlich hatte der Amtmann auf seine Rückkehr gewartet, und der ehrliche Alte hatte sich daher in seiner Hoffnung, Freude anzurichten, nicht betrogen. Wetteifernd umarmten ihn der Amtmann und seine Frau, Karoline fieng von neuem an, ihn zu liebkosen; eins sorgte für seine Bequemlichkeit, das andre für seinen Gaumen und Magen. Er legte ganz bedächtig seine Reisekleider ab, setzte

sich in einen Lehnstuhl, den er nach seinem Ausdrucke gelöst hatte, nahm die angezündete Pfeife, die ihm der Amtmann reichte, sah die ganze Familie einige Sekunden stillschweigend an und sagte dann gerührt: „Gott Lob! wieder ein Wunsch erfüllt.“

Amtmann. Welcher, lieber Mundungus?

Mundung. Daß Linchen einen braven Mann bekommt, denn der muß er seyn, sonst hätteſt du sie ihm nicht gegeben. Auch sieht er ganz so aus, wie ein ehrlicher Mann aussehen muß.

Karl. Ich danke Ihnen für das gute Urtheil von mir. Ich hoffe Ihnen zu beweisen, daß Sie nicht geirrt haben.

Mundung. Ey, was ist da zu danken? Sie müssen mirs nur nicht übel nehmen, daß ich in Ihrer Gegenwart von Ihnen rede. In diesem Hause sage ich alles gerade heraus, und Sie gehören ja

auch darzu. Wie alt sind Sie denn, wenn ich fragen darf?

Karl. Gegen fünf und zwanzig Jahr.

Mundung. Schön. Da kannst du zu Enkelchen kommen, lieber Ellrich, und Sie Mütterchen. Die betrachte ich dann als meine Quanenkelchen, so wie Linchen als meine Quatochter — Sie machens recht Herr Lieutenant, daß sie zeitig heyrathen: Jung gefreyt hat niemanden gereut. — Es muß doch ein herrliches Leben im Ehestande seyn.

Karl. Und Sie heyratheten nicht?

Mundung. In der Jugend hinderte mich meine Impotenz, dann wars zu spät.

Karl. (Verwundert.) Was? (Der Amtmann und seine Frau lachen.)

Mundung. Meine Impotenz. Darunter verstehe ich den Mangel an hinlänglichen Einkünften, denn wer eine Frau neh-

men will, muß sie cum omni causa et accessione, das heißt, mit Kindern, Mägden und dergleichen ernähren können. Hat er nicht so viel, so ist er ein Schuft, der nicht allein sich, sondern auch andre unschuldige Geschöpfe ins Elend stürzt. Habe ich da nicht Recht?

Karl. Völlig.

Mundung. Nun sehen Sie, in dem Falle war ich. Zehnmal hatte ich mich gar ernstlich verliebt, aber dabey mußte es auch bleiben. Mit der Zeit verbesserten sich zwar meine Finanzen, aber nun gehörte ich schon unter die Alten, die besser thun, wenn sie Zeitungen lesen und Solo spielen, als wenn sie heyrathen. — Aber sie thun mir wohl auch den Gefallen, Herr Lieutenant, und machen mich etwas näher mit Ihnen bekannt, noch weis ich blos Ihren Namen.

Karl. Und auch den nicht ganz, ich habe deren zwey, Raphahn war der Name meines Adoptivvaters, vorher hieß ich Zeidler, nach meinem angeblichen Vater.

Mundungus. Zeidler? angeblicher Vater?

Karl. Ich schäme mich nicht Ihnen zu gestehen, daß ich unehelicher Geburt bin. Wer mein wirklicher Vater gewesen ist, habe ich von meiner Mutter nicht erfahren.

Er erzählte nun seinen ganzen Lebenslauf. Bey der Geschichte seiner Kindheit mußte er sich am längsten aufhalten, Mundungus unterbrach ihn oft mit Fragen, seine Miene ward bey ihrer Beantwortung immer finstrer und am Ende schien er gar nicht mehr zuzuhören. Die Anwesenden wunderten sich theils über die ihm ganz ungewöhnliche Neugierde, theils über die Veränderung seiner Laune.

„Was fehlt dir, lieber Mundungus?“ fragte der Amtmann, und die nämliche Frage wiederholten die Uebrigen.

Mundung. Nichts. Es fiel mir blos ein sehr verdrießlicher Handel ein, den

ich dir hernach erzählen werde, denn heute schlafe ich hier, ich bin zum Nachhausegehen zu faul.

Karl. Aber meine Geschichte scheint unangenehmen Eindruck auf Sie gemacht zu haben, lieber Herr Advocat. Ihre häßigen Fragen —

Mundung. Geschehen aus Neugierde, aus bloßer Neugierde. Ich bin nun einmal so, wenn ich etwas wissen soll, so muß ichs recht wissen. Fragen Sie nur meinen Ullrich. — Itzt seyn Sie so gütig fortzufahren.

Karl unterhielt die kleine Gesellschaft während und nach der Abendmahlzeit mit seiner Geschichte und so rückte die Stunde des Schlafengehens heran. Er empfahl sich, Mundungus begleitete ihn, fragte noch auf der Treppe nach dem Namen seiner Mutter und ihren Verhältnissen, und gieng zum Ammanne zurück.

„Nun will ich noch eine Pfeife rauchen und dir mein ärgerliches Geschäft erzählen, damit du mir rathen kannst.“ Mit diesen Worten nahm er wieder Besitz vom Lehnstuhle, die Amtmännin und Karoline gienaen schlafen und der Amtmann sah ihn erwartungsvoll an.

Amtm. Itzt sind wir allein, das wünschtest du doch, Freund. Nun sage mir, was du auf dem Herzen hast. Etwas Wichtiges und Unerfreuliches muß es seyn, denn bey Kleinigkeiten siehst du nicht so finster aus. Sicher betrifft es mich.

Mundung. Ich weiß nicht soll ich dir Glück wünschen, oder dich bedauern. Doch du bist ein Mann. Höre, der Lieutenant ist dein Sohn.

Amtm. Mein Sohn?

Mundung. Ja, so wahr ich Mundungus heiße Höre weiter. Als du mir in Freystadt die Ausgleichung deiner Geschich-

te mit Christelchen auftrugst, suchte ich zu erfahren, auf wessen Namen das Kind getauft wurde. Man nannte es Karl Zeidler, der Vater mußte ein fremder Handelsmann seyn. Der Name deines Kindes und des Lieutenants sind also einer und derselbe, und das ist Nummer eins. Hättest du dir seine Jugendgeschichte erzählen lassen, wie ich, so wäre dirs gewiß von selbst aufgefallen. Nummer zwey: Deine Aufwärterin hieß Christiane Pfröpfer, des Lieutenants Mutter hieß auch so. Nummer drey: Jener Vater war ein Töpfer im Städchen Eisfeld, dieser war das nämliche ebendaselbst. Das alles sagte ich ihm zu seinem nicht geringen Erstaunen noch auf der Treppe ab, weil ichs in Eurer Gegenwart nicht für rathsam hielt. Nummer vier: Du warst bey deiner ersten Paternität ein und zwanzig Jahre alt, zieh diese von sechs und vierzig ab, so bleiben fünf und zwanzig Rest, gerade die Anzahl der Jahre des Lieutenants. Daß wir von Christelchen und deinem Kinde nichts wieder erfuhren, klärt sich nun durch ihre Heyrath mit dem Unteroffizier und dem, was darauf folgte, auf.

Amtm. Ja, er iſts. Dank dir, Freund, daß du mir ihn entdecktest. Ich will ihn öffentlich dafür anerkennen.

Mundung. Recht ſo. Das konnte ich auch von dir erwarten. Aber das gute Paar dauert mich. Ihre Trennung wird viel Thränen koſten, doch hilft das nichts, morgen müſſen Sie ihre Verwandſchaft erfahren.

Die beyden Freunde giengen nun über die Art und Weiſe zu Rathe, wie ſie den Liebenden das Geheimniß am beſten beybringen wollten, und legten ſich dann beſondrer Empfindungen voll, ſchlafen.

Am folgenden Morgen entdeckte der Amtmann ſeiner Wilhelmine, daß Karl ſein Sohn ſey. Eine ſolche Ueberraſchung gleich zum Frühſtücke würde in der Regel wohl jeder Gattin nicht ſehr willkommen geweſen ſeyn, beſonders aus dem Munde ihres Herrn Gemahls ſelbſt; allein auf die Amtmännin machte ſie nicht den mindeſten

widrigen Eindruck. Nicht als ob sie unter die Art von billig denkenden Weibern gehört hätte, die ihren Männern alle Schleichwege verzeihen, weil sie vermuthen, sie möchten vielleicht einmal selbst gleicher Nachsicht bedürfen; nein, sondern weil ihr diese Entdeckung nicht unerwartet kam. Auf den Rath seines Mundungus hatte der Amtmann Wilhelminen noch vor seiner Verbindung mit ihr sein Abentheuer mit Chriſtelchen nebſt seiner Vaterſchaft offenherzig geſtanden, seinen Entſchluß, den Knaben, wenn er ihn jemals wiederfinden ſollte, für seinen Sohn anzuerkennen, mitgetheilt, und es dann ihr überlaſſen, ob ſie ihm unter dieſen Umſtänden ihre Hand geben wollte. Hätte ſie ihn auch weniger geliebt, ſo würde dieſe Offenherzigkeit ſie nun ſo mehr beſtimmt haben, ihn zum Gatten zu wählen. Sie gab ihm ihr Wort, daß ſie ſeinen Sohn, wenn er einſt zum Vorſcheine käme, als den ihrigen lieben würde und bewies itzt, daß es ihr mit dem Verſprechen Ernſt geweſen war „Dein Sohn iſt deiner würdig — ſprach ſie — ſey ganz ſein Vater,

ich will ganz seine Mutter seyn, mit Karolinen soll er gleiche Rechte haben. Aber wer soll den armen Liebenden dieses Geheimniß entdecken? Ich kanns nicht. Wirst du es im Stande seyn?“

Amtm. Unser Mundungus hat es übernommen, eben ist er bey Karln.

Mundungus war wirklich bey ihm. „Herr Lieutenant — fieng er nach dem Morgengruße an — mein früher Besuch setzt Sie in Verwunderung, ich sehe es, aber es kann nichts helfen. Werfen Sie keinen Haß auf einen alten Mann, der gleich bey der ersten Bekanntschaft Ihnen einen Theil Ihres Glücks raubt. Sie erzählten mir gestern Ihre Lebensgeschichte, ich that manche Frage an Sie, Sie sahen den Eindruck, den sie auf mich machte. Noch ehe Sie von uns gingen, kannte ich Sie.

Karl. Sie kannten mich? Was soll das?

Mundung. Als Mann durch Unglück geprüft und abgehärtet, als Philosoph, fassen Sie sich. Sie sind des Amtmanns Sohn.

Karl. (Blaß und zitternd.) Des Amtmanns Sohn? Ich?

Mundung. So wahr ich lebe! Karoline, Ihre Schwester. (Drückt ihm die Hand.) Ich bedaure Ihren Verlust auf der einen Seite, und wünsche Ihnen Glück auf der andern zur Entdeckung Ihres trefflichen Vaters.

Ihr enthüllte er ihm das ganze Geheimniß, löste jeden Zweifel, den er ihm entgegensetzte, verlies ihn mit den Worten: „Kommen Sie bald zu Ihrem Vater, der Sie sehnlich erwartet!“ und gieng, mit Schmerz und Freude kämpfend, zu Karolinen, ihr den Tausch des Geliebten gegen den Bruder anzukündigen.

„Gut, daß Sie kommen, mein Freund, mein zweyter Vater! — redete sie ihn

beym Eintritte in ihre Stube an. — In unserm Hause ist ein Unglück vorgefallen, o, sagen Sie mir, was ists?“

Mundung. Woraus schließest du denn das, liebes Linchen?

Karol. Die Mutter ist traurig. Auf meine Frage, was ihr fehle, umarmte sie mich weinend und gab zur Antwort: Du wirst es schon erfahren. Auch Ihre Miene weissagt nichts Gutes.

Mundung Gutes Kind! Es geht dem Menschen selten ganz nach Wunsche. Auch du wirst dies noch manchmal erfahren.

Karol. Um Gottes willen! Liebster, bester Herr Mundungus! Was ist das? Sie wollen mich auf etwas vorbereiten.

Mundung. Ja, wenn du willst, aber es würde doch nichts nützen. Also kurz, ich habe dir etwas Unangenehmes zu sagen, es betrifft ein Hinderniß deiner Ver-

bindung mit Karin. Dieſer hat ſeinen Vater wiedergefunden.

Karol. Seinen Vater? Wer iſt er? Was ſchadet das unſrer Verbindung?

Mundung. Die letzte Frage beantworte ich zuerſt. Er kann ſeine Einwilligung nicht geben.

Karol. Er kann nicht? Brauchen wir ſie?

Mundung. Wieder zwey Fragen auf einmal. Hätteſt du dich ohne deiner Aeltern Genehmigung mit Karin verbunden?

Karol. Nein. Aber warum kann er nicht? Iſt er zu vornehm?

Mundung. Setze den Fall, er wärs.

Karol. Aber wenn ers nicht iſt, worzu erſt den Fall ſetzen? Kennt er mich? Hat er eine üble Meinung von mir?

Mundung. Die beste, aber er, kann, er darf nicht einwilligen.

Karol. Wer ist er denn? Ich bitte Sie um alles in der Welt, sagen Sie mirs?

Mundung. Gleich, aber wenn du nun hernach einsiehst, daß er nicht kann, wirst du Karin entsagen? Dich beruhigen?

Karol. Entsagen? — Sie foltern mich. Liebster Herr Mundungus, sagen Sie, wer ist sein Vater?

Mundung. Der Deinige, Karl ist deines Vaters Sohn, dein Bruder.

Karoline, einer Ohnmacht nahe, sank aufs Sofa. Als Mundungus sie wieder zu sich gebracht hatte, erklärte er ihr ihre Verwandtschaft. Ein Strom von Thränen stürzte ihr aus den Augen „So verliere ich ihn doch nicht ganz, — sprach sie — darf ihn als Bruder lieben.“

Mundung. (Selbst zu Thränen gerührt.) Das darfst du, gutes Linchen, auch verdient ers. Jtzt geh mit mir zu deinen Aeltern, dein Bruder wird bey ihnen seyn.

Karol. Weis er, was ich ihm nun bin?

Mundung. Ich habe es ihm gesagt, daß er dich als Schwester lieben darf. Komm.

Sie giengen und fanden Karln in den Umarmungen seiner Aeltern. Karoline fiel ihm um den Hals. Bruder! Schwester! seufzten beyde, versprachen, sich als Geschwister zu lieben und den Gedanken an ihr bisheriges Verhältniß zu unterdrücken. Der Amtmann machte sogleich Anstalt, Karln vom Fürsten legitimiren und für erbfähig erklären zu lassen. Aus allen Kräften widersetzte sich Karl dem andern Punkte, weil er selbst reich wäre und seiner geliebten Schwester durchaus nichts entziehen könnte und wollte. Vergebens; der Amtmann und seine Gattin be-

harrten auf ihrem Willen, Karoline bat dringend und Mundungus gab durch die Versicherung, daß der Vater seit seiner Geburt diese Absicht gehabt hätte, der Sache den Ausschlag. Der Fürst bewilligte das Gesuch und Karl verwechselte nunmehr den Namen Zeidler mit Ellrich, behielt aber aus Dankbarkeit gegen seine gütigen Adoptivältern, den Schulmeister und seine Frau, stets den Namen Muphahn bey.

Vier und dreyßigſtes Kapitel.

Ein direkter und ein indirekter Liebesbrief. — Eine Heyrath.

Umſtände verändern die Sache, dachte Anton bey der Nachricht von Karls veränderter Lage, und hielt die Entſagung nun nicht mehr für nöthig. Eben ſo dachte Anel auch und ſuchte den erhaltnen Korb wieder in der Geberin Hände zu ſpielen und dafür ihr Herzchen einzutauſchen. Auf Flügeln der Liebe eilte er nach Felſenburg zu ſeinem Ami, der nicht wenig erſtaunte, ihn ſeines Orts zu ſehen, und ihn an den ſchon erhaltenen Repuls erinnerte.

„Das war etwas ganz anders — entgegnete Anel — damals, als sie mich refüsirte, hatte sie sich in die Husarenuniform verliebt.“

Accisinspektor. Blos in die Uniform? Nicht auch in den Mann selbst?

Anel. Du glaubst nicht, was Kleider für Eindruck auf Mädchen machen. Ein schön gekleideter Mann ist seines Siegs allemal gewiß.

Accisinsp. Nun so bist du entweder nie schön gekleidet gewesen, oder behauptest eine Unwahrheit.

Anel. Nichts weniger, Ami. Meine Kleidung ist gewiß jederzeit süperbe.

Accisinsp. Zugegeben, aber die Siege?

Anel. Manches Mädchen war von mir enchantirt, aber sie —

Accisinsp. Wollte dich nur nicht zum Manne.

Anel. Ami, du bist heute ein wenig impertinent. Sie taugte nicht für mich.

Accisinsp. So, so. Doch wieder auf die Ellrich zu kommen. Sie war in die Husarenuniform verschossen, daraus folgt?

Anel. Daß sie nun ihre Augen auf einen andern werfen wird, da sie ihren Amant verloren hat.

Accisinsp. Auf ein andres Gewand, da sie die Husarenuniform verloren hat, willst du sagen, denn bey dir gilt ja einmal die Jacke für den Mann.

Anel. Ich habe ja nur gesagt, daß Kleider Eindruck machen. Sie wird einen andern favorisiren, und wen meinst du denn?

Accisinsp. Einen andern Husaren.

Anel. Gewiß nicht, die ſind viel zu impolis, können keiner Dame Douceurs ſagen. Ihr Bruder, nun ja, der hatte doch wenigſtens ſtudirt.

Accieinſp. Nun ſo weis ichs nicht. Vielleicht den neuen Diakonus? Ein ſchöner, im Hauſe des Ammanns wohlgelittener Mann.

Anel. Fi donc! So eine Geſpenſtertracht? Cher ami, wo denkſt du hin?

Accieinſp. Ich hatte vergeſſen, daß Mädchen ſich bloß in Kleider verlieben.

Anel. Siehſt du, es giebt alſo hier keine convenable Partie für Karolinen.

Accieinſp. Doch, einige junge hübſche Advocaten.

Anel. Fi donc! ſie wird einen Advocaten nehmen.

Accisinsp. Was bist denn du?

Anel. Mit mir ists was ganz anders. Erstlich bin ich in der Residenz, habe Connexions und werde gewiß bald Hofrath; oder ich lege auch so meine Praxis nieder, wenn —

Accisinsp. Du Karolinens Geld hast. — Aber ich sehe du wirst verdrüßlich. Versuche dein Glück, mich solls freuen, wenn du den Korb nicht zum zweytenmale bekommst.

Anel. Ich fliege hin und gewiß sie wird mein. Ob aber Gesellschaft da ist?

Accisinsp. Itzt wahrscheinlich niemand, als der alte Mundungus.

Anel. Peste! Der alte Karl ist mir odieux. — Ich gehe nicht hin.

Accisinsp. Nein, du fliegst.

Anel. Fachire mich nicht mit deinem Scherze, er kommt sehr mal à propos. — Ich schreibe an meine Göttin.

Accieinsp. Mir auch recht. Da, setze dich an meine Schreibkommode; Dinte, Federn, Stempelpapier zu einem und mehr Groschen, auch andres findest du da in Menge.

Anel setzte sich, zerschnitte dem Ami ein Mandel Hamburger Federn, verdarb mehrere Bogen holländisches Papier, rieb sich Stirne, Nase und Ohren, schimpfte auf die miserable deutsche Sprache, der es an Ausdrücken für zärtliche Ideen fehle, und brachte endlich zu seiner eignen Bewunderung folgenden Brief hervor:

Meine Angebetete!

Schon einmal wagte ich es Ihnen meine unnennbare Liebe zu gestehen und Sie zu bitten, die Flammen, die mein Herz verzehren, durch Ihre Gegenliebe

zu löſchen; aber ach! mein cruelles Desastre entriß Sie mir, Sie waren ſchon verlobt. Ihr Refus machte mich zum malheureuſeſten Sterblichen, der je unterm Monde promenirte; einem Schatten gleich ſchwebte ich, Ihr Portrait im Herzen tragend, im großen Cercle meiner Connaisance herum, kein Plaiſir war mehr capable, mein bleſſirtes Herz zu charmiren, das Leben ſelbſt war mir odieux. Aus dieſer pitoyabeln Diſpoſition meiner Seele riß mich der Avis, daß mein glücklicher Rival Ihr Bruder ſey. Neue Hoffnung animirte mich, ich flog ſchnell wie auf Zephyrsfittigen in die Stadt, welche die göttliche Karoline zu einem Eliſium macht. Schon der Gedanke, mit Ihnen an einem Orte zu ſeyn journiren inondirt mein Herz mit Wonne; aber der, daß Sie in dieſen Zeilen die wiederholte Confeſſion meiner Zärtlichkeit leſen, daß Ihr ſenſibles Herz zur Gegenliebe gerührt wird, macht mich zum ſeligſten Sterblichen, erhebt mich über die Götter. O, zögern Sie nicht,

ich beschwöre Sie, mich durch ein eins ziges süßes Wort Ihrer Gegenliebe zu versichern. Dann fliegt zu Ihren Füßen

Ihr

glücklicher
Louis Anel.

„Eine Hauptlüge, Herr Bruder! — sagte der Ami — du heißest ja nicht Ludwig, sondern Johann Gottlieb Augustin. Wie könnte ich nun meinen Namen verleugnen und Vater und Pathen noch in der Erde ärgern.

Anel. Solche Bedienten- und Heilsgennamen soll ich doch nicht unter ein Billet doux setzen? Bist du gescheut? Louis! In dem Namen liegt etwas Sanftes, etwas —

Accisinsp. Meinetwegen. Schicke nur das Sendschreiben fort. Wir wollen mein Notariatssiegel darauf drucken, damit es doch wie etwas aussieht.

Anel. Du bist heute sehr facheux, Ami. Gieb her.

Er nahm den Brief, bestreute ihn mit wohlriechendem Pulver, siegelte und schickte ihn mit einer französischen Aufschrift durch des Ami Bedienten, der sich erst pudern und den besten Rock anlegen mußte, an die Behörde.

Das Aussenbleiben des Bedienten schob den hoffenden Anel schon für Freude in die Wolken, denn itzt schrieb Karoline erröthend: Louis, ich liebe dich. Er berathschlagte mit sich selbst, was für ein Kleid für den erhörten Liebhaber das passendste sey. Noch war er mit der Wahl nicht aufs Reine, als der Bediente mit Antwort zurückkam. Hastig riß er das Billet auf, warf es zur Erde und gab sich Mühe in Ohnmacht zu fallen. Der Ami hob es auf und las:

Herr Advocat!

Meine Schwester dankt für die Ihre, und niederholt ihre ehemalige Erklärung.

Karl Ellrich.

„Du mußt wahrlich in einem unglücklichen Zeichen geboren seyn, denn es zieht ja gar nichts, weder Kleid, noch Brief, noch Pulver, noch der sanfte Name!“ — murmelte der Ami und half Anetn einpacken, der nach Verlaufe von zwey Stunden dem infamen Neste seine Gegenwart auf ewig entzog und der einfältigen, undankbaren Karoline die Erlaubniß gab, seinen Verlust einst mit blutigen Thränen zu beweinen.

Noch hielt diese lachend den schmelzenden Brief in der Hand, als ihr Bruder ihr einen andern an ihn gerichteten zum Lesen überreichte. Er war von Anton, der ihn zur Entdeckung seines Vaters Glück wünschte und am Schlusse seine Liebe zu Karolinen nebst seiner vorigen Verzichtleistung auf sie gestand. „Das Gefühl, ich bin ihrer unwürdig — schloß er — hindert mich, ihr meine heiße Liebe zu entdecken, und doch kann ich dem Wunsche, sie als Gattin zu besitzen, nicht widerstehen. Wer wünscht wohl ein Glück nicht, ob er gleich weiß, daß ers nicht verdient? Ich bitte dich, suche zu erfahren, ob Karolinens Ge-

sinnungen gegen mich so beschaffen sind, d
ich mit einiger Hoffnung ein Geständnis b
ihr wagen darf, oder ob ich bestimmt bin, o
ne sie ein freudenloses Leben zu führen."

„Nein, das soll er nicht, der gute A
ton! — rief Karoline, gerührt von sein
Freundschaft gegen ihren Bruder und sein
Liebe zu ihr. — Schreib ihm, daß ich
Seine bin. Doch erst zum Vater und z
Mutter."

Von Karln begleitet gienz sie zu ihr
Aeltern, die eben mit Mundungus in eine
freundschaftlichen Gespräche begriffen waren.

„Vater! Mutter! Ich liebe Anto
darf ich die Seinige werden?"

„In Gottes Namen!" war die ei
stimmige Antwort.

Karl las den Brief vor. Die Aelte
umarmten sie freudig und wünschten ihr Glü
Mundungus sprang vom Stuhle auf, hi

Anton, der seine völlige Gunst besaß, eine kräftige Lobrede und trug darauf an, daß Karl auf der Stelle ihm die Erhörung seiner Wünsche durch einen Expressen verkündigen sollte.

An seinem Arbeitstische saß der Herr Stadtschreiber und Juris Praktikus Anton Waller zwischen Bergen von Akten und brütete über einer Kriegsbefestigung, sich des Gedankens an Karolinen, der keinen andern aufkommen lassen wollte, mit Gewalt zu entschlagen und die Stimme der Liebe zum Schweigen zu bringen, die bald durch Hoffnung gestärkt ein liebliches Allegro con brio intonirte, bald durch Verzweiflung niedergedrückt eine Litaney winselte. Allein dieser Versuch schlug fehl, er verstand die zu beantwortende Klage nicht, blätterte bald in diesem bald in jenem Aktenstücke, als wollte er sich aus den Schreibereyen anderer Raths erholen, und erregte dadurch in seinen ihm zur Seite sitzenden Schreibern die Vermuthung, es müßte ein schwerer Fall seyn, weil er so viel dächte, so wenig schrieb und selbst

das wenige immer wieder ausstrich. Auf einmal trat Karls Bote herein und übergab seinen Brief. Langsam und zitternd eröffnete er ihn, aber sein ganzes Wesen veränderte sich schnell, als er die tröstlichen Worte in al- ler Eile fünfmal gelesen hatte:

Mein Anton!

Karoline ist dein. Komm, aus ih- rem Munde die Bestätigung und aus dem Meinigen den Dank für deine groß- müthige Aufopferung zu hören. Meine Aeltern, nun auch die Deinigen, deine Braut und unser lieber Mundungus grü- ßen und erwarten dich.

Karl.

Ein blanker Species, der Segen des Bergbaues, schlüpfte in des Boten Hand. „Ich bin schon bezahlt, sagte dieser und drück- te den Freund fest zwischen den Fingern — der Brief ist frankirt.“ — „Schon gut, versetzte Anton, trinke Er einmal auf dem Rück-

wege.“ — „Bekomme ich Antwort?“ — „Nein; doch ja, ein Paar Zeilen.“ — Er ſetzte ſich und ſchrieb, ohne recht zu wiſſen was. Der Bote gieng ſeinen Weg.

Nun war ihm die Stube zu enge, er lief zu ſeinen Aeltern, zu Amalien, ſie an ſeinem Glücke Theil nehmen zu laſſen. Ihre Glückwünſche anzuhören, fehlte es ihm an Zeit. Seine Geſchäfte mußten auf etliche Tage einem andern aufgetragen, Extrapoſt beſtellt, der Reiſekoffer gepackt werden; er hatte alle Hände voll zu thun. Wer ihn laufen ſah, glaubte, er wollte in eigner Perſon dem eben flüchtig gewordenen Pferdediebe nachſetzen; ſelbſt der Poſtmeiſter ſtand in dem Wahne, als er mit der größten Eilfertigkeit Pferde von ihm verlangte. Die Schreiber zermarterten ſich die Genies mit Muthmaßungen, der älteſte im Range, der den Herrn gewöhnlich bey auswärtigen Verrichtungen begleitete, fragte, was für Akten er einpacken und ob er mitreiſen ſollte. Diesmal keine, auch reiſe ich allein, antwortete Anton lächelnd, gab jedem zwey Species

und bestärkte die ohnehin nicht auf den Kopf gefallenen Leutchen in der Vermuthung, ihr Herr thue entweder eine reiche Erbschaft, oder eine Braut habe ihm das Jawort zugeschickt.

„Phöbus muß dir seine Equipage geliehen haben, denn die Postzüge der Venus hätten dich nicht so geschwind hergebracht“ rief ihm Karl scherzend zu.

Anton. Ich habe dir ja geschrieben, daß ich gleich mit Extrapost kommen werde.

Karl. (Lächelnd.) Nun, der Bote wird den Brief schon noch nachbringen und uns dann überzeugen. Doch desto besser, komm zu Karolinen und zu meinen Aeltern.

„Seyn Sie uns willkommen, lieber Sohn!“ schallte es ihm beym Eintritte entgegen und Karoline sank mit den Worten „Ich bin die Ihrige!“ an seine Brust. Entzückt wollte er seinen Dank herstammeln, da trat Veundungus hervor, umarmte und

bat ihn, sich erst zu fassen. „Itzt sind Sie ganz aus dem Häuschen, es fehlt Ihnen, wie man sagt, an einer guten Ausrede. Die Sprache wird schon wieder kommen, dann ists immer noch Zeit, zu danken, und wenn Sies auch nicht könnten, so sähe mans Ihnen doch an, daß Sie es wollen. Seyn Sie glücklich! Sie verdienen es.“

So war das Band geknüpft und in wenigen Wochen holte der glückliche Anton seine Karoline als Gattin nach Rochau.

Fünf und dreyſigſtes Kapitel.

Eine Ediktalcitation ſub poena infamiæ. — Minne hat weſſel czu aller czit, wol dem, dem minne gut ende git.

Karl hatte ſeit ſeiner Zurückkunft aus Schleſien ſichs zum Geſetze gemacht, jedesmal die Zeitungen, wenn auch nur die Avertiſſements zu leſen, nicht etwa in Hoffnung ſich nochmals zu Antretung einer Erbſchaft citirt zu leſen, das wäre auf der einen Seite zu viel vom Glücke verlangt geweſen, und hätte auf der andern wie Habſucht ausgeſehen, die ſein Fehler nie war;

sondern bloß um mit den wichtigsten sich in seinem Vaterlande ereignenden Vorfällen bekannt zu werden, worunter natürlich auch die Geburt manches jungen Knabens, das Verlaufen eines kleinen Mopses, die Erfindung einer Universalmedizin u dgl. gehören. Dieser löblichen Gewohnheit gemäß las er auch einst eine öffentliche Citation, worinnen der bankerottirte Apotheker Polykarp Hache bey Strafe der Ehr- und Rechtlosigkeit vorgeladen wurde, sich vor den Stadtgerichten zu Rochau zu stellen. Er erstaunte, denn er hatte mit Anton und ganz Rochau Hachen für einen sehr wohlhabenden Mann gehalten und vom Scheine sich blenden lassen.

Ehrn Hache hatte zwar viel Vermögen, das heist, ein schönes Haus, eine grosse mit kostbaren Hülfsmitteln wider alle Krankheiten (den Tod abgerechnet, der aber auch keine Krankheit, sondern selbst ein Universalmittel gegen jede ist) versehene Apotheke; aber beyde gehörten nur nicht ihm, sondern

einer Menge auswärtiger Gläubiger, denn in der Stadt selbst auch nur einen Groschen schuldig zu seyn, hätte Herr Hache für den größten Schandfleck seiner Ehre gehalten.

Sein Erwerb überstieg seinen Aufwand bey weitem, um so unbegreiflicher war es daher einige Zeit, wie er statt Reichthümer gesammelt zu haben, so tief in Schulden gesunken seyn konnte. Endlich entdeckte sich die Ursache seines Falls. Er wollte Gold machen, nicht auf die gewöhnliche Art, sondern durch die einzige, wahre und ächte Kabbala, das Faro. Hierinnen hatte er aber nie Glück, er verlor die größten Summen, stellte Wechsel aus, borgte sie zu bezahlen, bey Christen und Juden auf übermäßige Zinsen, blieb den Drogisten die Waarenrechnungen schuldig, griff am Ende, da er keine Rettung mehr sah und eine Unpäßlichkeit Amaliens die Vollziehung der Ehe und mit ihr den Besitz ihres Geldes verzögerte, eine ihm anvertraute Rathskasse an, (welches bey der

später erfolgten Entdeckung ihm noch die Ehre einer genauen Beschreibung seiner werthen Person zuzog, und die Bitte an alle Obrigkeiten veranlaßte, einen so theuern Mann ja recht fest zu halten, damit man seine Gegenwart in Rochau nicht länger entbehren dürfte) drückte sich in aller Stille und überließ seinen Gläubigern, sich in ihre eignen Sachen, in Haus und Apotheke zu theilen.

In Karln erweckte der Gedanke an Hachens Fall und Entweichung sogleich den an seine bisherige Braut; mit diesem verband sich die Idee, sie sey nun frey; an die Vorstellung von ihrer Freyheit reihte sich die, sie könne sich mit einem andern verbinden, und dieser Andre wünschte er zu seyn, denn seine Liebe zu ihr erwachte mit aller Stärke.

Itzt oder nie, dachte er, eilte zu seinen Aeltern und trug ihnen seine Nothdurft vor. Mit Freuden gaben sie ihre

Einwilligung. „Eile nur, lieber Sohn, — setzte der Vater lächelnd hinzu — daß du bald in den völligen Besitz deiner Amalie kommst. Deine Liebchen wurden dir schon im Vorzimmer der Ehe wieder entrissen; ich traue also deinem Glücke nicht eher, als bis du eine Ehehälfte vom Altare zurückführst. Reise von unsern Segenswünschen begleitet zu deiner Dreymalgeliebten und sorge dafür, daß wir sie bald als Tochter umarmen können.“

Unbeschreiblich war Antons und Karolinens freudiges Erstaunen über ihres Karls Liebe zu Amalien, beyden bisher ein Geheimniß. Mit den Worten: „Du warst mein Freywerber bey deiner Schwester, itzt laß mich den Deinigen bey Amalien seyn,“ faßte er ihn bey der Hand und zog ihn mit sich fort.

„Schwester! hier bringe ich dir meinen Karl, dessen erste Liebe du schon als Mädchen hattest, noch liebt er dich, wünscht

durch dich glücklich zu werden. O, mache ihn glücklich!“

Amalie staunte. Karl ergriff ihre Hand und sah ihr mit zärtlichem schmachtendem Blicke ins Auge. „Darf ich hoffen?“ — fragte er schüchtern. Eine sanfte Röthe überzog ihr Gesicht, in ihrem Auge las er Erhörung, ihr Mund sank auf den seinigen.

„Bravo Schwester! — rief Anton in die Hände schlagend — Nun liebe ich dich noch einmal so sehr. Es kann auch nicht anders seyn seyn, denn gleich und gleich gesellt sich gern. Du Wittwe, er wenigstens ein halber Wittwer, du Exbraut, er Exbräutigam, was ihm am ersten abgeht, hat er am andern überflüßig. Doch itzt gehabt euch wohl, ich will Anstalten zur ordnungsmäßigen Feyer des Verlöbnisses treffen.“

Karl, dem Rathe seines Vaters und nebenbey auch dem Drange der Liebe folgend, beschleunigte seine Verbindung mit Amalien. Das geistliche Gericht entband sie ihrer Verbindlichkeit gegen den des muthwilligen Bankerouts und der Veruntrauung anvertrauten Guts schuldigen Apotheker, und nach kurzer Zeit führte der entzückte Karl seine reizende Braut zum Altare.

Eben hatte er auf des trauenden Predigers Verlangen ein lautes und vernehmliches Ja gesprochen, dem sie ein leises nachschickte, als ein Fremder in die Kirche trat. Von fern schielte er erst nach dem glücklichen Paare hin, faltete dann die Hände und richtete die von Thränen nassen Augen in die Höhe. Die Zuschauer, welche das Brautpaar und die Hochzeitgäste zu mustern hatten, bemerkten ihn und machten wunderliche Glossen. Das mag wohl auch ein Frever seyn der zu spät gekommen ist, meinten die meisten, andre hatten wieder

andre Gedanken. Die Trauung war geendigt, der Fremde verlies die Kirche und zog sich unter das gaffende Volk zurück.

Nach eingenommenen Glückwünschen, womit Braut und Bräutigam, Aeltern und Geschwister von den anwesenden Gästen reichlich überschüttet wurden, setzte man sich an die mit köstlicher Leibesnahrung beschwerte Tafel. Schon saß das Brautpaar zierlich an dem bestimmten Platze, der Braut Pathen (der Bräutigam wußte bloß, daß er welche hatte) siedelten sich, wie recht und billig, neben an; die andern Gäste ergriffen nach Stand und Würden den Besitz der übrigen Stühle, da erschien der Fremde nett gekleidet und fragte in gebrochenem Deutsch den geschäftigen Hochzeitbitter nach dem Herrn Bräutigam. „Sie sitzen eben bey Tische," versetzte dieser, ihn vom Zenith bis zum Nadir belugend. „Auch gut," sprach der Fremde und gieng ohne Umstände ins Speisezim-

mer. Karl bemerkte ihn gleich beym Eintritte, sprang auf und warf sich ihm in die ausgebreiteten Arme. Alle Anwesende staunten und warfen neugierige Blicke auf Karin und den Fremden. Diese sprachen schnell, kein Mensch verstands, in ihren Augen glänzten Thränen. „Mein Paul, mein Freund aus Rußland!“ Mit diesen Worten stellte er ihn der Gesellschaft vor, und führte ihn zur Tafel. Nun ward ein mächtiger Aufstand, Braut, Aeltern und Geschwister, selbst der alte Munsbunaus, verließen ihre Sitze, den braven Russen zu umarmen, der wie betäubt seinen ganzen Vorrath von deutschen Wörtern für diejenigen, die ihn nicht verstanden, mit russischen erläutert auskramte, und endlich von Anton auf einen Stuhl dem jungen Ehepaare gegenüber gedrückt, Karin bat, sein Dollmetscher zu seyn.

„Schon hatten wir Sie — fieng er an — als todt beweint, Ihr Brief er-

füllte uns mit Freude. Ich äusserte den Wunsch, Sie zu besuchen. Geh, Paul, reise hin, bringe ihm noch unsern Dank und erzähle uns dann recht viel von seinem Glücke, sprach mein Weib und mein Schwiegervater. So bald es sich thun ließ machte ich mich auf den Weg und war noch so glücklich, Sie in der Kirche zu sehen, und dort mit Freudenthränen für Sie und Ihre Braut zu beten. Nun gehe ich froh nach Hause und bringe Freude mit.“

Itzt setzten die Theilnehmer am Hochzeitschmause Zähne, Zungen, Kinnbacken und alle übrigen resp. Eß- und Trinkwerkzeuge in neue Thätigkeit. Nach der Tafel rief Paul Karln bey Seite, übergab ihm Briefe von den Seinigen nebst einem Pakte köstlicher Pelze und wünschte ihm mit Amalien das nämliche Glück, dessen er ihn durch Abtretung Mariens theilhaftig gemacht hatte.

Tanz und Spiel begannen mit Zwischenakten zur Belustigung des Gaumens. Die Nacht schlich heran, Karls seligste Stunde schlug, sein Schifflein ankerte im Haven der Ehe.

Nachstehende Werke sind noch beym Verleger dieses 1801 erschienen.

Bonaparte und Cromwell; ein Neujahrsgeschenk für die Franzosen, von einem Bürger ohne Vorurtheile. Aus dem Franz. mit einigen Anmerkungen von F. C. Lauckhardt. 8. 12 gr.

Jeder denkende Mensch sollte dieses Buch lesen, denn wer kann von diesem großen Manne ein Urtheil fällen, wenn er ihn nicht genauer kennt?

Funke, C. P. Karl und Wilhelmine, oder die wißbegierigen Kinder. In Gesprächen mit ihrem Vater über fremde Völker. 8. 9 gr.

Hier werden Kinder Unterhaltung finden.

Mann und Weib in ehelichen Verhältnissen, oder wie sie seyn sollten. 8. 12 gr.

Ein Werk zur Nahahmung und Beruhigung.

Romane.

Lauckhardt, Fr. C. Die Emigranten, oder Geschichte der Familie des Grafen von Vitacon, 2. Theil. 8. 2. Th 8 gr.

Hier hat der bekannte Verfasser ein Meisterstück gemacht.

Naphahns sieben Verwandlungen und sechs Stürme aufs Ehebette. Seitenstück zu Hannchens Hin- und Herzügen u. s. w. Mit 1 Kupf. von Schule. 8 1 Th. 12 gr.

Wer dies Buch liest wird sicher nicht dabey gähnen, denn als wahre Geschichte hat es grosen Werth Die Schreibart ist blühend und schön.

Nach Johanni.

* Blumenlese, aus den vorzüglichsten Prosaikern und Dichtern Frankreichs für gebildetere junge Leute ꝛc. 1stes Bändchen.

Lauckhardt, F. C. Astolfo, eine Banditengeschichte. 3 Theile. 8. Mit Kupfern.

C. G.

Auf das mit * bezeichnete wird noch bis Michael 8 gr. Pränumeration angenommen.